

Malcolm Muggeridge



**Jesus
der Mann
der lebt**

Johannes

© Malcolm Muggeridge
Originaltitel:
Jesus The Man who Lives
Harper and Row
New York – Evanston – San Francisco,
London
Übertragung von Julius Nenninger
1. Auflage 1975

© Johannes Verlag, Einsiedeln 1980
Alle Rechte vorbehalten
Hergestellt im Graphischen Betrieb Benziger, Einsiedeln
ISBN 3 265 10231 9

INHALT

VORWORT DES HERAUSGEBERS

7

I. JESUS KOMMT IN DIE WELT

9

II. WAS JESUS DER WELT ZU SAGEN KAM

77

III. DER MANN DER LEBT

173

VORWORT DES HERAUSGEBERS

Dieses Werk von seltsamer, leidenschaftlicher Schönheit, Meisterwerk eines weltweit bekannten Journalisten, Filmmanns, Schriftstellers und Herausgebers des berühmten Witzblattes «Punch», bedarf, um deutschen Lesern zugänglich zu werden, eines kurzen Hinweises.

Malcolm Muggeridge – um mit ein paar biographischen Daten zu beginnen –, Jahrgang 1903, studierte in Cambridge, war 1927–1930 Lektor an der Universität Kairo, 1930–1932 Herausgeber des «Manchester Guardian», dann ein Jahr dessen Moskauer Korrespondent, anschließend Mitherausgeber des «Calcutta Statesman» und des «Evening Standard», diente 1939 bis 1945 in Ost- und Nordafrika, Italien und Frankreich, wurde Mitglied des Intelligence Service, 1946–1947 war er am «Daily Telegraph», Washington, beschäftigt, wurde Abgeordneter, gab von 1953 bis 1957 «Punch» heraus, 1966–1968 war er Rektor der Universität Edinburgh. An die zwanzig Bücher entstammen seiner Feder, in Deutschland wurde sein Werk über «Mutter Teresa von Kalkutta» bekannt, mit der er in tiefer Freundschaft verbunden ist und die für ihn, wie man auch aus dem vorliegenden Werk ersieht, zum Urbild eines wahren Christenmenschen und wohl auch zur wirksamsten Vermittlerin seiner Rückfindung zu Jesus Christus geworden ist. Obschon leidenschaftlich an der Sache Jesu beteiligt, hat sich Muggeridge nie entschlossen, Mitglied einer der christlichen Kirchen zu werden, ein paar Bosheiten gegen Papst, oder Jesuiten, eine traurige Passage über Eucharistie möge der Leser gelassen hinnehmen: Zuweilen verliert der Verfasser die Zügel über den Journalisten in ihm.

Sein Jesusbuch ist vor allem ein Bekenntnis. Auf wie langer Meditation der Evangelien es aufruhrt, wird der Leser wahrnehmen. Bekenntnis zur Unvergleichlichkeit der Person und der

Worte Jesu, deren Gültigkeit alle Zeiten überdauert und die gegen alle Widerstände von Christen und Nichtchristen wahr sind. An allem, was kirchliche Dogmatik ist, vorbei bekennt sich Muggeridge, unmittelbar vom Phänomen betroffen, zu Jesu wahrer Gottheit und Menschheit, zu seiner jungfräulichen Geburt, auch zu seiner – freilich in menschlichen Kategorien unfaßbaren – Auferstehung. Exegetische Subtilitäten und Bedenken fechten ihn nicht an, aber die vielfachen Zweifel der Zeitgenossen, Einzelheiten der Evangelienberichte betreffend, teilt er durchaus. Obschon er an den von Jesus vollzogenen Heilungen nicht zweifelt – er sieht sie ganz richtig zusammen mit seiner Predigt und seiner Sündenvergebung –, bleiben sie für ihn von geringem Gewicht, erklären sich vielleicht durch ungewöhnliche Heilkräfte, führen vor allem (was wieder richtig gesehen ist) bei Volk und Jüngern zu vielerlei Mißverständnissen. Manches Wunderbare in den Schilderungen kann nach Ansicht des Autors billigerweise preisgegeben werden: das Entscheidende, Jesu unerhörte Worte, sein geradezu göttlicher Anspruch, bleibt von solchen Verlusten unbehelligt, tritt geradezu noch klarer hervor.

Das Einmalige an diesem Buch liegt also darin, daß die Leidenschaft des Bekenntnisses zu Jesus alle gelegentlichen liberalen Anwendungen überblendet. Wie das geschieht, ist für den Leser besonders lehrreich: eine zentrale Evidenz leuchtet so stark und unwiderleglich, daß alle für den Autor peripheren Gesichtspunkte gewichtslos werden. Dabei vergesse man nie den biographischen Hintergrund: die vielfältige Welterfahrung, gewürzt mit englischem Humor, common sense und blendender Sprachkunst, die Fülle realistischen Wissens um die geistige Situation der heutigen Menschheit. Auf dieser Basis erhebt sich die Einsicht in das Ganz-Anderssein Jesu. Etwas von dem, was das Neue Testament metanoia, Umdenken, nennt, was auch in Augustins «Bekennnissen» aufscheint, wird hier erneut greifbar.

Hans Urs von Balthasar

I. JESUS KOMMT IN DIE WELT

Eine Idee wird einem nur dann innerlich, wenn man ihrer in der Seele gewahr ist, wenn man beim Lesen über sie das Gefühl hat, sie sei einem schon früher gekommen, man kenne sie und brauche sie sich bloß ins Gedächtnis zu rufen. So erging es mir, als ich die Evangelien las. In den Evangelien entdeckte ich eine neue Welt. Ich hatte nie gedacht, daß sie eine solche Gedankentiefe bergen. Und doch schien mir alles so vertraut. Es war mir, als hätte ich das schon lange gewußt und nur vergessen.

Tolstoj,

Aufzeichnungen in Bulgakows
Tagebuch vom 18. April 1910.

Jesu Ankunft in der Welt ist das gewaltigste Ereignis in der Geschichte der Menschheit. Ich sage das als Christ. Dabei bin ich mir freilich bewußt, daß für einen Muslim oder Buddhisten das Erscheinen eines Mohammed oder Buddha mindestens ebenso bedeutsam sein wird. Wäre ich in Mekka oder Bangkok zur Welt gekommen und nicht in einem südlichen Vorort von London, würde ich die Dinge vielleicht mit anderen Augen sehen. Ähnlich wäre es wohl bei einem engagierten Marxisten oder Maoisten, wenn sie über die Geburt eines Karl Marx oder Mao Tse-tung reflektierten.

Wie dem auch sei, da ich einer Kultur angehöre, die mit der Geburt Jesu vor rund zweitausend Jahren begann, und da ich zu dem für mich unausweichlichen Schluß gekommen bin, daß alle Leistungen der folgenden Jahrhunderte

auf den Gebieten der Kunst und der Literatur, der Musik und der Architektur, in der Suche nach Erkenntnis und nach Gerechtigkeit und Brüderlichkeit unter den Menschen, von jenem Ereignis herkommen, überragt es für mich alle anderen. Darüber hinaus muß ich sagen, daß die Offenbarung, die Jesus uns gab – in seiner Lehre, in dem Drama seines Lebens, seines Sterbens und seiner Auferstehung –, daß diese Offenbarung des wahren Sinnes und Ziels unseres irdischen Lebens für mich verglichen mit anderen Offenbarungen von einzigartigem Wert und ewiger Gültigkeit ist. Die Tatsache, daß ich zu einem Zeitpunkt zur Welt kam, da die Kraft dieser Offenbarung im Ablauf der Geschichte fast erschöpft zu sein scheint, und da der Mensch des Westens immer geneigter ist, das überkommene Erbe zu verachten und zurückzuweisen, läßt mich dieses Erbe immer mehr schätzen und verehren. Es ist wie wenn die letzten Töne der Missa Solemnis die Schönheit alles Vorangegangenen zusammenfaßten oder wenn das Licht eines Juniabends die ganze Herrlichkeit des sich neigenden Tages widerspiegelte.

Die Berichte, wie Jesus in die Welt kam, was er sagte und was er tat, ehe er die Welt verließ und doch in ihr blieb, sind sicherlich mehr erzählt, zergrübelt, analysiert und interpretiert worden als die irgendeines anderen Dokuments in der Menschheitsgeschichte. Wie viele Hände! Wie viele und wie verschiedene Versionen und Auslegungen! Von dem rauhen und doch lieblichen Dialog der Mysterienspiele und dem in der Seele nachhallenden Klang des gregorianischen Chorals bis zu Renans üppiger Prosa, Dickens' salbungsvoller Sentimentalität und zur bodenlosen Torheit von D. H. Lawrences «The Man Who Died». Dann weiter in die Wüstenei der Christo-Freudianer und mystischen Marxisten, der ihrem Presbyterium entlaufenen

Kleriker, der Theologen, die den Tod Gottes zelebrieren. Und nochmals weiter: da finden wir die *exaltés*, die LSD-Frömmigkeit intonieren, die monströsen Ungeister, Kommunarden und klerikal-n «Playboy»-Liebhaber. Alle sind sie damit beschäftigt, bewußt oder unbewußt den großen Jesuskult des zwanzigsten Jahrhunderts zu fördern – mit seinen mannigfachen und lukrativen Ablagen in der Unterhaltungsindustrie.

Hinzu kommen in unabsehbarer Reihe die Werke echter oder vorgeblicher Gelehrsamkeit. Sie suchen nach dem historischen Jesus, nach dem Freiheitskämpfer Jesus, dem erotischen oder phallischen Jesus, dem proletarischen oder revolutionären Jesus. Und dann die neuen Bibelübersetzungen, jede von ihnen, wie mir scheint, stilistisch schlapper und unergiebiger als ihre Vorgänger. Alle enthalten sie in größerem oder geringerem Grad etwas von dem, was man heute Revisionismus nennt. Dabei wird die wesentliche Botschaft Jesu verändert, wenn nicht gar radikal umgestülpt, etwa daß sein Reich von dieser Welt *ist*, daß der Mensch vom Brot allein leben *kann* und also auf Erden Schätze sammeln *muß* in Gestalt eines ständig wachsenden Bruttosozialprodukts. Genaue Interpretation ist oft der Feind der Wahrheit; indem man die Worte des Evangeliums immer getreuer wiedergeben will, kann der Sinn dessen, was sie so prächtig sagen, leicht verlorengehen. So ist es vielleicht wörtlicher, im Gebet des Herrn Gott zu bitten, uns nicht auf die Probe zu stellen. Wenn wir ihn aber bitten, uns nicht in Versuchung zu führen, dann hallt in diesen Worten das Sehnen eines sündigen Herzens wie das meine ergreifender und treffender wider. In der New English Bible ist die Übersetzung «ein Tal so dunkel wie der Tod» sicher genau, aber wer, der bei Sinnen ist, könnte sie der alten Fassung «im Tal des Todesschattens» vorziehen. Künftige Historiker, vorausgesetzt, es werde solche ge-

ben, die an diesen Dingen interessiert sind, mögen wohl zum Schluß kommen: je mehr wir über Jesus wüßten, desto weniger kennten wir ihn, und je genauer seine Worte übersetzt würden, desto weniger verstünden oder beachteten wir sie.

Mitten in diesem Wust von Spekulation, Verbrämung und Vermutung bleiben die vier Evangelien die einzigen gültigen Texte, sozusagen die unverletzbaren Gene des christlichen Glaubens. Wir, die englischer Zunge sind, dürfen uns freuen, daß wir in der offiziellen Bibelversion aus dem frühen siebzehnten Jahrhundert eine Übersetzung von unvergleichlicher künstlerischer Schönheit und Leuchtkraft besitzen. Aber einerlei in welcher Sprache oder Fassung, es sind die Worte der Evangelien, so wie sie uns überliefert sind, mit allen ihren textlichen Unvollkommenheiten, ihren historischen und theologischen Mehrdeutigkeiten, die viele der edelsten Menschen inspiriert haben. Diesen Worten verdanken wir einen Großteil der höchsten Kunst, Literatur, Musik und Architektur, die unsere Kultur hervorragen ließ. Im wahrsten und gültigsten Sinn dürfen sie als Heilige Worte bezeichnet werden, und ohne Blasphemie dürfen wir sie Gottes eigene Worte nennen. Dieser Worte wegen sind erhabene Bauten wie die Kathedrale von Chartres errichtet worden, haben große Heilige wie Franz von Assisi freudig und von ganzem Herzen ihr Leben dem Dienst Gottes und ihrer Mitmenschen geweiht. Um der größeren Glorie dieser Worte willen haben Bach komponiert, El Greco gemalt, Augustinus an seiner *Civitas Dei* und Pascal an seinen *Pensées* gearbeitet. In den gleichen Worten fand Bunyan die Triebkraft zu seiner Beschreibung der Reise eines Pilgers durch die Wüste dieser Welt; und dort fand auch Thomas Morus seinen Trost auf dem Weg zum Schafott. In unserer Zeit haben die gleichen Worte der Evangelien Dietrich Bonhoeffer die Kraft gegeben, gelassen

in den Tod zu gehen, und es Simone Weil ermöglicht, Trost und Licht aus den Prüfungen zu ziehen, die ihr Los waren. Was diese Worte uns beibrachten und noch beibringen, hat kein Ende. Haben sie einmal ihre Kommentatoren, zumal die Kommentatoren unserer Tage, überlebt, dürfen sie wahrlich als unsterblich gelten.

In der Hebräischen Universität in Jerusalem hat man einige Bruchstücke des Alten Testaments, die unter den Schriftrollen des Toten Meers gefunden wurden, montiert und ausgestellt. Diese beschädigten Papyrusfragmente aus der Zeit Jesu hatten für mich etwas tief Bewegendes. Genau solche Schriftstücke waren es, die die Worte und Taten Jesu für die Nachwelt bewahrten. Wer von denen, die die Evangelien in dieser ersten schriftlichen Form sahen – irgendwann gegen Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung – hätte ahnen können, was sie für zahllose Geschlechter von Christen in fremden, fernen Ländern bedeuten würden? Daß sie Tag um Tag, Jahrhundert um Jahrhundert in gewaltigen Domen und in kleinsten verborgenen Gemeinden gesungen und intoniert, daß sie von Erschrockenen in alle Winkel der Erde getragen und endlich sogar durch die Stratosphäre gebrüllt werden sollten. Daß sie das Herz und den Sinn zahlloser Männer und Frauen entflammen und erfüllen würden, sie zu unvorstellbarer Leistung antreibend, auf den Wogen der gläubigen Leidenschaft emporgetragen bis zu Gottes Thron. Ein kaum verständliches Gekritzel; ja, aber was für Schriftzeichen! Lebendige Worte, die einen lebendigen Glauben tragen; oder wie es zu Anfang des Vierten Evangeliums heißt: nicht nur Worte, sondern *das* Wort, das Fleisch geworden ist und unter uns gewohnt hat, voll der Gnade und Wahrheit. Jeder Schreibende, wie gering er auch sei, muß vor allem anderen suchen, unbedingt lebendige Worte hervorzubringen in der Hoffnung, daß auch sie in Gnade und

Wahrheit weiterleben werden, und wäre es auch nur eine kurze Weile, einen Tag oder eine Woche. Wieviel mehr trifft das zu, wenn sich seine Worte auf das Wort beziehen, das in der Person Jesu Fleisch geworden ist! Wenn ich darüber nachsinne, erinnere ich mich an ein Gebet des hl. Augustinus. Er wußte aus Erfahrung, wie verzweifelt schwer es ist, Worte zu finden, die, wie er sich ausdrückt, einen Anfang und ein Ende haben, so daß sie wie Kirchtürme in den Himmel steigen. Im Licht dieser mühseligen Erfahrung betete er, daß ihm gegeben werde, Gott «das Opfer meiner Gedanken und meiner Sprache anzubieten; gib mir aber vorher das, was ich Dir bieten darf». Dieses Gebet hallt in mir nach.

Mehr als ein Jahrhundert ist dahingegangen seit dem ersten Erscheinen von Ernest Renans «Vie de Jésus». Die Wirkung des Buches war enorm, eine Auflage folgte der anderen, genauso wie die Angriffe dagegen sich alsbald in großer Fülle einstellten. Was Renan tatsächlich unternahm, war, das Neue Testament seines transzendentalen Gehalts zu entleeren und seine zentrale Gestalt – Jesus – als einen begnadeten Lehrer, nicht aber als Teil der christlichen Gottheit darzustellen. Dabei sollten die Wunder nicht mehr sein als Übungen in ärztlicher Magie – gewissermaßen alles mit Pillen gemacht. Das heißt also, Renans Jesus war so etwas wie ein tugendhafter und wahrhaftiger Jean-Jacques Rousseau – falls ein Mensch von so angeborener Unaufrichtigkeit und Verlogenheit wie Rousseau einer solchen Verwandlung fähig wäre –, ein Mensch somit, der die einfachen Leute, unter denen er wohnte und lehrte, bezauberte und erbaute. In dieser Hinsicht folgte Renan den Spuren deutscher Theologen seiner Zeit. Namentlich war es David Friedrich Strauß, dessen «Leben Jesu» ähnlich Furore gemacht hatte wie Renans «Vie de Jésus». Beide haben zahl-

reiche Nachahmungen erfahren, die Jesus immer tollkühner verunstaltet haben.

Die neue Darstellung Jesu und seiner Lehre, die Renan so kräftig popularisierte, kam gerade zur rechten Zeit. Unter dem Einfluß der Naturwissenschaften und des aus ihnen hervorgehenden Humanismus sehnten sich viele vermeintliche Christen danach, das überkommene Evangelium befreit zu sehen von dem, was sie als eine erdrückende und erstickende Last von Dogma und Hagiographie betrachteten. Jesus, die Jungfrau Maria, die Apostel und die Heiligen sollten aus ihren Heiligenscheinen heraustreten und sich als gewöhnliche Männer und Frauen unter die Leute mischen. Genau das hat Renan erreicht. Er war selber Priesteramtskandidat gewesen, aber vor dem Schritt zum Priestertum zurückgeschreckt. Deshalb erfaßte er genau, ja teilte das damalige Bedürfnis nach einem tränenlosen Christentum. Gefragt war ein Idyll und kein Drama, ein versöhnliches Ende und kein nacktes, unerbittlich in den Himmel ragendes Kreuz. Zugleich war Renan ein gelehrter Kenner der Bibel und begabter Schriftsteller, der seine Geschichte elegant, bewegend, aufrichtig und vor allem überzeugend erzählen konnte. Man möchte fast sagen, daß seine «*Vie de Jésus*» so etwas war wie der erste rohe Entwurf zu «*Jesus Christ Superstar*». Wenn er jetzt in der Lage ist, unsere gegenwärtige Szene zu beobachten, wird ihm eine solche Entwicklung kaum Freude machen. Schon zu seinen Lebzeiten schien es, der Standpunkt, den er einnahm, bereite ihm Unbehagen. «*Au fond*», schrieb er, «*je sens que ma vie est toujours gouvernée par une foi que je n'ai plus.*» Das war ein Ruf aus dem Herzen, bewegend, sogar tragisch und schildert nicht nur Renans Lage, sondern die Situation vieler Christen, die spürten, daß sie ihren Glauben verloren hatten. Die Kinder und sogar die Enkel von Gläubigen mochten, wie Renan, dank dem Antrieb eines Glaubens, den sie nicht mehr hat-

ten, lange weiterrollen. Aber – und das haben wir nur allzu deutlich erkannt – wenn bei den Urenkeln der Schwung erlahmt, dann leben sie nur noch in einem seelischen und moralischen Vakuum. Das Licht, das mit der Geburt Jesu in die Welt kam und durch die Jahrhunderte leuchtete, wenn auch manchmal flackernd oder trübe, ist für sie erloschen. Geblieben sind nur Dunkelheit und Träume, die als bald zu Albträumen werden.

Renan webte sein Idyll im Heiligen Land selbst. Seine Inspiration fand er in der Landschaft, die Jesus gekannt hatte, in den Städten und Dörfern am galiläischen See. Er sah die vertrauten Szenen – die Säer, die zur Saat ausgingen, die Hirten, die ihre Schafe weideten, und die Fischer, die ihre Netze auswarfen. Es waren die gleichen einfachen Arbeitsvorgänge, aus denen Jesus seine Gleichnisse und Bilder zog. Die naiven Galiläer der Zeit Jesu, die Renan als Statisten zu seinem Idyll heraufbeschwört, erscheinen glücklich und herzensrein, geographisch und in jeder anderen Hinsicht weit entfernt von der Entartung und dem Zynismus des römischen Reiches, in das sie einverleibt worden waren. Sie verstehen schnell die Zauberworte des beredten Propheten, der in ihrer Mitte erschienen ist. Freudig nehmen sie die frohe Botschaft auf, die er ihnen bringt. Welch angenehmer Gegensatz zu einer anderen prophetischen Stimme, die sie gehört hatten, der Stimme Johannes des Täufers, der in der Wildnis rief – einer befremdlichen, wilden Gestalt, in Felle gehüllt und angeblich von Heuschrecken und wildem Honig sich nährend! Renan deutet an, daß Johannes einen schädlichen Einfluß auf Jesus ausgeübt habe, indem er ihn auf asketische Bahnen lenkte, die seinem eigentlichen heiteren Wesen fremd waren. Er scheint sogar zu meinen, daß es für Jesus eine gute Wendung war, als des Täufers Haupt der Frau des Herodes in einer Schüssel überbracht wurde. Jetzt konnte er ungehindert sei-

nem Hang zu leichtem, fröhlichem Leben folgen – zusätzlichen Wein liefern, wenn an einer Hochzeit die Vorräte ausgingen, mit leichtfertigen Frauen und anderen offensichtlichen Sündern Umgang pflegen, statt mit den achtbaren und gesetzestreuen Mitgliedern seiner Gefolgschaft. Hier hat Renan eine reiche Ader erschlossen, die seitdem tüchtig abgebaut worden ist, besonders in der letzten Zeit, so sehr, daß heute weitgehend geglaubt wird, Jesus habe bloß mit Huren, Säufern und Gaunern verschiedenster Art verkehrt. Dieser Eindruck ist so wirksam vermittelt worden, daß es beinahe eine Anstrengung erfordert, sich zu vergegenwärtigen, daß nach dem Bericht der Evangelien Jesus den größten Teil seiner Zeit in der Gesellschaft seiner Jünger verbrachte, die, soviel wir wissen, durchaus achtbare Leute waren, während die Häuser, die er besuchte – zum Beispiel das in Bethanien, wo Maria, Martha und Lazarus zusammen wohnten –, eher dem Stil von «Stolz und Vorurteil» entsprachen als dem der «Bettleroper» oder des «Tom Jones».

An den Ufern von Renans galiläischem See scheint die Sonne immer zu strahlen, und in seinem Wasser finden sich immer Fische im Überfluß. Sogar die Maultiere haben sanfte, mandelförmige Augen und lange Wimpern.

In hartem Gegensatz zu dieser bezaubernden Welt steht Jerusalem. Dort tragen die römischen Kolonialherren ihre Macht zur Schau, hat ihr Satrap Herodes seinen Palast, und die Kollaborateure, die jüdischen Priester und Beamten besitzen ihr eigenes religiöses und politisches Establishment. Dort wird der reizende, sanfte Lehrer, der Renans Phantasie entsprungen war und all jenen Vergebung anbietet, die ihm folgen und seine Botschaft der Liebe annehmen, mit einem Mal zu einem transzendentalen Revolutionär. Als solcher wird er dann öffentlich hingerichtet. «Ruhe nun in deiner Herrlichkeit, edler Pionier», ruft Renan dem Gekreuzigten zu, «du Überwinder des Todes, ergreife das Zepter deines

Reiches, in das deine Verehrer dir über die Jahrhunderte auf der Straße folgen werden, die du ihnen geöffnet hast.» So schließt das Idyll, das Renan sich erträumte, während er in Begleitung seiner geliebten Schwester Henriette dem Gang des Lebens Jesu an den Orten folgte, an denen es tatsächlich gelebt worden war. Henriette starb zu Byblos in Syrien, als das Werk noch unfertig war. Im Gedenken an ihre Verbundenheit und an die Hilfe, die sie ihm gegeben hatte, widmete er seine «Vie de Jésus» «ihrer reinen Seele, die jetzt am Busen Gottes ruht». Dreißig Jahre später, 1892, als er selbst zu sterben kam, hatte er keine solche Zuversicht in seine himmlische Zukunft mehr. Als der Augenblick nahte, war er von dem erfüllt, was Pascal das gewaltige Schweigen der Ewigkeit nannte, und von Furcht und Verzweiflung erfüllt.

Es ergab sich, daß auch ich einmal Gelegenheit hatte, im Heiligen Land dem Bericht des Neuen Testaments nachzugehen. In meinem Fall handelte es sich um den Auftrag, den Kommentar zu drei Fernsehprogrammen über den Gegenstand zu verfassen. Dazu mußte ich, wie Renan, so nahe wie möglich an die Stätten herankommen, wo das Drama des Lebens Jesu sich abgespielt hatte. So zum Beispiel an dem Teil des Jordanflusses, wo Johannes der Täufer predigte und taufte, an die Straße von Jerusalem nach Jericho, wo der Reisende unter die Räuber fiel und von dem barmherzigen Samaritan betreut wurde. Dann war es der Berg, von dem man auf Jerusalem hinunterschaut, dort, wo Jesus weinte angesichts des Unheils, das der Stadt bevorstand. Und dann wieder die Wüste, wo der Herr dem Teufel begegnete. Alle diese Orte sind lebendig in meiner Erinnerung, viel lebendiger als manche andere, wo ich länger weilte und die ich besser kannte. Im besonderen gilt dies für die Straße nach Emmaus; als ich mit einem Freund diesen Weg ging, spürte ich in unvergeßlicher Weise das Erlebnis der beiden Wanderer, die kurz nach der Kreuzi-

gung den gleichen Weg zogen, genau wie es im Evangelium beschrieben wird. So stark war der Eindruck, daß ich seither, wohin auch immer die Straße führte, und wer auch immer die Wanderer waren, die Gegenwart eines dritten Wesens, bereit, aus dem Schatten herauszutreten und auf dem staubigen, steinigen Weg Schritt zu halten, nie mehr bezweifelt habe.

Zwar waren, als ich dort weilte, die Verhältnisse im Heiligen Land ganz andere als zur Zeit Renans. Damals war es ein Teil des ottomanischen Reiches, und die Galiläer, für die Renan so schwärmte, waren vorwiegend das, was wir heute Araber nennen. Als wir zu filmen anfangen, hatte der Staat Israel seine Stellung so gefestigt, daß nach Jahrhunderten des Exils, der Knechtung und der Zerstreung Juden wiederum Jerusalem beherrschten. Die Rolle der römischen Legionäre hatte nun die israelische Armee übernommen. Jetzt waren die Araber in der Situation eines unterworfenen Volkes. Ähnlich wie die Juden zur Zeit Christi durften sie ihre Gotteshäuser besuchen und nach den Vorschriften ihrer Religion leben; in allem übrigen waren sie Bürger zweiter Klasse.

Trotz so unterschiedlicher Verhältnisse ging es mir insofern wie Renan, als auch ich fand, daß allein schon der Aufenthalt im Heiligen Land die Geschichte Jesu, wie sie in den Evangelien berichtet ist, bestärkt und belegt. Während jedoch sein Verbleiben dort die Wirkung hatte, seinen Evangelienbericht sehr irdisch zu machen, ein Mysterienspiel gleichsam in ein Pastorale zu verwandeln, war es in meinem Fall genau umgekehrt; das Mysterium war es, das lebendig wurde. Renans lebenswürdiger «*devin du village*» verlor sich in dem gewaltigen Drama von Golgotha. Dessen Schauplatz – die tragische und erhabene Stadt Jerusalem – hat für mich noch immer einen Hauch von Ewigkeit, trotz dem Geschrei der Händler und Wechsler, die ihr

altes Handwerk ungefähr am gleichen Ort betreiben, wo Jesus sie züchtigte. Dieser Eindruck des Unvergänglichen erhielt sich bei mir trotz dem Geschwätz der Fremdenführer und Touristen, die in endloser Folge eine – jetzt zu einer Via Curiosa gewordenen – Via Dolorosa entlangziehen. Das Heilige Land ist voll von Geschichten. Sie ist auf den Steinen geschrieben und in den Gesichtern, die man auf den Straßen sieht, wie ein ständig sich wandelndes Alphabet. Und doch war es nicht Geschichte, was ich dort fand, sondern eine tiefere, herzbelebende Wahrheit, die unter den Steinen und dem ganzen Lärm und Schwindel lag. Ich erinnere mich sehr wohl des Augenblicks meiner Erleuchtung. Es war in der Geburtskirche in Bethlehem. Ich saß in der Krypta, wartete darauf, daß keine Besucher mehr zugelassen wurden, damit wir mit unserer Filmarbeit beginnen konnten.

Einige Stunden vorher hatten wir auf den nahen Feldern gefilmt, wo nach der biblischen Erzählung die Hirten ihre Herden weideten, als ihnen die große freudige Nachricht zuteil wurde, ein Erlöser sei ihnen in Bethlehem geboren, den sie dort in einer Krippe und in Windeln gewickelt finden sollten. Und tatsächlich befand sich auf dem Feld auch ein Hirt mit seiner Herde – Schafe und Ziegen säuberlich getrennt. Kaum hatte er uns und unsere Aufnahmegерäte erblickt, nahm er eines der Schafe in seine Arme, genauso wie auf den farbigen Bildern, die ich aus dem Religionsunterricht meiner Kinderzeit in Erinnerung hatte. Kaum hatte er sich in Positur gebracht und unser Kameramann den Apparat hergerichtet, stellte er das Schaf wieder auf den Boden und kam, um seine Entlohnung auszufeuilschen. Als dieser unziemliche Handel erledigt war und wir die nötigen Aufnahmen des Hirten und seiner Herde gemacht hatten, begaben wir uns zur Geburtskirche, wo wir die größte Mühe hatten, uns einen Weg durch das Gedränge der Bett-

ler und Kinder zu bahnen, die Postkarten, Rosenkränze und andere Devotionalien zum Kauf anboten.

Noch über ihre Zudringlichkeit verärgert, saß ich in der Krypta auf einem steinernen Sims im Schatten der brennenden Kerze, der einzigen Beleuchtung. Wie lächerlich sind diese sogenannten «Heiligtümer»!, dachte ich im stillen. Und wie schmutzig die Art, in der sie vermarktet werden! Wer, außer einem leichtgläubigen Narren, könnte jemals glauben, daß die in der Krypta mit einem silbernen Kreuz bezeichnete Stelle genau der Platz sei, an dem Jesus geboren wurde. Das Heilige Land, so schien mir, war in eine Art Jesusland verwandelt worden – ganz im Stil eines Disneyland.

Alles in der Krypta – die grellbunten Wandbehänge, schundigen Kruzifixe und Hängelampen – all das trug zu einer solchen Stimmung bei. Das Wesentliche an dem Ereignis der Geburt Christi war doch ihre Unscheinbarkeit, der vollendete Gegensatz zu Aphrodite, die in ihrer ganzen Schönheit und Pracht dem Meer entsteigt, oder zu der Apolls, der sogar im Vergleich mit den übrigen Göttern strahlend und herrlich ist. Wie töricht und unpassend also, selbst wenn man ein Wallfahrtsheiligtum fabrizieren will, diesen angeblichen Geburtsort Jesu mit Bühnenrequisiten auszustaffieren und die kahle Krippe so herzurichten, als wäre sie ein mit abgelegten kirchlichen Nippsachen vollgestopfter Trödlerladen. Nein, eigentlich sollte das Heiligtum die Kargheit und Armseligkeit des Ereignisses hervorheben, das dort gefeiert wird, damit auch der bescheidenste, ärmste Besucher erfahre, daß Gottes Sohn unter noch bescheideneren und ärmeren Verhältnissen auf diese Welt kam als er.

Während mir diese Gedanken durch den Kopf gingen, begann ich das Verhalten der Besucher zu beobachten, die in die Krypta kamen. Einige schlugen das Kreuz; ein paar knieten sich nieder. Die meisten von ihnen waren typische heutige Glücksjäger; für sie war die Geburtskirche ein Hö-

hepunkt einer Besichtigungsreise, genauso wie etwa das Taj Mahal oder die Schreckenskammer in Madame Tussauds Wachsfigurenkabinett in London, oder auch die konservierte Leiche Lenins in seinem Mausoleum auf dem Roten Platz in Moskau. Und dennoch bemerkte ich, jedes Gesicht, das ich erblickte, veränderte sich irgendwie durch das Erlebnis, an dem Ort zu sein, wo Christi Geburt stattgefunden haben soll. Sie alle schienen zu sagen: Hier ist es geschehen; hier ist er in die Welt gekommen! Hier werden wir ihn finden. Die Langeweile, die müßige Neugierde, die ziellos wandernden Gedanken schwanden unversehens. Einmal mehr erstrahlte an jenem Ort die Herrlichkeit, und Engelsstimmen riefen: *Euch ist heute ein Heiland geboren, und der ist Christus der Herr.* So wurde aus einer Touristenattraktion ein echtes Heiligtum. William Blake schrieb einmal: «Alles, was man glauben kann, ist ein Abbild der Wahrheit.» Und weiter: «Die Wahrheit kann nie so verkündet werden, daß sie bloß begriffen und nicht auch geglaubt wird.» Die Geschichte Jesu, so wie sie in den Evangelien berichtet wird, ist wahr in einem Ausmaß, daß sie geglaubt werden kann und geglaubt wird. Ihre Wahrheit muß in den Herzen der Gläubigen und nicht in der Geschichte gesucht werden – weder in archäologischem Staub noch in anthropologischen Knochen. *Wo zwei oder drei in meinem Namen beisammen sind, bin ich mitten unter ihnen,* hat Jesus versprochen. Dieses Versprechen wurde gehalten – sogar an dem unwahrscheinlichsten Ort, seiner eigenen vermeintlichen Geburtsstätte in der Krypta der Geburtskirche zu Bethlehem.

Jesus in der Weltgeschichte suchen, ist so vergeblich wie der Versuch, einen Maßstab zu erfinden, der die Unendlichkeit mißt, oder eine Uhr, die die ganze Ewigkeit hindurch tickt. Gott formt die Geschichte nach seinen Zwecken. In ihr offenbart er die «Furchtbare Symmetrie» (Fearful Sym-

metry – Blake) seiner Sprache, wenn er mit den Menschen redet. Die Geschichte ist nur der irdene Ton, mit dem er arbeitet. Wer würde Michelangelos Pietà in dem Steinbruch suchen, wo der rohe Marmor gebrochen wurde? Oder Shakespeares König Lear in den Chroniken Holinsheds? Wenn das für sterbliche Genies gilt, wieviel mehr dann, wenn Gott selbst der Künstler ist, der uns sein Selbstbildnis in Umrissen senden will und sich dabei der Sprache der Sterblichkeit bedient, damit sich uns neue Wege der Hoffnung und des Verstehens auftun. Das war die Menschwerdung, wie sie in den Eingangsworten des Vierten Evangeliums geschildert wird. Von seinem triumphalen Anfang. *Am Anfang war das Wort und Gott war das Wort* bis zum schönen, trostreichen Schluß: *Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt . . . voll Gnade und Wahrheit*, verkündet es mit vollendeter Klarheit, warum die Menschwerdung sich ereignen mußte und was sie für die Menschheit bedeutete, damals und zu allen Zeiten.

So muß die Geschichte Jesu mit der Menschwerdung beginnen; ohne sie gäbe es ja keine Geschichte. Zu allen Zeiten sind große Lehrer, Mystiker und Heilige in der Welt erschienen und haben ihr Leben gelebt und Worte voll der Gnade und Wahrheit gesprochen, für die wir allen Grund haben, dankbar zu sein. Doch für keinen von ihnen ist je der Anspruch erhoben oder gar angenommen worden, er sei der menschengewordene Gott. Nur im Falle Jesu hat sich der Glaube erhalten, bei seinem Eintritt in die Welt habe Gott geruht, Menschengestalt anzunehmen, damit die Menschen künftig ermutigt würden, sich um Gottähnlichkeit zu bemühen – aus ihrer Sterblichkeit die Hand nach seiner Unsterblichkeit auszustrecken, aus ihrer Unvollkommenheit sich nach seiner Vollkommenheit zu sehnen. Im Alten Testament steht geschrieben, niemand könne Gott sehen

und am Leben bleiben. Andererseits aber, wie Kierkegaard sagt, kann Gott den Menschen nicht zu Seinesgleichen machen, ohne ihn in etwas zu verwandeln, das über das Nurmenschliche hinausgeht. So gab es bloß eine einzige Lösung: Gott mußte Mensch werden. Das tat er mit der Inkarnation in der Person Jesu. Damit brach er ein Fenster in den kleinen dunklen Kerker unseres Ich, in dem wir alle schmachten. Er ließ einen Lichtstrahl herein, schuf einen Ausblick und bot uns einen Fluchtweg aus der Knechtschaft des Fleisches und der wütenden Ungebärde des Willens, hinein in den Zustand, den Paulus *die herrliche* Freiheit der Kinder Gottes nannte.

Das sollte die Bedeutung der Menschwerdung sein, wie sie in Jesu Geburt, im Drama seiner Sendung, seines Todes und seiner Auferstehung verwirklicht wurde. Mit der Menschwerdung tritt die Ewigkeit in die Zeit ein, und die Zeit verliert sich in der Ewigkeit. So ist Jesus in den Augen Gottes ein Mensch, und in den Augen der Menschen Gott. Das Ganze ist von sublimer Einfachheit – ein transzendentes Rührstück, über die Jahrhunderte fortgesetzt und zahllose Herzen rührend, angefangen bei der ungetrösteten Seele, die eine Hand als Halt sucht, wenn alle anderen Hände sich ihr entzogen haben, bis hin zu den unmeßbaren Scharen freudig Glaubender, die ihr Gloria, Kyrie und Miserere singen. Zahllos sind die Variationen des Textes, der Musik und des Dialogs; aber eine Konstante bleibt – die Gestalt Jesu. Nach dem großen Jahwe, vor dessen Zorn sogar die Heiden sich neigen, kommt das Lamm Gottes. Nach dem unwandelbaren Gesetz, das Mose von der Höhe herabgereicht wurde, kamen Gnade und Wahrheit, eingebettet in eine Botschaft der Liebe. Nach der Schöpfung die Menschwerdung, wo die gewaltige Verkündigung *Fiat Lux!*, mit der unsere Menschheitsgeschichte beginnt, ihre

Erfüllung in dem anderen Wort findet: *Ecce Homo!* Es werde Licht!, und dann: Sehet den Menschen! Mit dem Licht kamen das Weltall und alle Geschöpfe, unendliche Räume waren zu erforschen, kleinste Atome zu spalten. Mit der Menschwerdung kam der Menschensohn, und eine neue geistige Dimension erweiterte die kosmische Szene. Das Weltall ist die Bühne, Jesus das Spiel.

Die Erfordernisse des Spiels verlangen, daß seine Geburt sowohl wunderbar wie auch gewöhnlich sei. Drei Weise sind dabei, und auch Hirten. Ein neuer Stern kündigt die Geburt an – und doch erfolgt sie in ärmlichen Verhältnissen – in einer Krippe. Die dort untergebrachten Tiere des Feldes schauen mit ausdrucksloser Miene zu, wie Jesus aus dem Schoß seiner Mutter kommt. Geschenke wie Gold, Weihrauch und Myrrhe weisen auf eine königliche Geburt hin: die Ankunft eines Fürsten aus dem Hause David. Die schlichten Worte der Hirten begrüßen einen Freund der Armen, der Niedrigen und Unterdrückten – einen Menschen, der für andere da ist. GleichermäÙ muß Maria, indem sie den menschengewordenen Gott in diese gefährliche Welt setzt, sowohl die strahlendste und warmblütigste Mutter sein, deren Brüste von Milch überfließen, wie eine Jungfrau, unberührt von sinnlicher Hand oder fleischlicher Erfahrung. Das Heilige Kind muß als Fleisch ihrem Fleisch entstammen, nicht aber durch fleischliche Vorgänge. Wie sie in ihrem *Magnificat* verkündet, hat Gott auf ihre Niedrigkeit geschaut und sie selig gemacht in den Augen kommander Geschlechter, indem er ihr den unschätzbaren Vorzug verlieh, daß sich in ihrem Schoß die Menschwerdung vollzog.

Bis vor verhältnismäÙig kurzer Zeit fanden es die Christen nicht schwer, diese beiden Themen: vollkommene Mutterschaft und vollkommene Jungfräulichkeit in Einklang zu bringen. Die Madonnen des Mittelalters, unzählig

oft gemalt, geschnitzt, in Versen, in Prosa und gregorianischen Gesängen gefeiert, sind voll glühenden Lebens, ohne von unserer menschlichen Sinnlichkeit berührt zu sein. Man findet sie in unscheinbaren Kirchen, in großen Domen und Abteien – Gesichter von überirdischer Schönheit in Holz und Stein und Marmor. Oft sind sie bezaubernd menschlich, ja drollig. Stets flackern Kerzen vor ihnen und häufen sich die Blumen. Ein paar Menschen knien davor, voll Staunen vor einer Gottesmutter, die gleichzeitig so erhaben mütterlich und so menschlich gotthaft war. Diese Art Gesichter, in denen leibliche und seelische Schönheit in einer Art himmlischer Koketterie zusammenklingen, sieht man zuweilen bei Nonnen – oder man sah sie wenigstens, ehe sie Habit und Regeln ablegten, um Demas und den Kleidermoden der Gegenwart zu huldigen. In unserer humanistischen Zeit würde eine moderne Jungfrau – sofern es das noch gibt – eine Botschaft des Engels Gabriel, daß sie einen Sohn gebären werde, der Sohn des Höchsten heißen soll, als eine Hiobsbotschaft schlimmster Art betrachten und außerdem als einen Schandfleck für die zuständige Familienplanungsbehörde. So wie die Dinge heute liegen, ist es kaum wahrscheinlich, daß man Jesus überhaupt erlaubt hätte, geboren zu werden. Die Schwangerschaft Marias – sie in dürftigen Verhältnissen lebend und der Vater unbekannt – wäre ein klarer Fall für eine Abtreibung gewesen. Und die Behauptung, sie sei durch die Einwirkung des Heiligen Geistes schwanger geworden, hätte die Notwendigkeit psychiatrischer Behandlung erwiesen und den Abbruch der Schwangerschaft um so berechtigter erscheinen lassen. So wäre denn unsere Generation, die einen Erlöser wohl nötiger hat als je eine zuvor, allzu human, um ihm zu erlauben, überhaupt geboren zu werden, ja zu aufgeklärt, um das Licht der Welt in einer immer drückender werdenden Finsternis leuchten zu lassen.

Dem Denken des zwanzigsten Jahrhunderts ist die Idee einer jungfräulichen Geburt wesentlich grotesk und unvorstellbar. Wenn eine Frau behauptet – und von Zeit zu Zeit werden solche Behauptungen gemacht –, sie sei ohne Beischlaf schwanger geworden, glaubt ihr das kein Mensch. Und doch haben Jahrhunderte hindurch Millionen und Abermillionen von Menschen nicht daran gezweifelt, daß Maria ihren Sohn Jesus ohne Mitwirkung eines Gatten oder Liebhabers empfangen hat. Dieser Glaube war keineswegs auf die Einfachen und Ungelehrten beschränkt. Die tiefsten und gelehrtesten Geister, die größten Künstler und Kunsthandwerker hatten keine Schwierigkeit, die jungfräuliche Geburt als eine unumstößliche Tatsache hinzunehmen. So zum Beispiel Pascal, der wegen der Vielfalt seiner Gaben und der Originalität seiner Einsichten als der Aristoteles seiner Zeit betrachtet wurde. Von unserem zeitgenössischen Blickwinkel aus erscheint das Überraschendste dies, daß man sich anscheinend so wenig bemühte, in die evangelischen Berichte der Geburt Jesu Zusammenhang oder Glaubwürdigkeit hineinzubringen. So verläuft die Linie der Ahnentafel, die in Übereinstimmung mit der messianischen Prophezeiung die Abkunft Jesu von König David erhärten soll, über Joseph. Wenn aber die jungfräuliche Geburt wirklich stattgefunden hat, dann waren Jesus und Joseph nicht einmal blutsverwandt.

Müssen wir deshalb annehmen, unsere Ahnen, die bedingungslos an die jungfräuliche Geburt glaubten, seien beschwatzbare Toren gewesen, während wir, genauso wenig daran glauben, wie daran, daß die Erde eine Scheibe ist, da wir ja das Kindliche abgelegt haben und reif geworden sind? Ist unser Unglaube ein weiterer Beweis dafür, daß wir mündig sind, um den unglücklichen Ausdruck Bonhoeffers zu gebrauchen? Es wäre schwer, eine derartige Vorstellung zu hegen angesichts der fast unvorstellbaren Leichtgläubig-

keit des gehirngewaschenen Publikums unserer Tage – eines Publikums, das mühelos die Absurditäten der Werbung und der statistischen und soziologischen Prognosen schluckt, von denen ein afrikanischer Hexenmeister voller Hohn Abstand nehmen würde. Bei Pascal war es umgekehrt. Indem er den neutestamentlichen Bericht über die Geburt Jesu mit der gleichen Gewißheit hinnahm wie den Wechsel der Jahreszeiten, hatte er die Anmaßung der Naturwissenschaft bereits durchschaut und verächtlich zurückgewiesen. Heute, drei Jahrhunderte später, hat sich seine Intuition vollauf bewahrheitet. Der Dogmatismus der Naturwissenschaften ist zu einer neuen Orthodoxie geworden, die durch die Medien und durch ein staatliches Erziehungssystem mit einer Gründlichkeit und Subtilität verbreitet wird, die weit über das hinausgeht, was die Inquisition je zu leisten vermochte. Wir sind soweit, daß einer, der heute an ein Wunder wie die jungfräuliche Geburt glaubt, als schwachsinnig abgestempelt wird. Wenn man aber die Richtigkeit einer unbewiesenen und unbeweisbaren Hypothese wie die Theorie der Evolution bezweifelt, oder gar ein halbwissenschaftliches Schlagwort wie etwa die Bevölkerungsexplosion in Frage stellt, gilt man als Obskurant, als Feind des Fortschritts und der Aufklärung.

Heißt das, daß wir Pascal zwar als naturwissenschaftliches Genie anerkennen, ihn aber in seiner Eigenschaft als Apologet des christlichen Glaubens für einen leichtgläubigen Toren halten müssen? Sind seine Arbeit über das Vakuum, seine Erfindung des Computers von blendender Originalität, während seine «Pensées» nur haltlose Phantastereien eines an sich skeptischen Geistes wären, der um jeden Preis übernatürliche Gewißheiten finden will? Das Gegenteil ist wahr! Es sind die «Pensées», die seinen Ruhm lebendig erhalten haben. Zu den «Pensées» wandten und wenden sich noch heute unzählige Wahrheitssuchende, die

nach Erleuchtung und Inspiration verlangen, und sie tun es nie vergeblich. Der Schlüssel zu dieser scheinbaren Disparität zwischen Pascal, dem Naturwissenschaftler, der die Tatsachen sorgfältig beobachtete und ihre Bedeutung wog, und Pascal, dem Christen, der sein Haupt neigte und die Knie beugte und seinen stolzen Geist vor der jungfräulichen Mutter Jesu demütigte, liegt in dem einen Wort «Glaube». Der Glaube ist aber das, was der Verfasser des Briefes an die Hebräer das *feste Vertrauen auf das Erhoffte* nennt oder auch *das Überzeugtsein von dem, was man nicht sieht*. Der Glaube ist es, der die Kluft überbrückt zwischen dem, was unser Geist zu erkennen vermag und dem, was unsere Seele erstrebt. Der Glaube, der alles, was wir vermeintlich erreicht haben oder geworden sind, so zwerghaft erscheinen läßt, daß er alle Menschen – die demütigsten, die einfachsten und in den Augen der Welt törichtsten – zu Unseresgleichen, zu unseren Brüdern macht. Dieser Glaube ist es, der unser inneres Wesen und unsere äußeren Verhältnisse so durchstrahlt, daß die angeblichen Exaktheiten von Zeit und Maß, von Beweis und Widerlegung ihre Präzision verlieren und nur noch in ihrer Beziehung zum ewigen Absoluten existieren, das vom ganzen Universum verkündet wird und dem alles sein Leben verdankt – die Steine und die Kreaturen, das Gurren des Schweins und das Lied der Nachtigall, die Bäume, die Berge, der Wind und die Wolken, Höhe und Tiefe, Dunkel und Licht. Darin liegt alles beschlossen, das je versucht oder erreicht worden ist und noch unternommen werden mag bis ans Ende der Zeit – alles verstärkt den Chor des Glaubens.

Und eben um diesen Glaubensvorrat der Welt zu beleben und zu erneuern, fand die Geburt von Bethlehem statt. Wer mit den Augen des Glaubens schaut, sieht, wie die Hirten sich freuen, wie die drei Weisen niederknien und ihre Geschenke darbringen, wie sogar die Sterne neue Bah-

nen ziehen, um die Weisen sicher zu führen. Für das Auge des Glaubens bildet alles eine vollkommene Ordnung. Der Glaube ist der Schlüssel, der uns erlaubt, die sonst so undurchschaubaren Mitteilungen Gottes zu entziffern. Im Mittelpunkt steht natürlich Maria, eine jungfräuliche Mutter, an deren Brust Gott begierig trinkt. In ihren Armen hält sie das neue Licht, das in die Welt kam, nicht nur um die Juden, sondern auch die Heiden, ja die ganze Menschheit zu erleuchten. So ist die Geburt durch alle Jahrhunderte der Christenheit gefeiert worden, in Liedern, in Krippen, in Spielen und Prozessionen, in öffentlicher und privater Verehrung. Und heute, da der Glaube am Erlöschen zu sein scheint und sein Licht entsprechend trübe scheint, ist das Ereignis zu einer mächtigen Manifestation der Verkaufstechnik geworden, zum festlichen Anlaß im großen zeitgenössischen Kult der Konsumwirtschaft. Es ist nur noch ein Akt der Anbetung unserer neuesten Gottheit – des Bruttosozialprodukts.

Abgesehen von einer zweifelhaften Erwähnung bei Josephus hat Jesus zu seinen Lebzeiten keinen Niederschlag in der Geschichte gefunden. Ich kann nicht umhin, dies als eine besondere Fügung Gottes zu betrachten und als ein weiteres Beispiel des ironischen Humors, den man in so vielen seiner Absichten entdeckt. Es erscheint mir in hohem Grad angemessen, daß die wichtigste Gestalt der ganzen Weltgeschichte sich dem Zugriff der ganzen Gesellschaft von Memoirenschreibern, Tagebuchverfassern und Kommentatoren entziehen konnte, die ja schon damals existierten. Vier Jahrhunderte später hat sie der hl. Augustinus gegeißelt, zur Zeit als er in Mailand den «Lehrstuhl der Lügen» – wie er ihn nannte – innehatte und sich selbst als einen «Wortverkäufer» bezeichnete. Historisch ist Jesus strenggenommen eine Un-Person. Auch anthropologisch ist er uninteressant. In dieser Hinsicht wissen wir mehr über den Neandertaler als

über den Menschensohn. In der Sicht des Soziologen fällt Jesus ebensowenig in Betracht. Wieviel hat er verdient? Wie hat er gewählt? Welche Examen hat er bestanden, welche Länder besucht? Die Evangelien berichten nichts davon, und eine andere Quelle besitzen wir nicht. Das hat allerdings die Erfinder nicht daran gehindert, zu Werke zu gehen, neuerdings sogar im Revier des Herrn Kinsey. Ein anglikanischer Suffraganbischof hat die Frage aufgeworfen, ob Jesus nicht vielleicht homosexuell war. Und ein ehemaliger Theologieprofessor in Manchester hat sich eine mit dem ganzen Apparat der Gelehrsamkeit ausgestaffierte Theorie ersonnen, wonach die Evangelien nichts anderes als verschlüsselte phallische Schriften sein sollen. Und in Skandinavien – wo denn sonst – haben die Filmmacher ihre Aufmerksamkeit dem Sexualleben Jesu zugewandt. Wahrlich, die Mythen des vermeintlich Faktischen sind die absurdesten, und sie führen am tiefsten in die Irre. Vielleicht hat Gott es so gewollt, damit wir demütiger werden, wenn wir erkennen, daß verglichen mit all dem die Mythen des Glaubens unsere einzige Wahrheit sind. Selbst die gewissenhaftesten Historiker können, genau wie die Geologen, die Vergangenheit nur mit Hilfe ihrer Fossilien studieren; die Wahrheit aber gehört wesensgemäß einer geistigen Ordnung an, wo die Kategorien von Zeit und Raum, ohne die die Geschichte nicht existieren kann, unanwendbar sind. Die Geschichte ist ein allzu brüchiges und zu unbestimmtes Gebilde, um Jesus zu umfassen. Sie ist, um die Bilder eines seiner Gleichnisse zu gebrauchen – wie die alten Weinschläuche, in die man den neuen Wein nicht gießen, oder wie das zerschlissene Tuch, das man mit neuem Stoff nicht flicken darf. Wie schäbig, wie geflickt und wiedergeflickt, wie fadenscheinig und verblaßt ist dieses Gewebe der Geschichte verglichen mit dem sich stets erneuernden strahlenden und glänzenden Gewand der Wahrheit!

Mit dem Auge des Glaubens betrachtet, wird Jesus zugleich als Gott und Mensch erkannt wie Maria zugleich als Jungfrau und Mutter erkannt wird. Seine vollkommene Menschlichkeit und vollkommene Göttlichkeit verbinden sich, wie bei Maria die vollkommene Jungfräulichkeit und vollkommene Mutterschaft, um im einen Fall den Sohn Gottes, im andern die Mutter Gottes hervorzubringen. Plötzlich, fast wie beim Film, wenn mit einem Klick Bild und Ton synchron werden, hat alles Sinn, wird alles wirklich. Und Sinn und Wirklichkeit leuchten aus jeder Form, jedem Ton und jeder Bewegung, aus jeder einzelnen Lebensäußerung. Mit dem Blinden, dem Jesus das Augenlicht zurückgab, möchte man ausrufen: *Eines weiß ich: ich war blind, und jetzt sehe ich!* Warum, frage ich mich, ist mir das nicht früher aufgegangen? Warum begriff ich nicht, daß das silbergraue Licht über dem Wasser, der Schrei der Möwen und das Schwingen ihrer Flügel, daß alles, was meine Augen sehen und meine Ohren hören, Gott verkündet?

*This life's dim Windows of the Soul
Distorts the Heavens from Pole to Pole
And leads you to believe a Lie
When You see with, not thro', the Eye.**

So unterscheidet Blake zwischen dem Trugbild, das nur mit dem Auge gesehen, und der Wahrheit, die durch das Auge hindurch erblickt wird. Es sind zwei klar abgegrenzte Reiche; und wenn man vom einen zum anderen hinüber schreitet – vom Reich der Trugbilder zum Reich der Wahrheit – erfährt man eine unaussprechliche Freude. Es ist, als

* Dieses Lebens trübe Seelenfenster/Verzerren die Himmel von Pol zu Pol/Und machen dich eine Lüge glauben/Wenn du mit dem Auge und nicht durch das Auge hindurch blickst.

bräche die Sonne hervor und lasse eine dunkle Landschaft plötzlich herrlich werden. Alles, was trübe war, wird klar; das Unbegreifliche wird begreiflich. Alle trügerischen Freuden und Sehnsüchte vergehen, und an ihre Stelle tritt *eine* Freude, *eine* Sehnsucht, *eine* Einheit – Gott. In diesem Reich der Wirklichkeit, so sagt uns Simone Weil, ist nichts so unvermindert frisch und überraschend, so voll süßer und immerwährender Freude wie das Gute und Reine, und keine Wüste ist so öde, eintönig und langweilig wie das Böse. So begreifen wir, was Augustinus meinte, als er betonte: «Obwohl die höheren Dinge besser sind als die niedrigen, ist die Summe der ganzen Schöpfung besser als die höheren Dinge allein.» Daß also im Licht dieser Erkenntnis menschlicher Fortschritt, menschliche Moral, menschliches Gesetz, die alle auf der diesem Satz – daß die höheren Dinge ihrem Wesen nach über den niedrigen stehen – entgegengesetzten Voraussetzung beruhen, wie auf Wasser geschrieben oder in den Staub gekritzelt sind – wie Jesu Gekritzelt in den Staub, als er wartete, bis sich die Ankläger der Ehebrecherin entfernten. Aber darum verschwindet leider die Sonne wieder, und wir gleiten zurück in das Reich der Trugbilder, wo das Gute schal und langweilig ist und das Böse vielgestaltig und anziehend, profund, fesselnd und reizvoll, dorthin, wo das Höhere um seiner selbst willen mit Inbrunst gesucht wird, um wie Uran rein und unvermischt aus seinem erdigen Bett, nämlich der gesamten Schöpfung gezogen zu werden. Mit welchem Verlangen sehnt man sich danach, das sonnenlose Land der Trugbilder zu verlassen und für immer im hellen Licht der Wirklichkeit zu leben!

Jesus selbst macht dieselbe Unterscheidung wie Blake zwischen dem, was mit dem Auge gesehen, und dem, was durch das Auge hindurch erblickt wird, wenn er seine Unterweisung ausdrücklich an jene richtet, die Augen haben zu sehen und Ohren zu hören. Es genügt also nicht, bloß

zu sehen und zu hören. Hinter dem Sehen und Hören braucht es die Perspektive des Glaubens. Nur wenn man durch das Auge hindurch und in dieser Perspektive sieht, wird die wahre Bedeutung Jesu und seiner Lehre klar. Jene Kritiker, die glauben diese Bedeutung durch minutiöses und emsiges Erforschen der Einzelheiten seines Lebens entdecken zu können, entdecken, wie schon Tolstoj bemerkt, in Wirklichkeit nichts. Und selbst wenn sie mit ihren Bemühungen Erfolg hätten, statt größtenteils mit Annahmen und Vermutungen zu wirtschaften, und imstande wären, uns genau zu sagen, was Jesus für ein Mensch war, uns ein genaues Bild von ihm zu geben – sie blieben nach wie vor weit davon entfernt, das Geheimnis seiner Macht über die menschlichen Herzen und Geister in seiner und in späterer Zeit zu enträtseln. Dies Geheimnis liegt weder in seinen Lebensumständen verborgen, noch in den Menschen seiner Umgebung, noch in der Geschichte, im Aberglauben, in den Moden und Ideologien seiner Zeit. Es liegt in seiner Lehre, die gleichzeitig so rein, so erhaben und so einfach ist. Diese leuchtenden Worte waren es, die – durch seinen Tod am Kreuz besiegelt – ihn als Gott erkennen ließen. Denn wer außer Gott hätte es wagen dürfen, das von den Menschen zu verlangen, was er verlangte? Alles fordernd und alles erdulnd löste er eine große schöpferische Welle der Liebe und des Opfers aus, wie sie die Welt vorher nie gesehen noch erträumt hatte.

Es sind Kommentatoren wie Blake und Tolstoj, Simone Weil und Dostojewski, die in hervorragender Weise Jesus lebendig machen, weil sie ihm nahen mit der Phantasie des Künstlers und nicht mit dem Intellekt des Theologen. In ihm erblicken sie die eigentliche Kunst am Werk, das Wort, das Fleisch wird und unter uns wohnt voll Gnade und Wahrheit, und kümmern sich nicht mehr darum, die

historische Persönlichkeit Jesu zu entdecken, als sie auf den Gedanken kämen, die Kirchenbücher von La Mancha zu durchforschen, um den Stammbaum des Don Quijote ausfindig zu machen, oder in Burkes «Handbuch des Landadels» nach Angaben zu Falstaffs Genealogie zu suchen. Der Vorgang selbst – das Wort Fleisch werden lassen und es mit Gnade und Wahrheit zu kleiden – ist genug. Dies ist es, was jeder Künstler unablässig erstrebt. Somit ist Jesu Geschichte ein Drama und keine Dokumentation, und das Wort, zu dessen Fleisch er wurde, ist jegliches wahre Wort, das je aufgezeichnet oder gesprochen wurde; ist jeder reine Ton, der je erklang, jeder richtig gehauene Stein, der je auf einen anderen gesetzt wurde, jede echt gestaltete Form oder richtig gemischte Farbe. Die ganze schöpferische Leistung der Menschheit ist darin beschlossen.erspähe es in dem Licht, das aus den Gesichtern El Grecos leuchtet; lausche darauf im gregorianischen Choral, bestaune es im Turm der Kathedrale von Salisbury, der so wunderbar in den Himmel ragt. Lies es in Blakes «Lieder der Unschuld» und «Lieder der Erfahrung». Halte es in einem Sandkorn in deiner Hand, in deinem Geist im Universum mit all seinen planetarischen Systemen, umfaßt von andern Systemen, bis hin zu den Ausblicken auf den unendlichen Raum, halte es in deiner Seele, in der Kontemplation dessen, der all dies geschaffen hat und alles belebt, Anfang und Ende all dessen, was keinen Anfang und kein Ende hat – Gott. Dann sammle alles in einen Brennpunkt, konzentriere alles in den einen Menschen, und dieser Mensch ist – Jesus.

Wo und unter welchen Umständen Jesus auch immer geboren wurde, eines ist sicher: er war ein wirkliches Kind, verschrumpft und faltig und voller Winde, wie es Neugeborene sind. Und es war da eine liebende Mutter, die dem Kind die Brust bot und mit Stolz und Freude auf den klei-

nen Kopf des Geschöpfleins herabblickte, das gierig trank. Obwohl heutzutage die Mutterschaft erheblich abgewertet worden und die kranke Redensart «unerwünschtes Kind» sehr in Schwung gekommen ist, bleibt es doch wahr, was jede Säuglingsschwester und jeder Gynäkologe bestätigen wird: im Augenblick der Geburt ist ein Kind in den Augen der Mutter äußerst selten unerwünscht. Als ich einmal in Kalkutta mit Mutter Teresa zusammen war, hob sie eines dieser sogenannten unerwünschten Kinder auf, das – aus einem Mülleimer gerettet – in die Obhut ihrer Missionarinnen der Liebe gekommen war. Es war so winzig, daß man staunte, überhaupt Leben in ihm zu entdecken. Als ich diesen Gedanken äußerte, zog ein Frohlocken über das Gesicht Mutter Teresas und sie sagte: «Schauen Sie nur, es ist Leben in ihm!» und da war auch Leben, und plötzlich schien mir, als wäre ich bei der Geburt von Bethlehem zugegen, und als sei das Kind, das Mutter Teresa in den Armen hielt, ein anderes Lamm Gottes, in diese Welt gesandt, um unsere Finsternis zu erleuchten. Wie könnten wir's wissen? Wie dürften wir voraussagen, was diesem oder jenem Kind sein Dasein lebenswert macht? Wie viele Gotteslämmer sind nicht schon in den Kübeln der Krankenhausabfälle weggeschafft worden?

Marias Freude und Stolz über das Kind, das an ihrer Brust trank, werden natürlich vermehrt worden sein durch das ihr mitgeteilte Wissen von dem großen Schicksal, das diesem besonderen Kind bestimmt war. Aber auch ohne dieses Wissen wäre ihre Freude groß gewesen. Einer jeden Mutter Sohn, besonders der Erstgeborene, ist ein Gottessohn, ein wunderbares Wesen, und seine Ankunft in der Welt ein einmaliges Ereignis, dem große Dinge folgen werden. Wenn Gott sich frei entschloß, in Jesus Mensch zu werden, dann muß dessen Geburt, ungeachtet der Wunder, die sie

begleitet haben mögen, die gleichen Wesenszüge aufgewiesen haben wie jede andere Geburt; so wie auch das Leiden des Mannes am Kreuz, zu dem das einstige Kind von Bethlehem herangewachsen war, gleicher Art gewesen sein muß wie das der beiden Verbrecher, die neben ihm gekreuzigt hingen. Sonst wäre die Menschheit Jesu ein Trug gewesen, und damit auch seine Gottheit. Die Vollkommenheit der Gottheit Jesu fand ihren Ausdruck in der Vollkommenheit seiner Menschheit und umgekehrt. Er war Gott, weil er in so erhabener Weise Mensch war, und er war Mensch, weil er in seinem ganzen Sagen und Tun, in der Hoheit seiner Erscheinung und seiner Worte, in der Liebe und im Erbarmen, das von ihm ausging, so eng mit Gott wandelte. Als bloßer Mensch hätte Jesus uns nicht retten können. Als bloßer Gott hätte er es nicht getan. Als der Menschgewordene – als Gott und Mensch – konnte und tat er es.

Joseph und Maria waren trotz mangelnder Unterkunfts-möglichkeiten nach Bethlehem gekommen, weil, wie uns berichtet wird, eine Volkszählung stattfand, die ihre Anwesenheit dort notwendig machte. Hier ragt für einen Augenblick der Finger der Geschichte in unsere Betrachtung hinein. Tatsächlich scheint damals irgendeine Volkszählung vom Kaiser Augustus angeordnet worden zu sein, der, damals auf der Höhe seines Ruhmes, schon als Gott ausgerufen worden war, mit den entsprechenden Riten für seine Verehrung. Sein Regiment galt als so aufgeklärt, festgegründet und wirtschaftlich blühend, daß man annahm, es würde in alle Zukunft Bestand haben – als endgültige Lösung der Regierungsprobleme und als Garantie für das dauerhafte Glück und Gedeihen aller, die so bevorzugt waren, römische Bürger zu sein. Sterbende Kulturen neigen zu solchen Hirngespinnsten; so zeichnet sich auch die unsere, zumal im letzten halben Jahrhundert, durch törichte Hoff-

nung und törichte Verzweiflung aus. Unter all den Millionen Seelen, die die Zählung des Cäsar Augustus erfaßte, ist sicher die eine, in Bethlehem noch eben rechtzeitig geborene, nach menschlichem Ermessen wohl die unbedeutendste gewesen – für die Augen der Nachwelt völlig ungeeignet, eine Rolle zu spielen, die mit der des großen Kaisers vergleichbar wäre. Es war gewissermaßen eine Schicksalskonfrontation zwischen dem, der als Herrscher der Welt galt, und dem Jüngsten und Letzten seiner Untertanen. In Wirklichkeit aber sollten ihre Rollen vertauscht werden. In all den kommenden Jahrhunderten wird Jesus über Geist und Herz der Menschen herrschen, während das Reich des Augustus nur mehr in Geschichtsbüchern und Ruinen fortlebt. Ich habe mich öfters gefragt, ob wohl das Bild des Augustus jene Münze zierte, die mit einer der berühmtesten Äußerungen Jesu verbunden ist – mit dem Wort, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist. Möglich wäre es wohl, auch wenn damals schon Tiberius regierte. Sprechend genug wäre es gewesen: Augustus war Kaiser und ein angeblicher Gott, Jesus aber war Gott im Bild eines Menschen.

Wie uns berichtet wird, brachten Joseph und Maria das Kind Jesus alsbald nach seiner Geburt nach Ägypten. Die Reise hatte ihre prophetische Bekräftigung in dem schönen Wort bei Jeremia: *In Rama hört man Klagen und bitteres Weinen: Rachel beweint ihre Kinder, will sich nicht trösten lassen, denn diese Kinder sind nicht mehr.* Dieses Wort wird auf ein Dekret des Herodes bezogen, auf dessen Weisung hin alle Kinder unter zwei Jahren im Umkreis von Bethlehem getötet werden sollten. Mit diesem Befehl hoffte er das Kind aus dem Hause David, das König der Juden werden sollte, ausgeschaltet zu haben. Von diesem Kind und seiner vorausgesagten Geburt hatten ihm die drei Weisen berich-

ter; und in ihm sah er einen möglichen Rivalen. Herodes hatte die drei nach Bethlehem geschickt mit dem strikten Auftrag, die Lage auszukundschaften und ihm zu berichten, was sie dort erfahren würden. Doch als sie Jesus gefunden hatten, beschlossen sie, da sie ja weise Männer waren, es sei wohl klüger, auf einem anderen Wege, der nicht über Herodes führe, in ihre Heimat im Orient zurückzukehren. Sie galten als Magier oder Zauberer, als hoch bewandert im Sternelesen und im Wahrsagen. So werden sie von den frühen Illustratoren des Neuen Testaments in den prächtigen Stundenbüchern und illuminierten Handschriften und Misalen dargestellt. Ich stelle sie mir lieber in heutiger Aufmachung vor – als profunde Adepten, als Denkatleten oder Gehirnrüst, zuständig und in allem beschlagen. Wie dem auch sei, nachdem diese Weisen das Gebiet des Herodes umgangen haben, entschwinden sie unserem Blick und überlassen es dem Vierfürsten, den bethlehemitischen Kindermord zu veranstalten, ebenfalls ein beliebtes Thema frühchristlicher Illustratoren. Skeptiker, die das Ereignis bezweifeln, mögen bedenken, daß des Herodes Bemühungen heute völlig in den Schatten gestellt werden, da Kinder aus höchst humanitären Motiven in ungleich größerer Zahl abgeschlachtet werden, noch ehe sie den Mutterleib verlassen haben, woran Herodes offenbar nicht gedacht hat.

Wie viele andere Episoden, von denen die Evangelien berichten, verdankt die Flucht nach Ägypten zweifellos viel der Tatsache, daß sie als die Erfüllung einer jüdischen Prophezeiung betrachtet werden kann – *aus Ägypten rief ich meinen Sohn*. Die Vorstellung, daß man bewußt Schritte unternehmen und sogar Ereignisse ersinnen könnte, um eine Prophezeiung in Erfüllung gehen zu lassen, war eines meiner ersten biblischen Rätsel. Wenn es, so dachte ich als Kind und fragte vielleicht auch einen meiner unglücklichen Lehrer, nötig war, das oder jenes vorzukehren, damit

eine Prophezeiung in Erfüllung ging, wie konnte man überhaupt von Prophezeiung reden? Prophezeien heißt doch etwas voraussehen, das eintreten wird, und nicht die Dinge so einrichten, damit es eintritt. Spätere Lebenserfahrung und Grübeleien darüber ließen mich erkennen, daß hier zwei parallele Vorgänge am Werk sind – weissagen, und sich der Logik der Ereignisse überlassen, durch die das Geweissagte zum Ereignis wird. In unsere irdische Umstände eingebaut, ist es das, was Blake eine «Furchtbare Symmetrie» genannt hat:

*Tyger, Tyger, burning bright
In the forests of the night
What immortal hand or eye
Dare frame thy fearful symmetry?**

Haben wir das einmal erfaßt, so können wir auch die Abfolge der Dinge verstehen. So hat der Same einer Sonnenblume das ihr eingebaute Bestreben, eine Sonnenblume zu werden, die ihre gelben Blütenblätter ausbreitet und – wie Blake so schön sagte – der Zeit müde wird, während sie die Schritte der Sonne zählt. Aber damit sie ihr Bestreben verwirklichen und diese Furchtbare Symmetrie entfalten kann, muß die Sonnenblume gepflanzt, bewässert und genährt werden. Die Propheten des Alten Testaments, eingestimmt auf die Furchtbare Symmetrie der Absichten Gottes, waren deshalb in der Lage, zu verkünden, was in der Zukunft lag – die Gnade, die Herrlichkeit und den kommenden Zorn. Wie bei der Sonnenblume mußte der Boden bereitet und bewässert werden, damit ihre Prophezeiungen in Erfüllung gehen konnten. Die jungen Schößlinge, das heißt die kei-

* Tiger, Tiger lichterloh/In den Wäldern der Nacht,/Welche unsterbliche Hand, welches unsterbliche Auge/Wagte deine furchtbare Symmetrie zu bilden?

menden Ereignisse mußten genährt werden, damit sie zu ihrer vollen Größe und ihrer historischen Erfüllung gelangen konnten. Ähnlich verhält es sich bei neueren Propheten wie Dostojewski, der mit außergewöhnlicher Klarheit wahrnahm, wie sehr die in der Zukunft lauernde revolutionäre Umwälzung in der russischen Szene wie auch in der dürftigen Struktur und romantischen Leichtgläubigkeit des europäischen liberalen Geists am Werk war. Indem er diese Einsicht in seinen Werken zum Ausdruck brachte – namentlich in «Dämonen» – förderte er die unvermeidliche Revolution. Ebenso, und mit unheimlicher Präzision, sah Kierkegaard voraus, welche Folgen die Demokratie mit ihrem Wahlrecht, den Massenmedien und der Jagd nach einem aus materiellem Wohlstand und sinnlichen Genuß geborenen Glück haben sollte. Er sah, wie unter solchen Umständen die christlichen Kirchen dazu verleitet würden, ein irdisches Reich zu verkünden und damit sich selbst zu zerstören. Wie die alten Propheten half er mit, die Zukunft zu verwirklichen, da er sie so nachdrücklich und richtig voraussagte. «Damit die Schrift sich erfülle», wäre eine würdige Grabschrift für ihn gewesen, zumal im heutigen Kopenhagen, seiner Geburtsstadt.

Gleicherweise ist es in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts überaus deutlich geworden, daß der westliche Mensch beschlossen hat, sich selbst abzuschaffen. Müde des Kampfes, sich selbst zu sein, hat er sich seine eigene Langeweile aus dem eigenen Wohlstand geschaffen, seine eigene Impotenz aus der eigenen Erotomanie und seine eigene Verwundbarkeit aus der eigenen Kraft. Er selber stößt in die Posaune, um die Mauern seiner eigenen Stadt zum Einsturz zu bringen, indem er sich in einem Prozeß der Selbstvernichtung selber davon überzeugt hat, daß seine Gattung zu zahlreich ist; er arbeitet mit Pille, Skalpell und Spritze

daran, sie zu reduzieren, um so für seine Feinde eine leichtere Beute zu werden. Bis er schließlich, nachdem er sich bis zum Schwachsinn herangebildet, bis zur Besinnungslosigkeit besudelt und betäubt hat, vornüber sinkt wie ein müder, alter Brontosaurier und ausstirbt. Viele, so Spengler, haben die Zukunft solchermaßen vorausgesehen. Was sie prophezeiten, ist jetzt über uns gekommen.

So sehen auch die Verfasser der Evangelien das Drama des Lebens Jesu als Erfüllung von Prophezeiungen. Ja, sie stellen ihn so dar, als gestalte er die Ereignisse seines Lebens, ja selbst die Worte seiner Botschaft in einer Weise, daß sie den messianischen Erwartungen der jüdischen Propheten entsprechen. Damit boten sie eine Bestätigung der Sendung Jesu in einer Umwelt, die mit jüdischer Tradition in Verbindung stand, und die vorab für synagogisch geschulte Geister annehmbar war. So war es Paulus auf seinen Missionsreisen sehr daran gelegen, Jesu unanfechtbare Ausgewiesenheit als der erwartete Messias zu betonen. In ihrer Darstellung der Erfüllung der alttestamentlichen Prophetie widerspiegeln die Evangelien aufs getreulichste die geheimnisvolle Mischung von Determinismus und Freiheit, die unser Leben regiert. Was auch immer geschieht, so sagen sie uns, muß geschehen – und müßte es doch nicht. Es ist an uns, das Knie zu beugen, das Haupt zu neigen und zu sprechen: *Dein Wille geschehe!* Dabei wissen wir – wie Jesus in seiner dunklen Stunde im Garten von Gethsemane es auch wußte –, daß wir die Freiheit haben, unserem eigenen Willen zu folgen. Die Dämonen des Ichs können in unser Inneres dringen, genau wie in die gadarenischen Säue, und uns ganz ähnlich in unsern Untergang hetzen.

Die Phantasie kann diese zwei scheinbaren Gegensätze – Determinismus und Freiheit – zu einer Einheit summieren, die aus beidem besteht und größer ist als jede der Komponenten. Daher die Kunst. Wenn wir beispielsweise einer

Aufführung des «Macbeth» beiwohnen, wissen wir ganz genau, daß Macbeth König Duncan ermorden wird, wissen auch, welche tragischen Folgen diese Mordtat zeitigen wird. Und dennoch hängen wir atemlos an Macbeths Worten, in denen sich seine Entschlußkraft bis zu dem Punkte steigert, die Voraussagen der Hexen wahrzumachen. Der Verstand hingegen, im Gegensatz zur Phantasie, läßt einen eisernen Vorhang zwischen Determinismus und Freiheit fallen. Das führt am einen Ende der Skala zum Wahnbild des totalen Determinismus, wo unser ganzes Schicksal, das des einzelnen wie das der Gesamtheit in Gene eingebracht ist, die nur blinder Zufall zu beeinflussen oder zu verändern vermag – beiläufig bemerkt, Calibans Weltanschauung! Am anderen Ende der Skala führt das entsprechende Wahnbild totaler Freiheit zu hemmungsloser Gewalt, Animalität und Chaos. Die Prophetie ist im Bereich der Phantasie angesiedelt, nicht in dem des Intellekts. Ihre Wahrheit liegt in der unausweichlichen Notwendigkeit, sich zu erfüllen, ihre Kraft für uns in dem Wissen, daß wir frei sind, sie zu erfüllen oder auch nicht, je nach Entscheid. Das ist der Grund, weshalb wir, vorab in Momenten großer Krisen im persönlichen Leben oder in der Geschichte, oft eine vorbestimmte Bahn einzuschlagen scheinen, und ihr doch in freiem Entschluß folgen – ob nun widerwillig, heroisch oder in Verzweiflung. Von seiner Geburt in Bethlehem an bis zu seinem Tod in Jerusalem schlug Jesus den Weg ein, den die Propheten vorgezeichnet hatten, wohl wissend, daß er auf Golgatha enden würde. Mochte er auch zuweilen über die Mühsal der Straße ächzen und ganz am Ende des Weges sogar fragen, ob ihm das letzte Opfer nach allem nicht erspart bleiben und er noch eine Zeitlang in einer Welt verweilen könne – die er sehr geliebt haben muß; er hätte sie sonst nicht so vollendet zu schildern und erklären vermocht –, er kehrte doch immer wieder zu seinem endgültigen Gebet

zurück: *Nicht wie ich will, sondern wie Du willst*. Das war das Thema seines Lebens, die Essenz des Dramas, das er zu Ende lebte, um alle, die nach ihm kommen, auf den Wegen der Wahrheit zu führen, um uns Hoffnung zu geben in unserer Verzweiflung und Licht in unserer Dunkelheit, um uns fähig zu machen, über die Zeit, unser Gefängnis, hinauszublicken auf die Gnade der Ewigkeit, die unsere Freiheit ist.

Vier Jahre vor Beginn der christlichen Zeitrechnung starb König Herodes, genannt «der Große»; also teilte ein Engel, wie uns berichtet wird, Joseph mit, er könne ohne Gefahr mit Maria und Jesus in seine Heimat zurückkehren. Das tat er auch, ließ sich aber zur Sicherheit in Galiläa nieder, um so außerhalb des Herrschaftsbereichs von Archelaus zu bleiben, der als Marionettenfürst von Judäa seinem Vater Herodes gefolgt war. Kaiser Augustus weigerte sich, Archelaus die Führung des Titels «König» zu gestatten, den sein Vater getragen hatte. Schon im Jahr 6 n. Chr. wurde Archelaus wegen übler Machenschaften und allgemeiner Unfähigkeit abgesetzt. Sein Gebiet wurde römischen Statthaltern unterstellt, von denen Pontius Pilatus der fünfte oder sechste war. Sein Bruder Antipas wurde zum Herrscher über Galiläa und Peräa bestimmt. Er war es, der mit seiner Nichte Herodias ein unerlaubtes Verhältnis begann und sie später heiratete, obwohl ihr Gatte, sein Bruder Philipp, noch am Leben war. Das trug ihm eine leidenschaftliche Verurteilung durch Johannes den Täufer ein. Um Johannes zu bestrafen, ließ ihn Herodes Antipas in der Burg Machaerus am Nordostufer des Toten Meeres gefangensetzen und machte schließlich dessen Haupt der Salome, einer Tochter der Herodias, zum Geschenk, die ihn mit einem erotischen Tanz erfreut hatte. Herodes Antipas war es, den Jesus einmal als *jenen Fuchs* bezeichnete.

Im Unterschied zu Jesus haben diese verschiedenen Herodes ihren Platz in der Geschichte gefunden. Wir kennen

ihre Lebensumstände und die Einzelheiten ihrer tollen Streiche. Diese Dinge interessierten Chronisten wie Josephus, genau wie sie heute die Massenmedien interessieren würden. Sie handelten mit diesem Material der Neuigkeiten – Mord, Geld, Unzucht, Verbrechen, Gewalt und Exhibitionismus. Heutzutage wären sie ständig von Fernsehkameras umgeben, die Klatsch-Kolumnisten und ihre Zuträger wären auf der Lauer, um herauszukriegen, was sie trieben und wer ihre neuesten Frauen seien. Herodes der Große hatte deren zehn; und zweifellos hätte jede von ihnen eine Skandalgeschichte hergegeben. «Bringen Sie mir die Unterlagen», höre ich mich selber rufen, um dann die dicke Mappe durchzublättern mit besonderem Augenmerk auf die Salome-Affäre, obwohl bereits irgendeine Sonntagszeitung die Exklusivrechte – für schweres Geld und wahrscheinlich von der Herodias – gekauft hat. Nach zeitgemäßen Begriffen könnte man die Herodessippe mit indischen Fürsten zur Zeit der britischen Herrschaft vergleichen: Rajahs und Maharajahs mit weichen, vom Genuß erschlafften Gesichtern, Juwelen im Turban, Hoheiten, die mit angemessenen Salutschüssen und allerlei Orden und anderen Auszeichnungen bedacht wurden, und wie Herodes Antipas von erotischen Tänzen sehr angetan waren. Fürsten des Zeremoniells eher als wirkliche Herrscher – Aasschakale der Macht. Und Pontius Pilatus – wie gleicht er einem Kolonialgouverneur! Beinahe sehe ich ihn vor mir im grauen Gehrock und Zylinder, wie auch Kajaphas in bischöflichem Gewand und Sitz im Oberhaus. Dies sind die Figuren im fortlaufenden Schachspiel der Geschichte: die Springer, Läufer, Türme und Bauern, deren Bewegungen sich nie verändern, gleichgültig wie das Spiel beginnt.

Wer sich je mit täglicher Berichterstattung über den Fortgang dieses Spiels befaßt hat – nämlich mit dem Sammeln, der Darstellung und Vorbereitung dessen, was man

die «neuesten Nachrichten» nennt –, weiß am besten, wie dürftig, brüchig und trügerisch die verfügbaren Quellen sind. Der Eimer, der in den Brunnen der Wahrheit herabgelassen wird, ist wahrlich leck, und das Wasser, das er an die Oberfläche bringt, brackig und verseucht. Eilige Worte, ins Telefon gebrüllt oder auf den Fernschreiber gehämmert, dann von anderer Hand für Druck, Ton oder Bild, in Form gebracht, und genauso verworren aufgenommen, wie sie hergestellt worden sind. *Wo ist Weisheit zu finden, und wo ist der Ort des Verstehens?* Bestimmt nicht in dem, was als Dokumentation dieses Zeitalters oder eines jeden anderen ausgegeben wird, wird es nun von Josephus berichtet, von Gibbon elegant ausgebreitet, von Namier mühsam zusammengeklittert, von Churchill in Wolken der Rhetorik aufgelöst, oder von dem ungeheuerlichen Zerrspiegel zurückgeworfen, den die Technologie des zwanzigsten Jahrhunderts geschaffen hat, um jede Einzelheit und jeden Aspekt der zeitgenössischen Szene festzuhalten: vom Bildschirm, von diesem zuletzt und am allerwenigsten. Nichts ist weniger aktuell als dessen «actualités». Nur Mystiker, Clowns und Künstler reden nach meiner Erfahrung die Wahrheit, die, wie Blake immer wieder betonte, der Phantasie eher zugänglich ist als dem Verstand. So mag ein Animist im afrikanischen Busch, der nackt vor einem bemalten Stein kauert, dem Herzen der Dinge weit näher sein als irgendein Einstein oder Bertrand Russell, und ein geschminkter Clown, der auf dem Fahrrad in der Arena seine Runden zieht, auf die Wirklichkeit des Lebens besser eingestimmt als je ein Talleyrand oder Bismarck es zu sein erhoffen können. Jesus ging es um das Gleiche, als er betonte, Gott habe den Toren geoffenbart, was den Weisen verborgen bleibt.

Es erleichtert, sich von der historischen Herodessippe wieder der mythischen Heiligen Familie zuzuwenden, wie

sie von Ägypten nach dem Gelobten Land zieht, wie es einst die Kinder Israels getan haben, mit Mose als Führer und Gott in Gestalt einer Feuersäule, um ihnen den Weg zu weisen. Auch die traditionellen christlichen Künstler ziehen die Heilige Familie der unheiligen Herodessippe vor und haben das Trio vielfach dargestellt: Maria und das Kind auf einem Esel und daneben Joseph zu Fuß. Besondere liebevolle Sorgfalt wird dem Esel gewidmet, in dessen geduldiger Miene man eine stille Zufriedenheit, ja fast einen Anflug von Stolz darüber entdecken kann, daß er bei einer so wichtigen Gelegenheit eine Rolle zu spielen hatte. Es ist in der Tat eines der kleineren, aber höchst schätzenswerten Verdienste des Christentums, diese liebenswerten Tiere aus ihrer eher bescheidenen Stellung in der tierischen Hierarchie zur Teilnahme an der Herrlichkeit des ersten Palmsonntags erhöht zu haben. Chesterton hat in einem bekannten Gedicht ihren Aufstieg in der Welt gefeiert; und bis auf den heutigen Tag im Mittleren Osten, wenn sie wie zur Zeit Jesu schwerbeladen über die selben staubigen Straßen ziehen, haben sie einen Ausdruck, als wollten sie sagen: Was haben diese alten Augen schon gesehen und diese langen Ohren schon vernommen! Wenn ich auf Reisen im Mittleren Osten auf ihnen ritt, ihres starken Rückens und ihres sicheren Schritts gewahr, war mir, als hätte ich Teil an ihrem gelassenen Stolz.

Über die Jahre zwischen der Niederlassung der Heiligen Familie in Nazareth und dem Beginn des öffentlichen Wirkens Jesu berichten uns die Evangelien nichts, außer einer einzigen Episode im Lukasevangelium, da Jesus noch ein Kind war und von den Eltern zum Passahfest mitgenommen wurde. Auf der Heimreise stellten sie fest, daß Jesus nicht bei der Reisegesellschaft war, und so mußten Joseph und Maria nach Jerusalem zurückkehren, um ihn zu suchen. Sie fanden ihn im Tempel mitten unter den Schriftge-

lehrten sitzend. Er hörte ihnen zu, stellte Fragen und setzte sie durch seine Schriftkenntnis und seinen Scharfsinn allgemein in Erstaunen.

Warum übergehen die Evangelisten Jesu Kindheit und Jugend? Wußten ihre Verfasser nichts von dieser formenden Spanne seines Lebens? Oder dachten sie, diese Spanne sei für ihre Zwecke unerheblich? Wahrscheinlich das letztere. Schließlich wollten sie ja keine Biographie schreiben, sondern Jesu Worte und Taten aufzeichnen, so wie sie mündlich von Augenzeugen oder von der Tradition berichtet wurden. Sie wollten Jesu wesentlichen Auftrag an seine Jünger ausführen – seine Worte und seine Lehre überallhin zu bringen und die Menschen auf das Kommen seines Reiches vorzubereiten, auf das neue Zeitalter, das mit ihm begonnen hat. Kurz: das Ziel der Evangelisten war die Verkündigung des Glaubens und nicht Biographik oder Dokumentation. Alle vier widmen darum unverhältnismäßig viel Raum den letzten Tagen, in denen er verraten, verhört, verurteilt und hingerichtet wurde. Vom Standpunkt ihres Verkündigungsziels her war dies gerechtfertigt. Die christlichen Gemeinden, die überall entstanden – und für diese schrieben sie ja – mußten soviel wie möglich über das Leiden und die Auferstehung des Herrn erfahren, denn diese bildeten das Herz des neuen Glaubens. Deshalb horten die Evangelien jedes Wort, das über die letzten Tage zu erfahren war und ignorieren mehr oder weniger die ersten dreißig Jahre im Leben Jesu. Die traditionellen christlichen Künstler waren es wohl zufrieden, ihrem Beispiel zu folgen. Erst das neunzehnte Jahrhundert brachte freie Erfindung ins Spiel und idealisierende Darstellungen der Zimmermannswerkstätte kamen in Umlauf. Schwindet der Glaube, stopft Sentimentalität noch vor Skepsis die entstehende Lücke. Es entsteht weniger ein Glaubensschwund als die Bereitschaft, alles zu glauben. Als Gottheit abgesetzt, wird

Jesus zu Jesus Superstar – eine unendlich unglaublichere Gestalt.

In diesem Sinn kann das Fehlen von Angaben zu den frühen Lebensjahren Jesu in den Evangelien eher als Zeichen ihrer Echtheit gewertet werden. Wären sie gefälscht worden in der Absicht, die Lehren und den Aberglauben der frühen Kirche zu stützen, warum hat man nicht erfundene Anekdoten eingefügt, um zu zeigen, wie Jesu Bewußtsein seines besondern Schicksals und besondern Sohn-Vater-Verhältnisses zu Gott bereits in seiner Kindheit zum Ausdruck gekommen sei? Wie jeder berufsmäßige Klatschjournalist oder moderne Legendenschreiber weiß, sind solche Anekdoten leicht zu erfinden und äußerst eingängig. In den populären biographischen Schriften über die Helden unserer Tage sind sie überaus zahlreich, wie in der Tat auch in den frühchristlichen apokryphen Evangelien. Sie sind leicht erfindbar, werden selten bestritten und bereiten jedermann Freude. Was mich bei der Betrachtung der vier Evangelien des öftern beschäftigt hat, ist, wie leicht es gewesen wäre, bei einer zweiten Redaktion alle Widersprüche, Ungereimtheiten und gelegentlichen evidenten Absurditäten auszumerzen, die den Agnostiker so entzückt und den Exegeten so bemüht haben. Ich glaube tatsächlich, ich hätte diese Arbeit mit etwas fachmännischer Hilfe in relativ kurzer Zeit bewältigen können und eine zusammenhängende Geschichte produziert, woran weder die Kritiker Anstoß nehmen noch die Skeptiker etwas belächeln könnten. Daß dies zur Zeit der Entstehung der endgültigen Texte nicht geschah – es wäre damals so einfach gewesen –, legt mir durchaus die Vermutung nahe, daß die Evangelisten der Meinung waren, tatsächlich die Worte und Taten Jesu aufzuzeichnen, so wie sie von den Augenzeugen überliefert wurden. Sie betrachteten sich in besonderer Weise als Jesu Schreibgehilfen und nicht als seine Chronisten, was ihnen

verbat, ihr Material so zu bearbeiten, daß es schlüssiger und schmackhafter geworden wäre. Und weniger noch war ihnen daran gelegen, es den Lehrbedürfnissen der frühen Kirche entsprechend zu verändern.

Eines ist einem alten Journalisten klar, der seinen ehrlichen Teil getan hat, entstelltes oder «heikles Material in Form zu bringen»: wenn die Evangelien fingiert sind, dann sind jene, die diese Arbeit besorgten, ganz außerordentlich unfähig und nachlässig gewesen. Ich bin kein Gelehrter, und die textlichen und anderen Rätsel, denen sich die Theologen und Bibelgelehrten so ernsthaft und eifrig widmen, gehen mir ungefähr so nahe wie Shakespeares irrige Annahme, Böhmen habe eine Küste. Doch alles, was ich selber sagen kann, ist: je tiefer ich mit den Evangelien vertraut wurde, um so mehr ist mein Sinn für ihre Schönheit und Erhabenheit gewachsen; und ebenso meine Überzeugung, daß sie im wahrsten und wörtlichsten Sinn des Wortes inspiriert sind, inspiriert in ihrer Darstellung der zentralen Gestalt Jesu – der Worte, die er sprach, des Lebens, das er lebte, des Todes, den er starb und der Unsterblichkeit, die er vorlebte. In diesem Zusammenhang empfinde ich es als eine Bestätigung, daß J. B. Phillips nach seinen langen und harten Bemühungen, eine eigene Version des Neuen Testaments vorzulegen, zu einem ähnlichen Schluß gelangt ist, wie er es in seinem Buch «The Ring of Truth» so bewegend bezeugt.

Ein anderer möglicher Schluß, den man aus dem Fehlen traditioneller Anekdoten aus dem frühen Leben Jesu ziehen könnte ist, daß die Eigenschaften, die ihn im späteren Leben so bemerkenswert und zuletzt so notorisch machten, in seinen früheren Jahren noch nicht zum Ausdruck kamen. Was an ihm so einmalig war, scheint erst nach dem Eintritt in seine Sendung deutlich geworden zu sein. Wäre es anders gewesen, hätten wir sicher eine Menge legendenhafter

Geschichten wie jene, die Lukas von der Begegnung des Kindes mit den Schriftgelehrten im Tempel berichtet. Der einzige Mensch, der um das besondere Schicksal, das ihm bevorstand, wußte, war Maria, seine Mutter. Sie aber bewahrte, wie uns gesagt wird, dieses Wissen in ihrem Herzen. Andere scheinen nichts bemerkt zu haben; so daß Jesus in Nazareth wahrscheinlich als der gar nicht bemerkenswerte Sohn Josephs gegolten hat. Daher die beleidigte Entrüstung, als er in der Synagoge von Nazareth auftrat und von seiner messianischen Sendung in der Welt sprach: *Ist das nicht des Zimmermanns Sohn? Heißt nicht seine Mutter Maria und seine Brüder Jakobus und Joseph und Simon und Judas? Und sind nicht seine Schwestern alle bei uns? Woher hat er denn das alles?*

Man hat oft versucht, als Ersatz für das Fehlen jeglicher Information in den Evangelien über die Kindheit Jesu und seine ersten Mannesjahre das Leben eines Zimmermannssohnes in Nazareth in den letzten Regierungsjahren des Cäsar Augustus und in der ersten Zeit des Tiberius zu rekonstruieren. Solche Rekonstruktionen bleiben trotz ihrer vermeintlichen Sachlichkeit oft höchst subjektiv. Nicht nur dort, wo unsere Schätze liegen, sondern auch dort, wo unsere Helden sind, ist unser Herz zu finden. So auch hier. Der viktorianische Jesus, der in Josephs Werkstatt arbeitet, wird uns als Prototyp des braven Gesellen dargestellt – fleißig, tüchtig in seinem Handwerk und von tugendhaften Sitten. Er erscheint als der Sohn eines erfolgreichen Handwerkers, den man eher für einen kleinen Baumeister als für einen bloßen Zimmermann halten möchte. Solche Schlüsse sollen auf gelegentlichen Anspielungen in den Gleichnissen beruhen, wo es etwa heißt, Häuser sollten auf festem Fundament gebaut werden, wie auch auf anderen vagen bautechnischen oder architektonischen Hinweisen.

Tatsächlich haben wir keine verlässlichen Anhaltspunkte

über Jesu Lebensumstände, bis die Evangelien die Geschichte seiner Sendung aufgreifen. Die gängigen Daten, nach denen Menschen eingeordnet zu werden pflegen, sind auf Jesus nicht anzuwenden. Er steht ohnehin und gleichermaßen außerhalb aller irdischen und himmlischen Kategorien. Von seinen intellektuellen Fähigkeiten wissen wir nur, daß er in den Schriften bewandert war, schlagfertig in der Kontroverse und geschickt in der Behandlung von Zwischenrufern und hinterhältigen Fragern. Nur einmal, berichten die Evangelien, daß er geschrieben habe, und zwar mit dem Finger in Staub – was kein sonderlich starker Beweis für gelehrte Bildung ist. Nach dem Kommentar zu seinem Lehren im Tempel – *Woher kennt dieser die Schriften, ohne Unterricht erhalten zu haben?* – scheint es, daß er allgemein als ungebildet galt, abgesehen von der üblichen Unterweisung in der Schrift unter rabbinischer Anleitung. So stelle ich ihn mir wenigstens vor, und lege mir vermutlich damit einen Jesus nach eigenen Vorstellungen zurecht. Mir scheint, sein Geist war zu licht und ursprünglich, das Künstlerische seiner Gleichnisse, Ermahnungen und Ansprachen zu unmittelbar und lebendig, zu sehr geprägt von schierem Genie, als daß er je dem Zwang von Zaum, Gebiß und Scheuklappen eines Bildungsganges hätte unterworfen sein können. Das Licht, mit dem er vor den Menschen leuchtete, erstrahlt kaum je in den Hainen der Akademien, und sein nimmermüdes Betonen der Wichtigkeit der Demut unter allen übrigen Tugenden, des Sehens mit den Augen der Unschuld eher als mit Augen des Wissens, ist nicht gerade ein Thema, das den Beifall gelehrter Pedanten fände. Auch trifft man in den Evangelien auf keinerlei Andeutung, daß er sich für die römische Kultur interessiert oder sie auch nur zur Kenntnis genommen hätte, obwohl ihr Niederschlag ja allenthalben greifbar war. Er hütete sich sorgsam vor jeder Berührung mit dem jüdischen Nationa-

lismus, der damals, als Vorbereitung auf den scheiternden Aufstand von 66–70 hin, besonders in Galiläa recht stark war, und scheint sich auch nicht gegen seine Situation als Glied eines unterworfenen Volkes aufgelehnt zu haben.

Unter den Menschen, mit denen Jesus verkehrte, finden wir Leute jeglicher Art – reiche und wichtige (Nikodemus, Zachäus, der römische Hauptmann, dessen Diener Jesus heilte) bis hin zu Armen und Ausgestoßenen. So lassen sich also keine Schlüsse ziehen, welcher Umgang ihm lieber war, wenn es ihm überhaupt auf so etwas ankam. Er mied niemanden, hatte für jeden Zeit, denn seine Sendung richtete sich an die gesamte Menschheit. So berichten die Evangelien auch nichts über seine Neigungen oder seinen Geschmack. Die Hingabe an seinen Auftrag, die frohe Botschaft zu verkünden, die Ankunft des Reiches Gottes sei keine ferne Erwartung mehr, sondern unmittelbare Wirklichkeit, beherrschte ihn völlig – um so mehr, als er wußte, daß die ihm zu Gebote stehende Zeit kurz war und bald zu Ende sein würde. Es gibt nicht einmal eine apokryphe Beschreibung seiner Erscheinung, wie wir sie von Paulus besitzen. Die Evangelien sagen uns nicht, wie er redete, nichts über den Klang seiner Stimme, ob er mit Gebärden sprach oder zum Deklamatorischen neigte, und doch ist in ihren Berichten über das, was er sagte, der Stil seiner Äußerungen unverkennbar: scharf, einschneidend und treffend, oft ironisch, doch nie rhetorisch. Jesus war offensichtlich ein genauer Beobachter sowohl der Natur wie auch der Menschen; er wußte genau, wie die menschliche Gesellschaft funktioniert, kannte die Kräfte der Begierlichkeit und der Aggressivität, die das Verhalten der Menschen bestimmen. Daher seine große Begabung zum einprägsamen Bild und zur packenden Erzählung. Seine Gleichnisse sind kleine Meisterstücke der Schilderung und wie Tolstojs Kurzgeschichten (z. B. «Wovon die Menschen leben») auf allen

Ebenen des Begreifens leicht verständlich. Schon rein als Mitteilender war Jesus, meines Erachtens, höchst wirkungsvoll – ganz abgesehen von seiner besondern Rolle und Sendung in der Welt.

In meinen Gedanken viel mit Jesus beschäftigt, erblickte ich von Zeit zu Zeit ein ungewöhnliches Antlitz, das mir, wenn ich es betrachte, das seine zu sein scheint. Es stand vor mir, ob ich wachte oder schlief, und zwar in so erstaunlicher Klarheit, daß ich es überall sofort erkennen würde. Ja, ich ertappe mich nicht selten dabei, es unter Bildnissen zu suchen – etwa im Prado-Museum in Madrid, wo mich die prachtvolle Greco-Sammlung besonders wachsam sein ließ – oder auch auf der Straße, wo immer das menschliche Antlitz zur Schau gestellt ist. Ich glaube, wenn ich Künstler wäre, ich könnte das Gesicht aus dem Gedächtnis malen oder modellieren, so vertraut sind mir seine Züge. Es in Worten zu schildern ist schwieriger, das hat mich der Versuch gelehrt; die Adjektiva häufen sich, vermögen aber nicht, den ganzen, den lebendigen Eindruck zu vermitteln. Sage ich z. B., das Antlitz sei eher nachdenklich und passiv als lebendig – was ja auch stimmt –, so entsteht sogleich der Eindruck eines Mangels an Lebendigkeit, während das Gesicht doch überaus lebendig ist, und wiederum: dieses Lebendige ist nicht bloß Belebtheit, sondern eine Eigenschaft, die alles Vollkommene kennzeichnet und durchflutet, in der Kunst sowohl wie in den Geschöpfen, in Michelangelos «auferstandenem Christus» wie in Blakes «Tiger burning bright». Es ist ein dunkelhäutiges Gesicht mit eher schweren Zügen und großen, dunklen leuchtenden Augen, keineswegs mild im landläufigen Sinn, vielmehr ehrfurchtgebietend und kraftvoll, was auch erklärt, weshalb auf seine Worte hin die Geldwechsler davonstoben und Lazarus von den Toten auferstand, weshalb die Volksmenge ihm lauschte, als einem, der mit Macht redete. Ein ruhiges, ern-

stes, starkes, schönes Antlitz, dessen ihm einwohnende Sinnlichkeit sich in Liebe verströmt hat, die wie ein Licht aus ihm hervorstrahlt. Wenn jemals meine Augen dieses Gesicht, in dieser oder in der kommenden Welt, erblicken werden, so wird dies für mich ein Augenblick eines großen und jubelnden Wiedererkennens sein.

Jesus selbst betonte ausdrücklich, was er zu sagen habe, werde den einfachen Menschen eingängiger sein als den Weltklugen; um ihn zu verstehen müßte man ein kleines Kind werden. Gott schauen – der wesentliche Sinn des Lebens – war, wie er sagte, das Vorrecht derer, die reinen Herzens sind. *Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß Du dies vor Weisen und Klugen verborgen, Einfältigen aber geoffenbart hast.* Im Einklang mit dieser Überzeugung waren seine ersten Jünger Fischer; wenn auch vielleicht relativ wohlhabend, da sie sich sogar Gehilfen halten konnten, gebildet waren sie gewiß nicht oder höchstens in einem ganz primitiven Sinn, möglicherweise nicht einmal des Lesens kundig. Eine Ausnahme machte vielleicht Judas Iskariot, der wenigstens befähigt gewesen sein muß, eine Art Buchhaltung zu führen, da ihm die gemeinsame Kasse anvertraut war. Die Einwände, die er gegen das Ausgießen des kostbaren Öls über das Haupt Jesu erhob, lesen sich wie ein kurzer Leitartikel im «Guardian» darüber, was alles für gute Werke finanziert werden könnten, wenn man die Schätze des Vatikans verkaufte. Die armen und einfachen Menschen sind es, die sich an den Überschwenglichkeiten der Liebe wie der Liturgie ergötzen. Nur reiche Quaker können es sich leisten, Gott in Kargheit zu verehren. Auch Judas verriet Jesus mit einem Kuß; was etwas künstlich Überfeinertes, etwas traumartig Gewundenes, etwas von Swinburnes «bleichem Galiläer» an sich hat. Hätte Petrus den Herrn verraten, er würde nur eben auf ihn gedeutet haben und wäre dann vor Scham geflohen.

So war als Vorbereitung auf die Sendung Jesu eine Zimmerwerkstatt in Nazareth erforderlich – eher als eine liberale Erziehung an den Schulen Roms oder Athens, womöglich mit anschließender geführter Tour durch die heidnische Kulturwelt; erforderlich auch seine Zugehörigkeit zu einem aufsässigen Untertanenvolk wie die Juden, die es ihm ermöglichte, Art und Funktionsweise der Macht in ganz anderer Art zu begreifen, als dies möglich gewesen wäre, wenn es Gott gefallen hätte, etwa als römischer Senator Mensch zu werden. Jesus mußte am eigenen Leib die Ungewißheiten und Mühen des Brotverdienens erfahren, um uns mit Überzeugung lehren zu können: *Gib uns heute unser tägliches Brot* – sechs seltsam schöne und ergreifende Worte, geeignet alle Phantasien des Überflusses zu sprengen und uns die Daseinsgrundlage zu bieten, die noch immer, jedenfalls für den größten Teil der Menschheit, darin besteht, das Nötige zu haben, um den Tag zu überleben: das Ziel menschlichen Strebens. Jesus mußte einem unterworfenen Volk angehören, um wissen und verstehen zu können, daß die Mächtigen dieser Erde, wer sie auch seien, von ihren Thronen gestürzt, wie es im «Magnificat» heißt, und die Niedrigen erhöht werden sollen, die dann ihrerseits mächtig und reif werden für den Untergang. Nur die Unterdrückten wissen, was Unterdrückung heißt, wie auch nur Arme die Armut begreifen können. Daher sind auch unter allen Berichten über Unterdrückung im zwanzigsten Jahrhundert – wohl die erschreckendste aller Zeiten, was die sittliche Verrohung der Unterdrücker und die ungeheuerlichen Mittel betrifft, die Technologie und Medizin ihnen zur Verfügung gestellt haben – diejenigen Solschenizyns die eindrucklichsten und echtsten. «Ein Tag im Leben des Iwan Denisowitsch», «Der Erste Kreis» und «Archipel Gulag» sind seinem eigenen Leiden entsprungen, das ihn, wie Tolstoj, zum Christen gemacht hat.

Weil Jesus nichts besaß, durfte er es wagen zu sagen: *Selig die Armen*. Weil er weder Rang noch gesellschaftliche Stellung hatte, konnte er alle zu sich rufen, *die mühselig und beladen sind* und ihnen versprechen: *Ich will euch erquickern*. Simone Weil erzählt, wie sie eines Abends, als sie sich sehr elend fühlte, ein kleines portugiesisches Fischerdorf besuchte, das sein Patronatsfest feierte. Es war Vollmond, und die Fischersfrauen zogen mit Kerzen von Boot zu Boot und sangen uralte, herzerreißende Lieder. Während sie ihnen lauschte, lichtete sich ihre eigene Trübsal, und plötzlich stieg die frohe Überzeugung in ihr auf, «daß das Christentum in erster Linie die Religion der Sklaven ist, und Sklaven gar nicht anders könnten, als ihm angehören, wie sie selber auch». Auf ähnliche Weise bin ich selber aufgerichtet worden, wenn ich in trüber Stimmung durch die Straßen wanderte oder ein Restaurant, einen Laden oder ein Fernsehstudio verließ und ein lächelndes christliches Gesicht antraf oder einer ausgestreckten Hand begegnete – jung oder alt, gebeugt oder aufrecht, schwarz oder weiß – das bemerkte ich kaum. Die Armut und die Niedrigkeit, die Jesus pries, sind der Ausweis für die Mitgliedschaft in der «Ehrenwerten Gesellschaft der Sklaven». Wäre er der Messias jüdischer Träume gewesen, ein König David, um sein Volk zu erneutem nationalem Ruhm und zur Unabhängigkeit zu führen, so hätte es nie eine christliche Religion gegeben; höchstens einen weiteren Hungrigen nach Macht durch Gewalt und nicht nach Erlösung durch Liebe. Dann hätte es geheißen: *Selig die Zornigen*, denn sie werden sich die Erde untertan machen; *selig, die hungern und dürsten nach Rache*, denn sie werden gerächt werden; *selig, die unreinen Herzens sind*, denn sie werden vor dem Anblick Gottes verschont bleiben.

Jesus zeigt sich zum ersten Mal in der Öffentlichkeit, als er unter denen erscheint, die sich von Johannes taufen las-

sen wollten. Er war nun, wie uns berichtet wird, ein erwachsener Mann, um die dreißig Jahre alt, mit geformtem Charakter und Temperament. Wenn, was wahrscheinlich ist, Joseph inzwischen gestorben war – er erscheint nicht mehr in den Evangelien –, lag auf Jesus als dem ältesten Sohn die Verantwortung, das Heim in Nazareth zu erhalten und sich um seine zahlreichen Stiefbrüder und Stiefschwestern zu kümmern. Nach der Taufe und nach Antritt seiner Sendung entsagte er den Familienbanden, ja sprach sogar geringschätzig von ihnen. In dieser Haltung wurde er vielleicht bestärkt durch den Versuch seiner Verwandten, ihn als geistesgestört internieren zu lassen. Angesichts seiner ihnen fanatisch vorkommenden Behauptungen, mit denen er seine Sendung begründete, und den sonderbaren Geschichten, die über ihn zirkulierten, mochte eine solche Maßnahme nicht abwegig erscheinen. Man hat die ganze Geschichte hindurch die Wahrheit immer wieder als eine Form von Demenz angesehen, und diejenigen, die ihre Augen von den Trugbildern abgewandt und auf die Wirklichkeit gerichtet haben, für wahnsinnig erachtet. Wenn Jesus sagte: *Wer auch immer den Willen Gottes tut, ist mir Bruder, Schwester und Mutter*, so meinte er ganz einfach, daß ihm während der kurzen ihm noch verbleibenden Zeit seine Sendung alles, und sein persönliches Leben nichts mehr bedeute. Bei den großen Heiligen und Lehrern gibt es diese seltsame und bisweilen abweisende Unpersönlichkeit. «Ich sehe in diesen Tagen wenig von Mr. Blake», sagte seine Frau gegen Ende seines Lebens, «er verbringt soviel Zeit im Himmel.» Auch Blake wurde für verrückt gehalten, selbst von den meisten seiner Bewunderer. Heutzutage würden Psychopharmaka und Psychiatrie kurzen Prozeß mit ihm machen – mit Jesus übrigens auch.

Die Predigt Johannes des Täufers hatte beträchtliches Aufsehen erregt, umso mehr, als sein asketisches Wüsten-

leben und seine Nahrung aus Heuschrecken und wildem Honig, seine bizarre Kleidung aus Kamelhaar und einem ledernen Gürtel um die Hüften, weitgehend dem Lebensstil der alten jüdischen Propheten entsprach. Manche dachten tatsächlich, er sei der wiedererstandene Elija – eine Meinung, die auch Jesus bei einer Gelegenheit vertreten zu haben scheint. Seine Beschreibung als ein Licht, das brennt und leuchtet, als *die Stimme eines Rufenden in der Wildnis: Bereitet den Weg des Herrn*, entsprach den Weissagungen der Schrift, so wie seine Ankündigung des Reiches Gottes und der bevorstehenden Erfüllung der messianischen Erwartungen. Das öffentliche Echo war so groß, daß sogar Josephus davon hörte. Die Menschen strömten zum Jordan, um Johannes zu hören, und er taufte sie im Hinblick auf das bevorstehende neue Zeitalter. In seiner Predigt betonte Johannes, er sei nur Vorläufer, der die Ankunft eines Größeren verkünde, dessen Schuhriemen zu lösen er nicht würdig sei. Das Gesetz, sagte er, habe Mose gegeben, aber dieser andere, der Gottesknecht, dessen Kommen Jesaja verkündet habe, der würde Gnade und Wahrheit bringen. Als er Jesus mit den anderen zur Taufe kommen sah, erkannte er ihn sofort und rief laut: *Sehet das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünde der Welt.*

In dieser Begegnung zwischen Jesus und dem Täufer stoßen das Alte und das Neue Testament aufeinander. Johannes ist der letzte Sprecher der alten Ordnung des Mose und Jesus der Anfang der neuen Ordnung der Erlösung, die die alte ablösen sollte. Zunächst weigert sich Johannes, Jesus zu taufen, es sollte, so beharrt er, umgekehrt sein: er müsse Jesus um die Taufe bitten. Jesus aber läßt sich nicht beirren; jetzt muß es so sein, später dann vielleicht umgekehrt. Also gibt Johannes nach, und Jesus wird getauft. Alle vier Evangelien stimmen darin überein, daß, als dies geschah, der Himmel sich auftat und der Heilige Geist in Gestalt einer

Taube herabkam, wobei eine Stimme vom Himmel ertönte: *Dies ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe.* Für einen Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts ist der Gedanke, solche Dinge könnten sich tatsächlich zuge tragen haben, schlechterdings aberwitzig. Wenn sich der Himmel zu öffnen schien, war das ganz einfach ein Riß in den Wolken; wenn eine Taube auf Jesus herabkam, so flog sie zufällig in dieser Richtung; wenn eine Stimme aus der Höhe vernommen wurde, dann war das sicher Einbildung oder stammte von irgendwelchen Anwesenden. Im günstigsten Fall wird man zur Erklärung von «Symbolismus» reden. Hätte es sich dagegen um prähistorische Knochenreste gehandelt – selbst um so evidentermaßen gefälschte wie die des Piltownmenschens – dann wäre an Gläubigkeit kein Mangel gewesen. Jedes Zeitalter schafft sich seine eigenen Trugbilder und glaubt daran. Was immer an jenem Tag geschah oder nicht geschah, jedenfalls war die Taufe Jesu ein entscheidender Wendepunkt in seinem irdischen Leben, an dem er völlig klar und genau erkannte, daß seine Aufgabe nichts Geringeres war, als den Menschen die Wege und Absichten Gottes kundzutun. Es gibt solche Augenblicke im Leben, da sich eine Wahrheit kristallisiert und von einer unbestimmten zu einer scharf umrissenen wird. Was vorher impliziert war, wird ausdrücklich, und die ganze Schöpfung scheint daran teilzunehmen: die Sonne scheint wärmer, die Luft, die wir atmen, belebender, das Gras grüner, die Bäume höher und die Blumen leuchtender. Wenn dann noch die Wolken sich öffnen, eine Taube herabfliegt und eine Stimme ertönt, ist das alles unter solchen Umständen gar nicht so abwegig.

So bezeichnet Jesu Taufe den Anfang seiner Sendung, den Augenblick, da sein Schicksal über ihn kam. Was er an Familienpflichten noch haben mochte, fand jetzt von selber ein Ende. Was er in seiner Eigenschaft als Mensch für Pläne

oder Erwartungen hegen mochte, mußte nun aufgegeben werden. Er war jetzt in der Tat Gottes Sohn und nur noch darauf bedacht, das, was des Vaters ist, zu tun. Zweifellos berührt ihn in jenem Augenblick auch eine Vorahnung des unausweichlichen Endes. Johannes der Täufer hatte die Ankunft des Messias verkündet und ihm gehuldigt, doch in einer Gestalt, die denen, die ihn am sehnlichsten erwarteten, nur ein Ärgernis sein konnte – er kam nicht auf Wolken der Herrlichkeit daher, sondern auf einem geliehenen Esel; nicht Feuer gegen Israels Feinde schraubend, sondern mit der Aufforderung an alle Menschen, einander zu lieben; er dachte nicht daran, den jüdischen Thron wieder aufzurichten; nein, er verschmähte sämtliche Throne außer dem himmlischen Gottes. Was konnte man mit einem solchen Messias anderes tun, als ihn töten? Auch im Leben des Johannes wurde die Taufe Jesu zum großen Wendepunkt. Der Herr, dessen Kommen er vorausgesagt hatte, war nun da. Seine eigene Rolle war, soweit aus den Evangelien hervorgeht, zu Ende. Wir vernehmen einiges über seine Auseinandersetzung mit Herodes und dann seinen tragischen Tod. In der weiteren Entfaltung des dramatischen Lebens Jesu war ihm keine Rolle mehr zugedacht. Selbst nach seinem Tod hatte er noch Gefolgschaft, wie wir aus der Apostelgeschichte erfahren, und in den faszinierenden Enthüllungen über die Essener in Qumran, die den Schriftenrollen vom Toten Meer zu entnehmen sind, finden wir einen Widerhall seines extremen Asketentums und seiner feurigen Rede. Es ist zwar höchst unwahrscheinlich, daß Johannes je Mitglied der dortigen Gemeinschaft war, und gänzlich unvorstellbar ist, daß Jesus je zu ihr gehört hat, wie gelegentlich vermutet worden ist. Johannes und die Essener waren jedenfalls spezifisch jüdisch. Jesus gehört der ganzen Menschheit.

Man mag sich fragen, weshalb sich Jesus überhaupt tau-

fen ließ. War es nötig, der Aufforderung des Johannes zu folgen und im Hinblick auf sein eigenes kommendes Reich zu bereuen? Warum bereuen, da er doch ohne Sünde war? Man könnte ebensogut erst einmal fragen, warum das Wort überhaupt Fleisch geworden ist. Weshalb es als Wort nicht genügt hat? Das Entscheidende ist: um für uns in der Zeit dazusein, mußte das Wort ausgesprochen werden, und die Menschwerdung war Gottes Weise, das Wort auszusprechen: *Dein allmächtiges Wort sprang herab vom Himmel, von deinem königlichen Thron.* Oder, wie es im vierten Evangelium heißt: das Wort hat, indem es in der Person Jesu Fleisch wurde, *unter uns gewohnt.* Obschon aber Jesu Kommen in der Welt ein Akt göttlichen Willens und ein freies Eingreifen Gottes in die Geschichte war, so mußte Jesus in der Welt doch als Mensch mit anderen Menschen leben. In dieser Eigenschaft hörte er und folgte Johannes' Ruf zur Buße und nahm die Taufe aus seiner Hand entgegen, genau wie er später die Kreuzigung aus der des Pilatus annahm. In seiner Eigenschaft als Mensch begriff er auch voll und ganz das Wesen der Sünde und ihre treibende Macht. Wie hätte er sonst sagen können, daß wer bloß eine Frau begehrt anblickt, im Herzen schon mit ihr die Ehe bricht. Das ist Wissen des Sünders, wie alle Sünder sofort erkennen. Wie könnte er sonst wissen, daß wenn das unersättliche Ich sein Kobrahaupt erhebt, es weder durch Schmeicheln, Zureden, noch Nachgeben zur Ruhe gebracht werden kann, sondern ein für allemal niedergeschlagen werden muß? Daß, um zu leben, wir sterben müssen, und die volle Süße des Lebens, sein letzter Duft und Klang erst in seiner endgültigen Abweisung erlebt wird. Daß wir erst wenn wir endlich wissen, daß das Leben wertlos ist, wirklich leben. Daß erst wenn wir gar nichts mehr zu erhoffen haben – keinen noch so erhabenen Traum, wie wir unsere Mitmenschen beglücken oder ermutigen könnten, kein Blick auf

erfüllte Liebe oder auf das silberne Abendlicht, das unsere alten Tage erheitert –, wir endlich hoffen können. Daß erst wenn das Herz leer ist, das Hirn trocken und die Seele in Staub verweht, wenn das weiße Papier, das beschrieben werden soll, uns wie ein glasiges Auge anstarrt – dann und erst dann eine Flamme der Gewißheit aufspringt, daß Gott uns mit offenen Armen erwartet, um uns in der Ewigkeit, aus der wir kamen, willkommen zu heißen. Dies war es, was Jesus wußte – Sünderwissen eingeborgen in die Sündelosigkeit.

Nach seiner Taufe durch Johannes, wie die Evangelien berichten, zog sich Jesus in die Wüste zurück, um dort vierzig Tage und Nächte zu betrachten und zu fasten. Diese Zeitspanne entspricht zweifellos den vierzig Jahren, die die Kinder Israels auf ihrem Weg von Ägypten ins Gelobte Land in der Wüste verbrachten. So zog sich auch Paulus nach seinem Erlebnis auf der Straße nach Damaskus in die Wüste zurück, als er von einem Verfolger der Christen zu ihrem glänzendsten und kühnsten Sprecher und Vorkämpfer in der ganzen heidnischen Welt geworden war. Es ist ein natürlicher Impuls, Einsamkeit und Stille aufzusuchen, nach einem Erlebnis, das ein Leben auf dramatische Weise neu formt und ihm eine neue Richtung weist, wie hier im Geiste Jesu die Kristallisation dessen, was Gott von ihm erwartet. Während seines Wüstenaufenthalts, wird uns berichtet, begegnete Jesus dem Teufel, der ihm verschiedene lockende Vorschläge machte.

Manche, die allenfalls bereit sind, vage die Existenz einer Gottheit anzuerkennen, machen vor dem Teufel Halt. Ein Schöpfer der Welt und Planer ihres und unseres Schicksals, der den Prozeß der Evolution in Gang setzt und sich selbst überläßt, ja, das ist gerade noch vorstellbar. Aber ein Teufel, der das gegenteilige Prinzip verkörpert, zerstörend statt schöpferisch, bösartig statt wohlmeinend, ist ein anderer

Fall und steht völlig außer Diskussion. Für meinen Teil fand ich es leichter, an den Teufel zu glauben als an Gott; einmal weil ich leider mehr mit ihm zu tun gehabt habe. Es scheint mir schier unfäßlich, daß irgendwer, besonders im Lauf des letzten Jahrhunderts, das Vorhandensein einer diabolischen Präsenz in der Welt nicht wahrgenommen hätte, die wie das Schwergewicht hinunterzieht, statt aufwärts zu streben, wie Bäume und Pflanzen es tun, wenn sie wachsen und schön und unverdrossen nach dem Licht ausgreifen. Eine Gegenkraft zum Schöpferischen, zerstörerisch in ihrem Wesen und Ziel, die wie ein Waldbrand allenthalben wütet und im tiefsten Herzen der Menschen brennt – eine Feuerzunge wilder Begier. Haben wir es nicht erlebt, wie die Vernichtungswut dieses Teufels unsere Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einen einzigen lodernden Scheiterhaufen verwandelte? Haben wir ihn nicht gerochen: ranzig-süß? Ihn berührt: schlüpfrig-weich? Mit dem Auge seine furchterregende Gestalt gemessen? Seine gräßliche Rhetorik gehört? Haben wir ihn nicht einmal im Spiegel betrachtet: geifernder, gieriger Mund, vernebelter, süchtiger Blick und gerötetes Fleisch? Wer wird ihn verfehlen können in jenem schwärzesten Augenblick, da Gott verschwunden zu sein scheint und die ziellos gewordene Welt der Obhut des Teufels überlassen?

Die Rekonstruktion der Begegnung Jesu mit dem Teufel verursachte filmtechnische Schwierigkeiten. Die Wahl des Ortes war ziemlich einfach – irgendwo in der Wüste zwischen Jerusalem und dem Toten Meer. Auch der Zeitpunkt war kein Problem – jener dramatische Augenblick, da die Schatten am längsten sind und das Gekläff der Schakale am schrillsten gellt, knapp bevor die Sonne hinter dem Horizont versinkt, um wie ein Licht zu erlöschen und den brennenden Sand auf einmal kalt zurückzulassen. Die Schwierigkeit war die Erscheinung des Teufels. Wie sollten

wir ihn darstellen? Etwa als einen windigen Firmengründer, mit etlichen Konkursen hinter sich, oder als Leitartikler einer moribunden liberalen Zeitung und abgefallenen Jesuiten? Etwas zwischen Don Quijote und Frank Harris mit einer Schwäche für Marihuana? Schließlich einigten wir uns, die Gegenwart des Teufels nur durch einen langen, dunklen Schatten über dem Sand zu veranschaulichen, der im Verlauf des Gesprächs mit Jesus immer länger wurde. Es hätte sogar Jesu eigener Schatten sein können. Zwiegespräche mit dem Teufel haben es an sich, sich als Monologe zu entpuppen.

Was der Teufel von Jesus wollte, das hat Dostojewskij in den «Brüdern Karamasow» bei der Konfrontation des Großinquisitors mit dem wiedergekehrten Christus glänzend herausgestellt: nämlich ihn in die Zwänge der Macht verwickeln und damit das Evangelium der Liebe wirkungslos machen und die Menschheit ganz dem Teufel ausliefern. Jesus ist der einzige ernsthafte Gegner, mit dem der Teufel zu rechnen hat; daher verdient er besondere Aufmerksamkeit. Diesen Angriff auf Jesus begann der Teufel mit Brot, in der Annahme, Jesus müsse nach seinem Fasten hungrig sein und jedenfalls in seinem tief mitleidigen Wesen Teilnahme empfinden für alle Hungernden, die damals wie heute in reicher Zahl vorhanden waren. Also flüsterte ihm der Teufel zu: warum nicht seine Wunderkräfte dazu verwenden, aus Steinen Brot zu machen? Nicht für sich allein, versteht sich, obwohl er nach seinem Fasten sicher einen Happen brauchen konnte. Nein, vielmehr um die Hungernden zu speisen, wer immer und wo immer sie sein mochten. Wie würde ihn dies als Wohltäter auszeichnen! Wie sehr seinen Namen verherrlichen, wenn er, um der mangelnden Vorsorge und der Selbstsucht der Menschen zu begegnen, mit Gottes verschwenderischer Freigebigkeit rechnete, zu dessen größeren Ehre!

Hier ist ein merkwürdiger Zufall zu verzeichnen. Gerade als wir mit Filmen beginnen wollten, fiel mein Blick auf ein weites Feld von Steinen. Sie waren alle identisch und sahen Broten ungemein ähnlich, gut gebacken und braun. Wie leicht wäre es für Jesus gewesen, diese steinernen Brote in eßbare zu verwandeln, so wie er später einmal bei einem Hochzeitsfest Wasser in Wein verwandelt hat! Und schließlich, warum nicht? Die römischen Behörden teilten Brot aus, um Cäsars Reich zu fördern, Jesus konnte dasselbe tun, zugunsten seines eigenen. Ja, des Teufels Angebot war klug eronnen und verlockend, so wie es seine Angebote immer sind. Nach Erwägung aber erkannte Jesus die List und lehnte ab. Gratis ausgeteiltes Brot mochte wohl damals und seither dem Cäsarenkult in allen seinen Abarten förderlich sein. Aber, wie Jesus dem Teufel sagte: *Nicht vom Brot allein lebt der Mensch, sondern von jedem Wort, das aus dem Mund Gottes kommt.* Seine leiblichen Bedürfnisse sind den geistlichen unterzuordnen, und selbst wenn er etwas so grundlegend Notwendiges wie das Brot als Selbstzweck sucht, wird das nur zu seiner seelischen Aushungerung führen können.

Immer wieder kehrt Jesus zu diesem Thema zurück. Er verspricht denen, die ihm folgen, das Brot des Lebens, das, anders als bloßes Speisebrot, ihren Hunger auf ewig stillen wird. Auch beim letzten Abendmahl, das zugleich die erste Eucharistiefeier war, zog er den Vergleich zwischen dem Brot, das sie aßen, und dem Leib, den er bald als Opfer für sie und die ganze Menschheit hingeben sollte. Und beim Brotbrechen erkannten seine beiden Genossen auf dem Weg nach Emmaus in ihm ihren Erlöser. Brot war seiner Ansicht nach für den Leib das, was seine Wahrheitsbotschaft für die Seele war. Es hatte seine eigene Heiligkeit, und konnte gerade deshalb nicht, wie der Teufel vorschlug, durch ein Wunder aus Steinen hervorgezaubert werden. Je-

sus hat seine Wunderkraft nie dazu benutzt, irgendeinen allgemeinen oder kollektiven Zweck zu fördern. Das Heil, das er anbot, war für einzelne bestimmt und nicht für Gruppen. Obwohl die Kranken ihn umringten, gab es keinerlei kollektive Heilungen oder Woldeckenabgaben. Er hat zwar einmal aus Erbarmen mit einer großen Volksmenge, die ihm lange zugehört hatte und hungrig sein mußte, ein paar Brote und Fische so verteilen lassen, daß sie für alle Anwesenden ausgereicht haben. Dies, wie das eucharistische Ritual, mag vielleicht eine symbolische Mahlzeit gewesen sein, die die seelische Erquickung der Teilnehmer anschaulich machte. Oder wahrscheinlicher noch, wie ich gerne annehme, waren die Brote und Fische eine Wegzehrung, die einer in kluger Vorsorge mitgebracht hat, und die er nun, unter dem Eindruck der Unterweisung Jesu dazu anbot, den allgemeinen Bedarf zu decken, worauf andere seinem Beispiel folgten, und auf einmal war genug für alle da, und es blieben sogar noch einige volle Körbe übrig. Wenn es sich tatsächlich so verhielt, dann war dies ein größeres Wunder, als es die bloße Vermehrung der ursprünglichen Brote und Fische gewesen wäre. Wir aber, die wir mit Jesu Worten vertraut sind, bringen es zugegebenermaßen ohne weiteres fertig, zu essen, während andere hungrig sind. Doch seine Worte mit eigenen Ohren zu hören hätte uns vielleicht dazu gebracht, wenigstens für einen Augenblick von unserem Trog aufzublicken.

Des Teufels zweiter Vorschlag an Jesus war, seine wundertätigen Kräfte dazu zu verwenden, die Aufmerksamkeit der Menge auf sich selber und seine Sache zu lenken. Um seine Botschaft durchzugeben, müsse er ins Scheinwerferlicht treten, ins öffentliche Gespräch kommen und berühmt werden. Schließlich – so argumentierte der Teufel – waren Worte der Wahrheit, wie Jesus sie aussprach, ganz

schön und recht. Was aber, wenn sie ignoriert würden, oder noch schlimmer, Zorn und Feindseligkeit erregten? Was sollte werden, wenn Menschen, die in der Finsternis saßen und sein großes Licht erblickten, dennoch lieber in der Finsternis blieben? Wundertaten aber könnten ihre Aufmerksamkeit erregen und fesseln. Angenommen, Jesus würde sich also von einer der hohen Zinnen des Tempels stürzen, im sicheren Wissen, daß Gott seine Engel schicken würde, ihn unversehrt aufzufangen, was würde das für eine Sensation auslösen! Schlagzeilen in allen Zeitungen, Berichte über sämtliche Fernsehkanäle! Jedermann unterwegs nach Jerusalem, um ein Interview zu erhaschen mit dem «Mann, der von der Tempelzinne sprang, ohne sich zu verletzen». Jesus wäre überall gefragt. Ein begieriges internationales Publikum hinge an seinen Worten. Herodes wäre interessiert, auch Pilatus, vielleicht Kaiser Tiberius in Person. Das alles sollte ja nicht nur um der Propaganda für Jesus willen geschehen – durchaus nicht; sondern um seinen Worten im ganzen römischen Reich Gehör zu verschaffen und nicht bloß bei einer unbedeutenden, zusammengewürfelten Gefolgschaft in Galiläa.

Wir, die wir in einer Zeit technologischer Wunderdinge gelebt haben, können diesen Überredungsversuch des Teufels mühelos begreifen. Nach seiner Taktik versuchen heutige Regierungen, uns zu blenden und durch ähnliche Großartigkeiten wie Mondflüge und anderes sich akzeptabel zu machen; versuchen auch Werbefachleute, uns anhand von einprägsamen Wunderbildern zu zeigen, welcher Genuß uns daraus erwächst, wenn wir eine bestimmte Zigarettenmarke rauchen, einen bestimmten Ferienort aufsuchen, uns mit dieser oder jener Salbe einreiben, diese oder jene Arznei schlucken. So vielerlei und verschiedenartige Wunderdinge von Teufelsgnaden finden unbeschränkten Absatz. Jesus aber wußte es besser und ließ sich nicht betö-

ren. Seine besondere Beziehung zu Gott und Gottes Sorge für ihn bildeten einen Teil von Gottes Sorge für die gesamte Schöpfung, eine Sorge, die, wie Jesus uns sagen wird, sogar den Sperling, der vom Dach fällt, miteinbezieht. Gerade deswegen durfte Gottes sorgende Liebe für seinen Sohn nicht, wie es der Teufel vorschlug, auf die Probe gestellt und mißbraucht werden. *Du sollst den Herrn Deinen Gott nicht versuchen*, zitierte Jesus die Schrift, als er den Teufel zum zweiten Mal abwies. Gottes Liebe zu Jesus und seine Liebe für den Sperling waren Teil der gleichen umfassenden Liebe, die durch seine gesamte Schöpfung hindurchleuchtet und sowenig einseitig sein darf wie die Liebe einer Mutter, die keins ihrer Kinder den andern vorzieht.

Jesus kam in die Welt, gerade um dieses Umfassende der göttlichen Liebe und Barmherzigkeit zu verkünden, die wie Regen auf Gerechte und Ungerechte fällt, auf Sünder und Tugendhafte, auf Sperlinge und Menschen und den Menschensohn. Er stellte diese Liebe in Gegensatz zu der Vor-eingenommenheit anderer Gottheiten für bestimmte Menschen, Orte und Anliegen. Wäre Jesus auf den Vorschlag des Teufels eingegangen, sich selber publik zu machen, er hätte das, was eine künftige Weltreligion werden sollte, auf die Dimension eines bloßen Kults reduziert.

Aus dem gleichen Grund goß er Hohn über alle Bitten um ein Zeichen vom Himmel, selbst wenn sie von seinen Jüngern kamen. Ein Zeichen wäre zu billig gewesen. Was Jesus verlangte, war Glaube, der Berge versetzt, der Blinde sehend macht und Kranken die Kraft gibt, aufzustehen und umherzugehen, der selbst Tote erweckt. Das einzige bedeutungsvolle Zeichen, so betonte er, war die Wahrheit dessen, was er mitzuteilen hatte. Kein anderes war nötig oder auch nur angebracht. Als die Jünger auf seine Frage, für wen sie ihn hielten, eingestanden, sie hielten ihn für den verheißenen Messias, den Sohn Gottes, ermahnte er sie eindringlich,

diese Einsicht für sich zu behalten. Und wieder, bei der Verklärung, als Jesu Antlitz vom mystischen Glanz der Gottesnähe erstrahlte, befahl er den drei Jüngern, die bei ihm weilten, niemandem gegenüber zu erwähnen, was sie gesehen hatten. Bei einer anderen Gelegenheit tadelte er einen jungen Mann, der ihn *Guter Meister* angeredet hatte: «*Warum nennst du mich gut? Niemand ist gut außer Einem, und das ist Gott.*» Mit anderen Worten: solange Jesus als Mensch auf Erden weilte, bestand er darauf, in jeder Beziehung als sterblicher Mensch betrachtet zu werden. Hätte er dies nicht getan, wäre der Brenn- und Höhepunkt seiner ganzen Lehre, nämlich das Kreuz, seines Sinnes verlustig gegangen. Als Mensch für andere Menschen am Kreuz zu sterben, war erhaben, während es für Gott nichts bedeutet hätte, gekreuzigt zu werden – nicht mehr als für ein unsterbliches Wesen, eine Gefängnisstrafe abzusitzen. Wenn es also dem Teufel gelungen wäre, Jesus zu überreden, seine Wunderkräfte zur Förderung seiner eigenen größeren Ehre in den Augen der Welt zu mißbrauchen, so hätte sich seine Sendung als völlig sinnlos erwiesen. Um seine Sendung zu erfüllen, hatte er alle Begrenztheiten, Fehlbarkeiten und Unzulänglichkeiten unserer sterblichen Existenz auf sich zu nehmen und mit unserer unsterblichen Bestimmung in Beziehung zu setzen. Damit ermöglichte er es den Menschen, sich Gott zu nahen, und Gott, sich den Menschen zugänglich zu machen.

Das letzte Ansinnen des Teufels war das umfassendste von allen. Diesmal führte er Jesus auf den Gipfel eines hohen Berges, von dem aus man alle Reiche der Erde überblicken konnte. Dort erklärte der Teufel, all diese Reiche stünden zu seiner freien Verfügung; Jesus könne sie haben und damit machen, was er wolle. Als Gegenleistung würde von Jesus bloß verlangt, sich zu verneigen und den Teufel anstelle Gottes anzubeten. Das war ohne Zweifel ein durch-

aus göltiges Angebot und nach teuflischen Begriffen in guten Treuen gemacht. Als Triebfeder der Macht und als echter Manipulator des menschlichen Willens hat der Teufel damals wie heute die Reiche der Erde in seiner Gewalt und kann erheben und stürzen, wen er will. Jesus hätte nur zu nicken brauchen, dann hätte er eine Christenheit aufbauen können, nicht auf der Basis von vier wackligen Evangelien und einem ans Kreuz genagelten Gescheiterten, sondern eine nach vernünftigen sozio-ökonomischen Prinzipien und Plänen durchorganisierte. Er hätte Wohlfahrtsstaaten *in excelsis* gründen können, ausgestattet mit allem, was der Mensch braucht, von der Pille bis zur Kremation, gratis natürlich für jedermann, hätte es so einrichten können, daß das Glück nicht nur erstrebt, sondern wirklich erjagt und eingefangen worden wäre, so daß der Jagende es zu besitzen und zu umfassen vermöchte, bis der Tod sie schied. Er hätte das Weltproletariat triumphierend und nach den besten marxistischen Prinzipien an die Macht bringen und dafür sorgen können, daß Staatsgewalt, wie sich gehört, allmählich dahinschwände, während die Menschheit für alle Zeiten glücklich weiterlebte. Jede Utopie hätte sich dann verwirklicht, jede Hoffnung erfüllt und jeder Traum wäre wahr geworden. Wie sehr hätte Jesus sich als Wohltäter erwiesen, unter dem Applaus sowohl der London School of Economics wie der Harvard Business School. Sein Standbild wäre auf dem Parlamentsplatz in London errichtet worden, und noch größere Standbilder auf dem Capitolshügel und auf dem Roten Platz. Sein Bildnis wäre mit dem von Lenin und Marx bei festlichen Anlässen in Moskau und Peking durch die Straßen getragen worden; und er hätte in der «Prawda», der «Times», dem «Wall Street Journal» und im «Osservatore Romano» wohlwollende Erwähnung gefunden. Statt dessen lehnte er die Offerte ab, mit der einzigen Begründung: man solle Gott allein anbeten. So ging

diese einmalige Gelegenheit auf ewig verloren, hier und jetzt eine dauernde Stadt zu errichten, statt immerfort eine künftige zu suchen.

So wenigstens schien es. Der Teufel aber hat viel Geduld; er weiß, wie man wartet. Die Angebote, die Jesus ablehnte, fanden viele Interessenten unter seinen angeblichen Vertretern auf Erden. Es vergingen gar nicht viele Jahre, und sie ließen sich an seiner Statt krönen, veranstalteten Kreuzzüge, um seinen Namen zu verherrlichen, und brachten es geschickt und auf mannigfache Art fertig, seine Worte so zu verdrehen, daß sie genau das Gegenteil dessen aussagten, was ihr ursprünglicher Sinn war. Unser zwanzigstes Jahrhundert wurde in dieser Beziehung eine besonders fruchtbare Zeit für den Teufel. Hat er es doch, neben anderen bemerkenswerten Errungenschaften, fertiggebracht, Jesus als ausgewachsenen Freiheitskämpfer und Stadtguerilla zu propagieren, wobei die Bergpredigt zu einer Barrikadenpredigt wurde. Er hat Jesus auch zum Vorkämpfer einer Situationsethik proklamiert, für den das Fleisch mit dem Geist zusammen lüstet und der Geist zusammen mit dem Fleisch, so daß jeder tun kann, wonach ihm der Sinn steht.

Dieser Triumph lag noch in ferner Zukunft, und als Jesus aus der Wüste zurückkehrte, ließ er einen arg frustrierten Teufel zurück. Für ihn selber war es eine Zeit großer Klärung gewesen; jetzt war er seiner Berufung völlig sicher. In einem seiner Gleichnisse spricht er davon: *Wie kann jemand in das Haus des Starken eindringen und seine Habe rauben, wenn er nicht zuvor den Starken gefesselt hat? Dann erst wird er sein Haus ausplündern.* Dachte er vielleicht daran, wie er in der Wüste den Teufel, bildlich gesprochen, gefesselt hatte, um dessen Reich der Macht aus dem Weg zu schaffen, ehe er sein eigenes Reich der Liebe der Welt verkündete? Nach seiner Zwiesprache mit dem Teufel mußte er sich restlos klar sein, daß er die drei Säulen weltli-

cher Macht: nämlich Wunder um des Effektes willen, Überfluß und Machtanwendung meiden mußte. Seine Sache sollte es nicht sein, Steine in Brot zu verwandeln, und wären der Steine noch so viele und des Brotes noch so wenig, ihm oblag vielmehr, aus leiblicher Nahrung sakramental eine geistliche Nahrung zu bereiten. Seine Sache sollte es auch nicht sein, Menschen an sich zu ziehen, indem er Gott um ein Zeichen bat, vielmehr mit seiner Wahrheit ihren Weg zu Gott zu erhellen und Gottes Weg zu den Menschen. Vor allem aber war es nicht seine Sache, irgendeinem tatsächlichen oder angehenden Cäsar Hilfe oder Stütze zu bieten, geschweige denn selber ein Cäsar zu sein. Er sollte kein «Führer» werden, kein sagenumwobener Widerstandskämpfer. Poesie gewiß – aber keinerlei Rhetorik – liegt in den Worten, mit denen er den Menschen offenbaren wollte, wie sie zusammen leben und Gottes Willen tun sollten. Der leidenschaftliche jüdische Nationalismus, der in des Täufers Adern brannte und in der Qumran-Gemeinschaft eine so große Rolle spielte, wurde von Jesus zusammen mit dem Teufel in der Wüste zurückgelassen, sofern ein solcher für ihn je von Belang gewesen ist. Als letzte Handlung im Kreis seiner Jünger vor seiner Kreuzigung wusch er ihnen die Füße, und sein letztes öffentliches Auftreten erfolgte in der Maskerade eines Königs der Juden, wobei die Fußwaschung eines Teufels und vornehmen Herrn unwürdig war, und der Auftritt im königlichen Spottgewand des Teufels Rock entehrte.

Nun war alles geklärt. Jesus konnte seine Rolle als Messias übernehmen, dessen Kommen vorausgesagt war. Jetzt konnte seine Sendung beginnen. Alles sollte sich erfüllen, wie es prophezeit worden war, bloß im umgekehrten Sinne – als Messiastum eines Besiegten. So wie ein einziger Mensch, Adam, die Menschen Gott entfremdet hatte, so sollte ein anderer Mensch, nämlich Jesus, sie wieder mit

Gott versöhnen; wie der Ungehorsam Adams das Gesetz des Mose nötig gemacht hatte, so sollte Jesu Gehorsam eine neue auf der Liebe gegründete Ordnung einleiten, die in den Beziehungen zwischen Mensch und Mensch und zwischen Mensch und Gott das mosaische Gesetz weit übertraf. Dieses hatte eine Art, die Dinge einzustufen, die aus nahe liegenden Gründen den Juden entsprach. Aber noch heute behält, selbst wenn Adam nach der Meinung vieler Leute seit Darwins naturforschenden Weltreise spurlos verschollen ist, die Symbolik ihre Gültigkeit. Das Opfer Jesu tilgt Adams Sünde, der alte Mensch mit seinen Taten ist abgelegt, der neue, im Geist wiedergeborene Mensch ist angezogen worden. Und die ganze Menschheit – Juden und Heiden, Knechte und Freie – kann sich vereinigen in dem einen Leib, in der einen Gemeinschaft mit und in Christus. Das war der neue Himmel und die neue Erde, die in der Schrift verheißen sind, die aber, wie Jesus wiederholt betonte, in Demut und nicht in Hoffart, im Opfer und nicht im Triumph, im Leiden und nicht in materieller Behaglichkeit verwirklicht werden sollten.

Als der lange sehnsüchtig und geduldig erwartete Messias wird Jesus seinen Anhängern nicht den Rausch der Macht anbieten, sondern die Überschwenglichkeit der Liebe. Er wird sie einladen, mit ihm öffentliche Lächerlichkeit und Hohn zu teilen und schließlich die Wut und den Abscheu, die eine so absonderliche Auffassung seiner messianischen Rolle erregen mußte, sei es beim Hohen Rat oder bei den Zeloten der *«résistance»*. Sein Weg – das wußte er von Anfang an – konnte nur ein Ende haben: er selbst an einem Kreuz zwischen zwei anderen – Symbol und Brennpunkt der abenteuerlichsten und kühnsten Hoffnungen, die je in einem Menschenherzen gehegt worden sind. Zunächst aber mußte er sich ohne Verzug an die Erfüllung seiner Sendung machen. Die Zeit drängte, wie er es

in einem seiner schönen Bilder seinen Jüngern darstellte: *«Sagt ihr nicht: Noch vier Monate und es kommt die Ernte? Seht, ich sage euch: Erhebet eure Augen und seht die Felder weiß zur Ernte.»* Als er in Galiläa umherging und in den Synagogen lehrte, waren alle, die ihn hörten, von ihm sehr beeindruckt, bis er nach der Synagoge in Nazareth kam, wo er mit seiner Familie gelebt hatte. Er begann mit der Lesung einer großartigen Stelle aus Jesaja: *Der Geist des Herrn Jahwe ruht auf mir; denn Jahwe hat mich gesalbt. Er hat mich gesandt, den Armen die Frohbotschaft zu bringen, zu heilen, die gebrochenen Herzen sind; den Gefangenen Befreiung und den Gefesselten Erlösung anzukündigen, auszurufen ein Jahr der Gnade von Jahwe.*

Das war der Traum aller Propheten, die Hoffnung aller, die den Menschen wohlwollten, vom Anbeginn der Zeit: die Hoffnung von Bunyans Pilger und von Cervantes Ritter von der traurigen Gestalt; auch jedes Utopisten und *Exalté* bis in unsere Tage, und heute ganz besonders – jeder möchte den Armen und Leidenden gute Nachricht bringen, den Blinden das Licht und den Gefangenen die Freiheit wiedergeben, es der Menschheit ermöglichen, in Frieden und Liebe zu leben. Jesus hat diese Stelle gewiß mit großer Eindringlichkeit und Überzeugung wiedergegeben, und ebenso gewiß ist, daß seine Hörer tief beeindruckt waren. Erst als er zu extemporieren begann und auf einzelnes einging, erhoben sich Zweifel, dann Bestürzung und schließlich Wut. Denn Jesus verkündete kühn, die Erfüllung der von ihm zitierten Schriftstelle liege nicht in irgendeiner fernen Zukunft, sondern in der unmittelbaren Gegenwart, und solle durch ihn, der zu ihnen redete, erfolgen. Er, Jesus, sei gesalbt worden, um das Jahr des Herrn zu künden. Nun sei es an ihnen, in sich zu gehen, ihre Sünden zu bereuen und, indem sie sich von weltlichen Dingen lösten, sich des Schicksals würdig zu zeigen, das Gott für sie bereit hielt.

Das war es, was er zu sagen hatte, und was er immer wieder sagen wird bis zu seiner Gefangennahme und Hinrichtung. Den Leuten von Nazareth war das zuviel. Stammte dieser phantastische Anspruch nicht von einem, den sie kannten, dessen Familie sie kannten – vom Sohn des Zimmermanns Joseph? Wie könnte er der verheißene Messias sein, der am Ende der Tage in Herrlichkeit kommen und den Glanz Israels wiederherstellen sollte? Der Gedanke war absurd; er mußte verrückt sein. Sie warfen ihn aus der Synagoge hinaus, und unter weiteren Drohungen und Schmähworten gedachten sie ihn für immer zum Schweigen zu bringen, indem sie ihn den steilen Berghang hinunterstießen, auf dem Nazareth erbaut ist – eine Stelle, die man noch heute deutlich erkennt. Irgendwie entkam ihnen Jesus und ging seiner Wege. Seine Stunde war noch nicht gekommen; das Drama hatte eben erst begonnen. Er zog nach Kapharnaum, um dort seinen Auftrag weiterzuführen.

II. WAS JESUS DER WELT ZU SAGEN KAM

Es gibt besondere Augenblicke im Leben der Menschen wie in der Geschichte der Menschheit, in denen das, was immer (wenn auch weitgehend unerkannt) wahr ist, evidentenmaßen und wirksam wahr wird. Ein solcher Augenblick der Geschichte widerspiegelt sich in den Evangelien. Gottes Gegenwart bei den Menschen, eine Wahrheit, die für alle Zeiten und Orte Geltung hat, wird zur ausdrücklichen und wirksamen Wahrheit. Sie wurde es (so müssen wir annehmen) durch die Wirkung des Auftretens Jesu. In seinen Worten und Taten wurde diese Wahrheit mit außerordentlicher Klarheit verkündet und auf ebenso außerordentliche Weise wirksam. Jesus selber verwies auf die Wirkung seines Tuns als auf das Zeichen des nahenden Reiches. *Wenn ich durch den Finger Gottes die Dämonen austreibe, so ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen.*

D. H. Dodd

Die gute Nachricht Jesu bestand also darin zu verkünden, das Reich Gottes sei gekommen, und er, Jesus, sei der Herold und Deuter dieses Reiches. Ja mehr als das: in irgend-einer einmaligen, geheimnisvollen Art war er selber das Reich. Die Geschichte der Kinder Israels, des auserwählten Volkes Gottes, war jetzt in einen einzigen Menschen zusammengefaßt: in ihm selbst; in ihm und durch ihn sollte sie zur Erfüllung gelangen. So konnte Jesus ohne Lästerung

an Gottes Stelle sprechen, der in einem ganz besondern Sinn sein Vater war. Überdies – und das war ein atemberaubender Anspruch – konnte sich niemand dem Vater anders nahen als durch ihn. Seine Worte waren die des Vaters, die den Menschen klarmachten, wie sie nach dem Willen Gottes leben, welche Werte ihr Verhältnis zu ihm und zueinander bestimmen sollten. Das heißt: Jesus und der Vater waren eins. Jesus abzuweisen, so wie die Propheten abgewiesen worden waren, hieß nunmehr Gott selber zurückzuweisen.

Wie C. S. Lewis mit Recht betont hat, schließen solche Aussagen jede Vorstellung aus, Jesus sei nur ein im höchsten Grad guter Mensch gewesen – nebenbei gesagt: der Glaube, in dem ich erzogen worden war. Aber schon als Kind schienen mir solche Gedankengänge schlapp und wenig überzeugend. Sie machten Jesus zu einer Art Super-Emerson oder zu einem proletarischen Marc Aurel, ohne im mindesten das Drama sichtbar zu machen, dessen zentrale Gestalt er war. Und gerade dieses Drama hielt mich in Bann, schon bevor ich es begreifen konnte. «Ein Mensch, der nur Mensch gewesen wäre», schreibt Lewis, «und solche Dinge sagte, wie Jesus sie äußerte, wäre kein großer Sittenlehrer. Er wäre entweder ein Irrer – auf der gleichen Ebene wie einer, der von sich behauptet, er sei ein weichgekochtes Ei – oder der Teufel aus der Hölle. Hier gilt es zu wählen.» Lewis hat recht. Man steht vor dieser Wahl. Entweder war Jesus seiner Behauptung gemäß Gottes Sohn, oder er war größenwahnsinnig bis über die Grenzen des Irrsinns hinaus, und damit, bewußt oder unbewußt, ein Betrüger. Lewis fährt fort: «Man kann ihn als Narren hinter Schloß und Riegel setzen, ihn als Besessenen anspeien und töten. Oder man kann ihm zu Füßen fallen und ihn Herr und Gott nennen. Aber man komme uns nicht mit dem herablassenden Unsinn, er sei ein großer Mensch gewesen. Diesen

Weg hat er uns nicht offengelassen. Das lag nicht in seiner Absicht.»

Jesu Behauptung, er stehe in einem besonderen Vertrauensverhältnis zu Gott und sei sein erwählter Sprecher auf Erden, war für den Hohen Rat und besonders für den Hohenpriester Kajaphas die reine Blasphemie. Man darf wohl auch bezweifeln, daß die Jünger, die ständig in Jesu Gesellschaft weilten, genau begriffen, was solche Rede bedeutete. Unbeteiligten Zuhörern mußte sie völlig ungreiflich erscheinen.

Um ihnen – und auch uns – das Verständnis zu erleichtern, erzählte Jesus eines seiner Gleichnisse. Seine besondere Begabung als Lehrer und Vermittler seiner Botschaft lag eben in diesen Gleichnissen, kleinen plastischen Geschichten, deren jede in sich abgeschlossen war. In der Sprache und in den Bildern des täglichen Lebens vorgetragen, waren sie unmittelbar und leicht verständlich und fesselten die Aufmerksamkeit der einfachen und ungelehrten Menschen mehr, als mystische oder intellektuelle Themen es je vermocht hätten. Heute gelesen vermitteln sie besser als alles übrige ein Bild der Welt, in der Jesus vor zweitausend Jahren lebte – wie er auf Menschen und Dinge reagierte, was er an seiner Umwelt beachtete und was ihn interessierte. Dabei ist die Eigenart des Erzählers nicht zu übersehen. Hinter den Gleichnissen spürt man einen scharfsinnigen, oft ironischen, hervorragend schöpferischen Geist. Sie sind unverkennbar eher das Werk eines Künstlers als das eines Denkers oder, im engeren Sinn des Wortes, eines Moralisten.

Was für Kunstwerke sie sind, läßt sich an den schwerfälligen und komplizierten Bemühungen, sie zu deuten, ermes sen. Auf diesem Gebiet gibt es ein paar wahrhaft erstaunliche Leistungen. Ein Musterbeispiel hat Augustinus mit seiner Auslegung des Gleichnisses vom barmherzigen Samaritan geliefert. Jericho, so belehrt er uns, ist ein Wort

für den Mond, der unsere Sterblichkeit versinnbildet, weil er geboren wird, wächst, schwindet und stirbt. Die Räuber stehen für den Teufel und seine Engel, die den Wanderer seiner Unsterblichkeit berauben, ihn prügeln, indem sie ihn zur Sünde verleiten und ihn halbtot liegen lassen. Halbtot ist er, weil er lebt, da er Gott kennt, aber tot ist er, weil er gesündigt hat, sich somit in einem Zwischenzustand zwischen Leben und Tod befindet. So geht es weiter und weiter. Am Schluß bedeuten die zwei Denare, die der Samaritan (das heißt der Hüter und damit Jesus selbst) dem Herbergswirt (nämlich Paulus) übergab, entweder die zwei Gebote der Liebe oder die Verheißung des hiesigen und des kommenden Lebens. Armer Augustinus! Er muß wohl gemeint haben, er sitze wieder auf seinem Lehrstuhl für Rhetorik und habe völlig begriffsstutzigen Studenten einen Text zu erklären.

Das Gleichnis, das Jesus ersann, um das Kommen des Reiches und seine eigene Rolle darin zu verkünden, handelt von einem abwesenden Grundherrn, der seinen Weinberg Pächtern übergab. Abgemacht wurde, daß sie als Pachtzins einen bestimmten Teil der Ernte abliefern sollten. Als aber der Grundherr seine Knechte schickte, die geschuldete Abgabe einzuziehen, hielten sich die Pächter nicht an das Abkommen, sondern verprügelten und verjagten die Boten. Dergleichen kam zu Jesu Zeiten in Galiläa, wie es scheint, nicht selten vor, denn trotz seiner Einverleibung in das Römische Reich war die Provinz noch nicht befriedet. Landabwesende Ausländer besaßen oft großen Grundbesitz, den sie an Einheimische verpachteten, genauso wie es der Grundherr im Gleichnis tut. Wenn die Pächter sich weigerten, ihren Verpflichtungen gegenüber dem Grundherrn nachzukommen und sogar seine Boten mißhandelten, stand die öffentliche Meinung oft auf ihrer Seite, nicht anders als es in Irland während der Wirren vor der Unabhängigkeit

der Fall war. Im Gleichnis schickt der Besitzer schließlich seinen Sohn, um das ihm Zustehende abzuholen, in der Meinung, die Pächter würden diesem mit Achtung begegnen. Sie aber verprügelten ihn nicht nur wie die früheren Abgesandten, sie schlugen ihn tot, um den Erben loszuwerden und den Besitz an sich zu reißen. Was – so schließt das Gleichnis – wird der Weinbergbesitzer in einem solchen Fall tun? Doch wohl sich selbst aufmachen, die Pächter vernichten und den Weinberg anderen übergeben.

Als Jesus das Gleichnis erzählte, war sein eigenes Schicksal – zumal seinen Zuhörern – noch unbekannt. Die Mitglieder der jungen Kirche aber, für die die Evangelien geschrieben waren, hatten keine Mühe zu begreifen, daß Gott Grundherr war und der Weinberg Israel, die Pächter dessen Führer, die die Abgesandten Gottes verworfen und verfolgt hatten. Als dann der Sohn zu ihnen geschickt wurde, veranlaßten sie seine Kreuzigung. Vom Jahr siebenzig nach Christi Geburt an werden die Christen auch gewußt haben, daß die Vergeltung in Gestalt der Zerstörung des Tempels und der Zerstreuung der Juden erfolgte. Und es fiel ihnen nicht schwer einzusehen, daß sie selbst – zum größten Teil bekehrte Heiden – die neuen Pächter sind, die gewiß ihre Verpflichtungen genau erfüllen und ihrem Herrn *die Früchte zur rechten Zeit abliefern* wollten. Vermutlich ist das Gleichnis in der Version der Evangelien irgendwie so verdeutlicht, daß der Lauf der Ereignisse daraus leicht ersichtlich wird; aber auch so wie Jesus es ursprünglich erzählt hat, wird sein wesentlicher Sinn bereits klar gewesen sein. Der verheißene Messias der Propheten war zunächst ausschließlich für die Juden gedacht, und sein Reich sollte ein in seiner Größe und Herrlichkeit wiederhergestelltes Israel sein. Der Messias in der Gestalt Christi dagegen war nicht nur für ein auserwähltes Volk bestimmt, sondern für alle, die bereit sind, ihn aufzunehmen, und sein Reich ist überhaupt nicht von

dieser Welt. Es findet sich sowohl in uns wie jenseits des Bereiches von Raum, Zeit und Sterblichkeit. Wir tragen es in unserem Innern, als etwas unendlich Kostbares, wie ein Medaillon mit dem Bild eines geliebten Gesichts. Gleichzeitig liegt es hoch über uns, wie Augustins «Gottesstaat», jenseits unserer Reichweite – wie *das Land* des Jesaja, *das weit weg ist von uns*; und doch ist es für die, die Augen haben, zu sehen, von unserer irdischen Statt aus erblickbar und ist das Ziel unserer irdischen Pilgerschaft. Das Reich ist sowohl hier und jetzt vorhanden, jedem verfügbar, der darum bittet, wie auch wachsam zu erwarten, so wie die klugen Jungfrauen mit ihren ölgefüllten Lampen auf die Ankunft des Bräutigams harren und nicht wie die törichten, die ihr Öl verbrauchten und, als der Bräutigam kam, ihre Lampen nicht wieder füllen konnten.

Die einzige Bedingung, um ins Reich einzugehen, ist das Wiedergeborenwerden, wie es uns in dem interessanten, bedeutsamen Gespräch zwischen Jesus und einem gewissen Nikodemus erklärt wird, der als *einer der Pharisäer . . . ein Ratsherr unter den Juden*, mit anderen Worten, als eine gewichtige Persönlichkeit bezeichnet wird, welche kraft ihrer Stellung in Gewand und Gebaren die strengste Orthodoxie zu repräsentieren hatte. Nikodemus, so wird uns berichtet, kam des nachts zu Jesus, offenbar weil er nicht wollte, daß sein Besuch bemerkt werde. Jeder, der irgendwann mit einer Sache befaßt war, die als unmodern oder inopportun galt, wird solche nächtlichen Besucher vornehmen Ranges kennen, die jede Art von Hilfe und Ermutigung anbieten, bloß selber nicht bereit sind, hinzustehen und sich zählen zu lassen. Liest man zwischen den Zeilen der Schilderung im vierten Evangelium von Jesu Gespräch mit Nikodemus, spürt man eine gewisse Herbheit von seiten Jesu, zweifellos wegen der verstohlenen Art, in der der Mann sich ihm genah hatte.

Dieser begann mit Schmeichelei; er redete Jesus mit Rabbi an. Eine solche Anrede eines Pharisäers einem eigenwilligen und für verschroben gehaltenen Prediger aus Galiläa gegenüber war, gelinde gesagt, ungewöhnlich. *Wir wissen*, so begann er, *daß du ein Lehrer bist, der von Gott kommt; denn niemand kann die Wunder wirken, die du wirkst, wenn Gott nicht mit ihm ist.* Das war keine gute Einleitung, zumal der Mann für die Pharisäer in ihrer Gesamtheit sprach und die Wunder statt der Wahrheit der Worte Jesu und der Autorität, mit der er sie aussprach, zum Beweis für Jesu göttliche Sendung nahm. Gerade dies hatte Jesus verächtlich von sich gewiesen, als ihm der Teufel vorschlug, er solle seine wundertätigen Kräfte benutzen, um seine messianische Sendung zu beweisen. Deshalb übergang er schlicht die Rede des Nikodemus und erklärte klipp und klar, daß *niemand das Reich Gottes sehen kann, wenn er nicht wiedergeboren wird.* Nikodemus reagierte darauf, indem er sich dumm stellte. *Wie kann ein Mensch geboren werden, wenn er schon alt ist? Kann er ein zweites Mal in den Schoß seiner Mutter eingehen und geboren werden?* Darauf erwiderte Jesus, daß man, um in Gottes Reich einzutreten, notwendig durch die Taufe von vergangenen Sünden reingewaschen werden muß, so wie Johannes der Täufer es anbot, um dann auch geistig wiedergeboren zu werden, denn *was aus dem Fleisch geboren ist, ist Fleisch, und was aus dem Geist geboren wird, ist Geist.* Ein so kluger Mann wie Nikodemus, so fuhr Jesus fort, dürfte doch nicht überrascht sein, wenn man ihm sagte, er müsse wiedergeboren werden; denn schließlich *weht der Wind, wo er will, du hörst sein Rauschen, aber du kannst nicht sagen, woher er kommt und wohin er geht. So ist jeder, der aus dem Geist wiedergeboren wird.* Als Antwort konnte Nikodemus nur murmeln: *Wie können solche Dinge geschehen?* Da erst holt Jesus wirklich aus. Nikodemus, ein Lehrer in Israel, könne das nicht verstehen! Jesus und seine

Jünger sprachen über das, was sie wußten, und legten Zeugnis von dem ab, was sie gesehen hatten; aber die klugen Pharisäer wollten ihr Zeugnis nicht annehmen. Wenn sie skeptisch blieben, während er über irdische Dinge sprach, wie sollten sie auch nur hoffen, ihn zu verstehen, wenn er über himmlische mit ihnen redete? Der Menschensohn allein kann göltig über himmlische Dinge reden, weil nur er vom Himmel her kommt; deshalb: *so wie Mose die Schlange in der Wüste erhöhte, so muß auch der Menschensohn erhöht werden, damit diejenigen, die an ihn glauben, nicht umkommen, sondern das ewige Leben haben.*

Hier scheint Nikodemus verstummt zu sein, worauf Jesus, wie berichtet wird, ihm eine kurze Darstellung dessen gab, was er als seine messianische Sendung ansah. Gott liebt die Welt so sehr, sagte er, daß er seinen eingeborenen Sohn sandte, damit jeder, der an ihn glaubt und Vertrauen zu seiner Sendung hat, nicht umkommt, sondern das ewige Leben erhält. Er sei ganz entschieden nicht gesandt worden, um die Welt zu richten, vielmehr damit die Welt durch ihn gerettet werde. Gläubige würden naturgemäß nicht gerichtet; solche dagegen, die nicht glauben, seien schon gerichtet, weil sie den Sohn Gottes zurückwiesen. Das ist ihr Gericht – daß das Licht in die Welt kam, sie aber die Finsternis vorgezogen haben, weil ihre Werke übel sind. *Denn jeder der Böses tut, haßt das Licht und kommt nicht zum Licht, damit er nicht seiner Taten überführt wird.* Wie Nikodemus auf diese Worte reagierte, falls sie wirklich an ihn gerichtet waren, wissen wir nicht. Zur Zeit der Kreuzigung aber wird er sich bestimmt an das erinnern haben, was Jesus ihm über den Menschensohn gesagt hatte, der wie die Schlange des Mose erhöht werden sollte. Vielleicht hat ihn das veranlaßt, sich mit Josef von Arimatäa zusammenzutun, um Jesu Leichnam vom Kreuz abzunehmen, ihn mit einer Mischung aus Myrrhe und Aloe zu salben, ihn so für das Be-

gräbnis zu bereiten, und ihn dann in ein neues Grab zu legen, wo noch niemand begraben worden war. Auch später werden ihm die Worte des nächtlichen Gesprächs nochmals in den Sinn gekommen sein, als er sah, daß die wachsende Schar der Christen tatsächlich wiedergeboren wurde, wie Jesus es ihm als erforderlich bezeichnet hatte. Ob ihm wohl auch das, was Paulus, ein einstiger Mitpharisäer, den Christen in Korinth schrieb, bekannt geworden ist? *Wenn einer in Christus ist, so ist er ein neues Geschöpf, das Alte ist vergangen, siehe Neues ist geworden . . . Siehe jetzt ist die hochwillkommene Zeit, siehe jetzt ist der Tag des Heils.*

Des Nikodemus Verwunderung über den Gedanken, Erwachsene sollten wiedergeboren werden, ist begreiflich. Wie Shakespeare in seinen berühmten sieben Lebensaltern des Menschen es ausdrückt, kommen wir als Säuglinge zur Welt, heulend und speiend in den Armen der Amme, schreiten weiter von der Kindheit zur Jugend, zum reifen Alter und erlöschen schließlich in einer zweiten Kindheit und einem schieren Vergessen. Wo wäre in diesem Ablauf ein Platz für Wiedergeburt? Und doch geschieht sie. Aus dem dunkeln Schoß unserer Eigensucht und Fleischlichkeit kann uns eine schöpferische geistige Kraft, der Heilige Geist selber, in eine neue Geburt hineinstoßen. Und dazu treten wir wieder hinaus in die gleiche bekannte Welt, aber stellen fest, daß sie neu geworden ist; ihre Farben sind strahlend und durchsichtig, die Formen klarer und von wunderbarer Anmut, Männer und Frauen bewegen sich in ihr wie Engel, alle Geschöpfe offenbaren eine bislang verborgene Schönheit. So mit neuen Augen begabt, erblickte ich eine neue Welt; da ich nun mit Herz, Geist und Seele begreife, bricht die Wahrheit über mich herein, nicht als Gedanke, Gefühl oder Erkenntnis, sondern in einer umfassenden Erleuchtung. Wie ein Kind mit seinem ersten Gähnen oder Lächeln sich der Zeit stellt, so stelle ich mich, wie-

dergeboren und erneut ein Kind, der Ewigkeit. Wer kann bezweifeln, daß dies das ewige Leben ist, das Jesus versprach? Was im Leben ewig ist, wird auf ewig offenbar. Jede Freude ist ewig in ihrer Freudigkeit, jeder Schmerz in seiner Schmerzlichkeit, und beides bleibt unentwirrbar ineinanderverwoben – nach den Worten Blakes: «Fein gewoben, ein Kleid für die göttliche Seele».

Jesu Reich war weder der Traum eines irdischen Paradieses noch eine Utopie; es war auch keine danteske Vision des Himmels, wo die Seelen, die die Mühen und Prüfungen dieser Welt hinter sich gebracht, selig und ewig weiterleben. Jesu Reich bot Männern und Frauen, die in der Welt leben, das Heil an und die Möglichkeit einer Lebensform unter ganz anderen als den bislang geahnten Bedingungen. Man kostet die Ewigkeit in der Zeit, spürt himmlische Freuden, während man noch auf Erden wandert; die Liebe wird nicht nur bis zu den äußersten Grenzen des Gesetzes, der Moral, der menschlichen Zuneigung verwirklicht, nein, weit darüber hinaus in die scheinbar tollen Extravaganzen der Liebe Gottes hinein, die keine Grenzen kennt und unterschiedslos über seine ganze Schöpfung ausgegossen wird. Diese Liebe überflutet die Welt mit Schönheit und macht alle ihre Geräusche – Gurren, Schreien, Gesang und Geheul – irgendwie melodisch, von den Worten gar nicht zu reden, die sich wie ein Segel mit seinem Atem füllen und blähen und in seinem durchscheinenden Licht erglänzen. Keine vorstellbare irdische Utopie kann solche Dimensionen entfalten, keine bloße Vision des Himmels solche Kühnheit des Hoffens und Strebens vermitteln. Damit hob ein neues Zeitalter in der menschlichen Geschichte an. Die heidnische Welt war alt und müde und überdrüssig geworden, Jesus aber hatte den Weg für einen neuen Frühling bereitet. Man spürt es in den Worten des hl. Paulus, an den wundervoll poetischen Stellen in seinen Briefen wie: *Wer*

will uns scheiden von der Liebe Christi? Trübsal oder Bedrängnis oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Gefahr oder Schwert? . . . O Tiefe des Reichtums und der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie unerforschlich sind seine Entscheidungen und wie unaufspürbar seine Wege! . . . Redete ich mit Menschen-, ja mit Engelszungen, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine gellende Schelle –, da der liebe, grimmige alte Evangelist, dem wir so vieles verdanken, in Gesang ausbricht, erfüllt von Freude und Staunen, daß er für und in Christus lebt, und das in der Ära des Nero.

Freude und Staunen sollten unvermindert alle Prüfungen und Fallgruben überdauern, die noch in der Zukunft lagen. *In der Welt werdet ihr Bedrängnis haben. Aber habt Mut! Ich habe die Welt besiegt* – wie oft habe ich mir mit dem Gefühl unaussprechlichen Trostes diese Worte wiederholt, die Jesus zu seinen Jüngern sprach, wohl wissend, daß wenn die Prüfung an sie heranträte, sie sich zerstreuen und den Mut verlieren, ja es sogar bedauern würden, je mit ihm in Berührung gekommen zu sein. Jesus hat tatsächlich die Welt überwunden, und zwar für immer, und nicht als Eroberer oder Demagoge, nicht durch Gewalt oder durch List. Er hat die Welt überwunden, indem er ihre wahre Natur offenbarte. Er hat die Wirklichkeit klargelegt und in Gegensatz gestellt zu den endlosen Schichten der Phantasie, die das menschliche Ego immerfort um sich selber aufbaut wie ein ungeheuerliches Korallenriff. Diese Offenbarung war Jesu Frohbotschaft, das Reich, das zu verkünden er gekommen war. In ihrem Licht erkennen wir uns als Heimatvertriebene, die trotzdem Augen haben, wenn wir sie nur verwenden wollen; die in der Lage sind, hier auf Erden alle Umrisse, die ganze Landschaft unserer wahren Heimat und unseres künftigen Wohnorts wahrzunehmen. Was haben da die Prüfungen noch für ein Gewicht in einer so herrlich überwundenen Welt? Als Augustinus von der Zerstörung

Roms gehört hatte, predigte er in Hippo vor seiner Gemeinde:

Wir staunen darüber, daß die Welt den Halt verliert, daß die Welt alt geworden ist und voll drückender Nöte. Halter nicht fest am alten Menschen, an der Welt; sträubt euch nicht, eure Jugend in Christus wiederzugewinnen, der euch sagt: Die Welt vergeht, die Welt verliert den Halt, die Welt ist kurzatmig. Fürchtet nicht, «deine Jugend wird erneuert werden wie ein Adler».

Wir, die nicht minderer Drangsal ausgesetzt sind, tun gut daran, diese augustinischen Worte zu beherzigen, sind sie doch genauso am Platz wie vor fünfzehnhundert Jahren.

Es konnte nicht ausbleiben, daß das von Jesus verkündete Reich etwas von der damals vorhandenen Bilderwelt übernahm und so Erwartungen der traditionellen jüdischen Apokalyptik weckte. In den langen Jahren der Verbannung und der Knechtschaft hatte der Traum von der Ankunft eines Messias, eines Menschensohnes, eines Knechtes Jahwes, der die Bedrücker der Kinder Israels niederwerfen sollte, weitergelebt. Der Messias würde die Kinder Israels als Gottes auserwähltes Volk zu Herren der Welt machen. In manchen Weissagungen des Jesaja erhält dieser Traum dichterischen, sogar geistlichen Ausdruck:

*Das Volk, das im Finstern wandelt,
schaut ein großes Licht;
Über denen, die im Lande der Dunkelheit wohnen,
erstrahlt ein Licht . . .
Denn ein Kind ist uns geboren,
ein Sohn ist uns geschenkt:
Die Herrschaft ruht auf seinen Schultern.
Man nennt seinen Namen
Wunderbar, starker Gott, Ewigvater, Friedensfürst.
Groß ist die Herrschaft und endlos der Friede . . .*

*Nicht richtet er nach dem Augenschein,
noch fällt er sein Urteil nach dem Hörensagen:
Sondern er richtet den Geringen in Gerechtigkeit
und entscheidet in Geradheit über die Armen
des Landes . . .
Gerechtigkeit ist der Schurz seiner Lenden
und Treue der Gurt seiner Hüften.*

In andern, weniger erhabenen prophetischen Äußerungen – etwa Daniels – ruft der Zorn der Niedrigen und Gedemütigten, die die Mächtigen von ihrem Thron werfen und selbst erhöht werden wollen, eine Art biblischen Marxismus hervor. Schließlich war ja Karl Marx selber so etwas wie ein Hebräerprophet. Das Anliegen Jesu und der Verfasser der Evangelien, daß er sich als Erfüller der messianischen Weissagung erweise, bringt es notwendig mit sich, daß er in diese verschiedenen Träume von der Befreiung der Juden hineingezogen wurde. Man erwartete das Anbrechen eines tausendjährigen Reiches, das mit der Erscheinung des Messias auf Erden seinen Anfang nehmen sollte.

Welches war Jesu eigene Einstellung? Man kann kaum daran zweifeln, daß er sich als den Messias betrachtete. Sicher ist, daß er hingerichtet wurde, weil er sich weigerte, diesen Anspruch zurückzunehmen. Andererseits scheint er ihn geheimgehalten zu haben. Er mochte es nicht, wenn man ihn als Messias oder als Christus bezeichnete, was ungefähr das gleiche bedeutet. In Caesarea Philippi fragte er seine Jünger gerade heraus, für wen die Leute ihn hielten. Einige, so sagten sie, hielten ihn für den ins Leben zurückgekehrten Johannes den Täufer, andere für Elija, wieder andere für Jeremia oder einen der Propheten. *Für wen haltet ihr mich?*, beharrt Jesus: *Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes*, antwortet Petrus. Jesus war hocheifrig: *Selig bist du*, sprach er zu Petrus, *denn nicht Fleisch und Blut*

haben dir das offenbart, sondern mein Vater, der im Himmel ist. Bei dieser Gelegenheit fuhr Jesus fort und sagte zu Petrus, er sei seinem Namen – Fels – getreu. Und *auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.* Wenige Jesus zugeschriebene Äußerungen waren von solchem historischen Gewicht, denn darauf gründet das ganze Selbstverständnis der katholischen Kirche als dem einzigen Behältnis von Gottes Absichten auf Erden und als einzigem Werkzeug, diese Absichten zu verwirklichen – mit Petrus als dem ersten Papst, dem *die Schlüssel des Himmelreiches* anvertraut sind.

Wie echt gerade diese Äußerung Jesu sein mag, bleibe dahingestellt. Wenn er sie nicht selber getan hat, so hatten doch die ersten Kirchenväter jeglichen Grund, ihm diese Worte in den Mund zu legen. Es ist fraglos wahr, daß die Kirche trotz vieler Greuel und Rückschläge eine unglaublich lange Zeitspanne überdauert hat, eine längere sicher als jede ihr vergleichbare Institution. So kann man mit Recht sagen, die Pforten der Hölle hätten sie bis jetzt noch nicht überwältigt. Ein Außenseiter mag wohl glauben, die Zukunft der Kirche sehe eben jetzt schwärzer aus als zu irgendeiner ihrer geschichtlichen Zeiten, schon allein deshalb, weil die Kräfte der Zwietracht und der Zerstörung nunmehr von innen her wirksam sind. Es scheint fast, als seien die Pforten der Hölle am Eingang zum Vatikan aufgerichtet worden, und sie öffneten sich nach einwärts. Aber die Gläubigen würden gewiß erwidern, Jesu Verpflichtung Petrus gegenüber müsse gültig sein und es für immer bleiben. Ich für meinen Teil kann mir nicht vorstellen, daß irgendeine Institution, wie langlebig und priesterlich sie in ihren Ursprüngen auch sein mag, nicht dem Verfall und der Auflösung anheimfiele.

Die Suche nach Jesus führt notwendigerweise durch die vielen Wohnungen seiner Kirche auf dieser Erde. In hölzer-

nen Bänken wird gekauert, auf kaltem Stein gekniet, hoffnungslos nach bemalten Decken hinaufgestarrt, Lippen empfangen den Kelch, Zungen die Hostie – den Leib und das Blut Christi. Manche sind hingebeugt vor einer geschnitzten Figur oder lauschen sonoren Gebetsworten – «Geliebte in Christo, ich bitte und ermahne euch...». Wallender Chorrock, seidenes Käppchen, Spitzen und feines Leinen, Prachtgewänder, hinreichend für einen himmlischen Märchenzauberer. Oder im dunklen Kleid ernster Worte – «Vater, wir bitten dich inständig...» Oder vielleicht ein jugendliches Gesicht mit Backenbart, ernst und eifrig, um Frieden unter den Völkern bittend, um eine gerechtere Verteilung des Wohlstands der Welt, um ein Ende der kolonialen Ausbeutung – einzelne Anliegen, achtlos eins nach dem andern in den Teich des Gebets geworfen. Kleine Konventikel, erhabene Kathedralen, solide Gebetshäuser, Musikkapellen an Straßenecken, inspirierte Redner, himmlische Popgruppen, die ihre Instrumente um Jesu willen zupfen, nicht anders als einer, der nach einer verlorenen Geliebten sucht. Es wird getastet, Ausschau gehalten, durch die hallende Leere oder in den Lärm hinein gerufen: «Bist du hier?» – «O bist du dort?» Oder begierig fragend: «Ist er hier vorbeigekommen? Erwartet ihr ihn? Wird er kommen?» Und die Antwort: «Er war hier... Er kommt vielleicht... Er wird erwartet...» Aber nie: «Ja, er ist hier!» Das nie! Durch die vielen Gemächer treppauf, treppab, hinein und hinaus, durch Flügeltüren, wo lieblichster gregorianischer Gesang ertönt, Gesichter strahlen, Hände ausgestreckt sind, Grüße lächeln, Orgeltöne hallen, zerbrechliche Worte gesungen oder gesprochen werden. So viel Andeutungen, aber für mich niemals die reale Gegenwart, daß ich ihm zu Füßen fallen könnte und sagen: «Endlich, o Herr!»

Wie dem auch sei, Jesus kam nicht in die Welt, um eine Kirche zu gründen, sondern um ein Königreich auszuru-

fen. Die beiden Dinge sind keineswegs das gleiche. Wenn er Petrus zum Felsen erwählte, auf dem seine Kirche gegründet sein sollte, so ernannte er ihn in der Tat zum Ersten einer langen Reihe seiner Statthalter auf Erden, wenn auch vielerlei weltliche Eindringlinge in dieses geistliche Reich zu verzeichnen sind, angefangen mit Kaiser Konstantin. Jetzt scheint eine andere Art von Übernahme zu drohen, diesmal durch Caliban, und an Stelle von Trinculo und Stephano und ihrer ausgelassenen Gesellschaft finden wir manchen geschlechtstustigen Pater, manche Haute-Couture-Nonne, manchen Jesuiten in Beret und Fallschirmjäger-Aufzug, marxistische Reden von sich gebend. Für die, die wie ich zu Recht oder zu Unrecht die Überzeugung erlangt haben, daß die sogenannte westliche Zivilisation endgültig vorbei ist und ein neues dunkles Zeitalter über uns hereinbricht, hat dieser anscheinende Zusammenbruch der Kirche etwas Desolates. Wir beklagen das Ende einer Liturgie, an der wir nie teilhatten, das Ende höherer Tugenden, die wir nie übten, eines Gehorsams, den wir nie leisteten und einer Orthodoxie, die wir nie annahmen und oft belächelten.

Selbst wenn es wahr sein sollte, daß trotz der an Petrus ergangenen Versicherung die Tore der Hölle die Kirche wirklich überwältigt haben oder zumindest in ökumenischen Angeln schwingen, so ist das doch nur *eine* verlorene Schlacht. Der Krieg geht weiter, und plötzlich erhebt auf dem unwahrscheinlichsten Schauplatz ein Solschenizyn seine Stimme, während in den trostlosen Elendsvierteln von Kalkutta eine Mutter Teresa und ihre Missionarinnen der Liebe das Liebeswerk Jesu mit unvergleichlicher Hingabe vollbringen. Wenn ich an sie denke, so wie ich sie bei der Arbeit und im Gebet sah, möchte ich alle Bücher beiseite legen und alle hingekritzeltten Notizen zerreißen. Da herrscht kein Zweifel mehr und kein Zwiespalt; alles ist

restlos klar. Welcher Kommentar und welche Erklärung, wie beredt, einsichtig oder sogar inspiriert sie sein mögen, könnten an klärender und erleuchtender Kraft die Wirkung dieser gottgeweihten Leben erreichen? Welcher Geist hat je eine Rede formuliert, welcher Mund sie geäußert, die uns nur im geringsten Grad das Licht vermittelt, mit dem diese geweihten Existenzen den Menschen vorausleuchten? *Ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben, ich war durstig, und ihr habt mir zu trinken gereicht, ich war fremd, und ihr habt mich aufgenommen, nackt, und ihr habt mich bekleidet, krank, und ihr habt mich besucht, im Gefängnis, und ihr seid zu mir gekommen* – diese Worte werden lebendig, so lebendig, wie kein Studium und keine Meditation sie erwecken könnten, in der Erfüllung des allerwörtlichsten Sinnes von Jesu Aufforderung, im leidenden Antlitz der Menschheit sein eigenes leidendes Antlitz zu sehen, in ihren zerschlagenen Leibern seinen Leib. Die Religion, die Jesus der Welt gab, ist ein Erlebnis, kein Gemächte aus Ideen oder Prinzipien, eine Beziehung zu Gott, die durch Jesus verwirklicht wird. *Denen, die ihn aufnahmen, denen gab er Macht, Söhne Gottes zu sein.* Im Gelebtwerden lebt sie, so wie sie durch Lieben die Liebe, die im Herzen der ganzen Schöpfung west, offenbart. Ein solches Verhältnis zu Gott gehört eher der Welt des Cervantes an als derjenigen Wittgensteins, eher der Welt Rabelais' und Tolstojs als derjenigen Bultmanns und Barths. Es ist für Narren wie den Armen Tom im König Lear, eher als für seinen Doppelgänger, den Grafen von Kent. Sogar ich habe Teil daran.

Wenn ich an Jesus denke, begreife ich plötzlich, daß ich nichts weiß, und aus irgendeinem Grund beginne ich herzlich zu lachen. Das bringt mich zur Erkenntnis, daß ich alles verstehe, was ich zu verstehen brauche. So erblicke ich im Antlitz einer Mutter Teresa geradezu die Geographie des Reiches Jesu, alle seine Hügel und Täler und Wasserstra-

ßen. Ich brauche keine andere Landkarte. Im Licht eines Glaubens, wie sie ihn hat, scheinen die Wirren der Kirche, ihre liturgischen Streitereien und einander bekämpfenden Theologien und ihre vatikanischen Konzilien, die durch endlose Sitzungen hindurchdämmern, von wenig Gewicht. Als ich einmal über kirchliche Würdenträger und ihr Gebahren klagte, wies Mutter Teresa trocken darauf hin, daß von den zwölf Aposteln, die Jesus selber sorgfältig ausgewählt hatte, einer sich als Verbrecher entpuppte und die übrigen davonliefen. Wie, fragte sie, könnten wir von bloßen Päpsten und Bischöfen mehr erwarten? In der Tat, wie könnten wir!

Jesus schärfte seinen Jüngern nachdrücklich ein, *niemandem zu sagen, daß er der Christus sei*. Er wußte natürlich: wenn seine messianische Rolle ruchbar werden sollte, bestünde die Gefahr, zum Brennpunkt irgendeiner Aufstandsbewegung zu werden, was den ganzen Sinn seiner Sendung verfälscht hätte. Da er ein anziehender, markiger und überzeugender Redner und Lehrer, eine kraftvolle Persönlichkeit war, hätte die Gewalttätigkeit, die in vielen messianischen Weissagungen erwartet wurde, leicht um ihn her ausbrechen können. Um jeden möglichen Eifer in dieser Richtung unter den Jüngern zu dämpfen, teilte er ihnen mit, er werde bald nach Jerusalem ziehen, um dort *von den Ältesten und Hohenpriestern und Schriftgelehrten vieles zu leiden und getötet und am dritten Tage auferweckt zu werden*. Petrus war entrüstet und protestierte heftig. Wenn Jesus wirklich der Messias sei, und das glaubten jetzt alle, erwarteten sie von ihm den Sieg und keinerlei Niederlage, und sie selber wollten an seinem Triumph teilhaben. Sie waren wie Sancho Pansa, der mit seiner Insel belehnt sein will. *Das verbüte Gott, Herr!* beharrte Petrus. *Niemals darf dir das widerfahren!* Aber diesmal fuhr ihn Jesus an: *Hinweg von mir, Satan: Ein Ärgernis bist du für mich. Denn du denkst*

nicht die Gedanken Gottes, sondern der Menschen. Damit war Petrus der Mund gestopft.

Die Gefahr, Jesus könnte, wenn allgemein als der Messias anerkannt, in die Rolle eines Aufstandsführers gedrängt werden, war in der Tat beträchtlich. Gemäß dem vierten Evangelium war nach dem Wunder der Brote und Fische die Erregung der Menge so heiß und ihre Überzeugung, Jesus sei der Prophet, dessen baldige Ankunft vorausgesagt war und nun begierig erwartet wurde, so stark, daß er fürchtete, man könnte ihn gewaltsam ergreifen und zum König ausrufen. Um dergleichen zu vermeiden, *zog er sich wieder auf den Berg zurück, er allein.* «Es ist eine schlichte historische Tatsache», schreibt William Barclay, «daß in den dreißig Jahren von 67 bis 37 vor Christus und vor dem Auftreten Herodes des Großen in Palästina nicht weniger als hundertfünfzigtausend Menschen in revolutionären Aufständen umgekommen sind. Es gab kein explosiveres und entflammbareres Land als Palästina. Hätte Jesus öffentlich behauptet, der Messias zu sein, so hätte damals nichts ein nutzloses Blutvergießen verhindern können.» Er zeigt weiterhin, daß bevor Jesus den Anspruch erheben konnte, der Messias zu sein, er seinen messianischen Auftrag der Welt in einem ganz neuen Licht und mit einem ganz neuen Gehalt erscheinen lassen mußte, als ein Messias, dessen einzige Macht die opfernde Liebe war. Er war, mit andern Worten, zweifellos der Messias, aber einer, dessen Reich im Herzen der Menschen lag und der vom Kreuz aus regierte. Barclay gibt, ähnlich wie C. H. Dodd, dem unkundigen Wanderer durch die Wüsten und Dickichte der Bibelkritik eines der wenigen sichern, klaren und ungemein ermutigenden Lichter mit auf den Weg.

Petrus ist unter den Jüngern der einzige, dessen Charakter klar und scharf hervortritt. Die andern bleiben etwas vage Gestalten, die in den Evangelienberichten wenig sie

voneinander Unterscheidendes sagen und tun. Das gilt sogar für Johannes, den Jünger, den Jesus mit besonderer Zärtlichkeit geliebt haben soll und den er sterbend mit der Sorge für seine Mutter betraute. Petrus hingegen ist ein ausgesprochen lebendiger Mensch, ungestüm, quecksilbrig, schnell zu leidenschaftlichen Beteuerungen der Anhänglichkeit und Treue bewegt, aber ebenso geneigt, bei auftretenden Schwierigkeiten den Mut zu verlieren, und, als es zur Probe kam, angesichts seiner eigenen Beteuerungen zu versagen. Und weil sein Charakter so klar umrissen ist, läßt er sich auf Gruppenbildern der Jünger jeweils am leichtesten erkennen, zum Beispiel beim «Letzten Abendmahl» von Leonardo da Vinci. Er wird auch immer sympathisch dargestellt, und es liegt in der Tat etwas Unwiderstehliches an ihm, sogar wenn er sich am schlimmsten aufführt, wie bei seiner tragischen dreifachen Verleugnung Jesu, während dieser vom Hohenpriester Kajaphas und seinem Schwiegervater verhört wird. Hannas war eine düstere Gestalt, da er nach seiner eigenen Periode des Hohenpriesteramtes es fertiggebracht hatte, fünf seiner Söhne in ununterbrochener Reihe das Amt zu sichern und schließlich noch seinem Schwiegersohn Kajaphas – eine Leistung, um die ihn jeder heutige politische Boß beneiden müßte. Petrus blieb im Vorraum und wärmte sich die Hände am Feuer, als die erste Frage von einer türhütenden Magd an ihn gerichtet wurde: *Bist du nicht auch ein Jünger dieses Menschen?* Seine knappe Antwort war: *Ich bin es nicht.*

Wie lebhaft die Szene ist! Die Flamme des vor kurzem angezündeten Feuers beleuchtet die Gesichter der Menschen, die es schweigend umgeben. Drinnen geht das groteske Verhör weiter. Man hört gelegentlich Worte daraus, und wie Jesus von einem der Offiziere mit der flachen Hand auf die Wange geschlagen wird. Allen Anwesenden muß es klar gewesen sein, daß hier Ungewöhnliches vor

sich ging. Dann kam die zweite Frage, von einem der Leute, die mit Petrus das Feuer umstanden: *Bist du nicht auch einer seiner Jünger?* Wieder die Verleugnung, diesmal begleitet von lautstarken Flüchen, eine Zuflucht für uns alle, wenn wir der Feigheit und Panik erliegen. Schließlich die dritte und letzte Frage von einem der Diener des Hohenpriesters, dem der galiläische Einschlag in der Sprache des Petrus aufgefallen war, und der meinte, in ihm einen jener erkannt zu haben, die im Garten Gethsemani mit Jesus bei dessen Festnahme zusammen waren: *Bist du nicht auch einer seiner Jünger?* Nein, das sei er nicht, beteuert Petrus noch heftiger als vorher, eine Flut von Beschimpfungen, Flüchen und obszönen Redensarten ausstoßend. Fischer wie Kanalschiffer haben sich immer aufs Flüchen verstanden. In diesem Augenblick dämmerte der Tag und der Hahn krächte. Da erinnerte sich Petrus, daß Jesus ihm am Vorabend gesagt hatte, er werde vor dem nächsten Hahnenkrähen ihn dreimal verleugnen. So ging er davon und weinte bitterlich.

Für Petrus barg die Zukunft unerwarteten Trost. Nach der Auferstehung fragte ihn Jesus dreimal, ob er ihn liebe, und damit war die dreimalige Verleugnung ausgeglichen. Und jedesmal antwortete ein geläuterter Petrus, weniger züversichtlich, als es seine Art gewesen war. Jesus, so sagte er, der alle Dinge wisse, müsse auch wissen, daß er ihn liebe. Um sein Verzeihen und sein erneutes Vertrauen auf ihn auszudrücken, gab Jesus ihm einen Auftrag, der ihm besonders am Herzen lag: *Weide meine Lämmer!* Auch dieses Gebot wiederholte Jesus dreimal, um dessen Dringlichkeit zu unterstreichen.

Ein anderer in den Evangelien geschilderter Vorgang, den geheimzuhalten Jesus die drei anwesenden Jünger besonders ermahnte, mindestens bis nach seinem Tod und seiner Auferstehung, ist die sogenannte Verklärung. Die drei

Jünger waren Petrus, Jakobus und Johannes, und der Vorfall ereignete sich etwa acht Tage nach der Unterredung von Caesarea Philippi. Sie hatten Jesus auf einen hohen Berg begleitet. Wie für alle Mystiker war es auch für ihn nötig, sich von Zeit zu Zeit aus der Welt zurückzuziehen, ähnlich wie er nach seiner Taufe durch Johannes den Täufer in die Wüste gegangen war. Ein hoher Berg gibt, besonders bei Tagesanbruch, ein viel tieferes Gefühl von Einsamkeit als selbst die Wüste oder die hohe See, deshalb ist der Berg ein günstiger Ort für solchen Rückzug. Bei dieser Gelegenheit wurde Jesus so verzückt, daß er für Augenblicke in himmlische Regionen versetzt wurde, für engere Zwiesprache mit Gott. Als die Jünger ihn wie mit einem unsichtbaren Wesen reden hörten und sahen, wie sein Gesicht in Verzückung leuchtete und sogar seine Kleider strahlend hell wurden, überwältigte sie tiefe, staunende Scheu. Sie fielen auf ihr Antlitz und waren voller Furcht. Es schien ihnen, als spreche Jesus mit Mose und Elija, und Petrus machte den rührend lächerlichen Vorschlag, für Jesus und die beiden Propheten drei Hütten zu bauen, damit die ungewöhnliche Situation sich länger hinziehe. In diesem Augenblick, so wird berichtet, überschattete sie eine lichte Wolke und es war ihnen, als hörten sie eine Stimme aus der Wolke, wie die Stimme bei der Taufe Jesu. Er wurde als Gottes geliebter Sohn bezeichnet, an dem Gott sein Wohlgefallen hat, diesmal wurde aber ein *Höret ihn!* hinzugefügt. Das war schließlich die wesentliche Forderung – zu hören und zu beachten, was er zu sagen hatte. So ist es noch heute.

Solche Verzückungen wie die Verklärung sind bei Mystikern nicht selten. Und es gibt zahlreiche eingehende Beschreibungen solcher Begebenheiten, die einander alle ähneln. Dies legt nahe, daß das Erlebnis zu irgendeiner dauernden Eigenart im menschlichen Leben in Beziehung

steht, die im mystischen Zustand klar hervortritt, während sie unter den gewöhnlichen Umständen des irdischen Lebens nur undeutlich und gelegentlich erkennbar wird. So wie das Vorhandensein von Hunger dasjenige von Brot voraussetzt und die Existenz einer Geige auf Musik deutet, so setzt die Sehnsucht nach Gott und die Bewußtheit seiner, die alle diese mystischen Erfahrungen auszeichnet, Gottes Existenz voraus. Wie kostbar sind solche Erfahrungen, wie sehnt man sich nach ihrer Wiederholung! Wie geheimnisvoll sind sie in ihrem Kommen und Gehen! Plötzlich scheint alles zu allem in Bezug zu stehen, die Harmonie erscheint vollkommen – und genauso plötzlich geht sie wieder verloren. Die Freude des Bewußtwerdens solcher Harmonie ist die größte, die uns in dieser Welt geschenkt wird, ebenso tief auch das Gefühl von Verlust und Öde, wenn sie vergeht.

Als bei der Verklärung die Herrlichkeit Gottes Jesus überkam, war das Licht für die drei Jünger zu blendend, sie mußten die Augen schließen. Und doch hatten sie gesehen und gehört und insofern teilgenommen. Als alles vorbei war und sie vom Berg herunterstiegen, wird die Reaktion eingesetzt haben. Ich kann mir vorstellen, wie genau sie auf das vertraute Gesicht und die vertrauten Gebärden Jesu hingeblickt und sich gefragt haben, ob sich denn das wirklich zugetragen habe – das Licht, die Stimme und die Worte aus der Höhe. Solche kurzen, lange erwarteten und so rasch vergehenden Ekstasen zu erleben, ist wie wenn man ein langweiliges Konzert durchsitzt, nur weil irgendwann ein Satz oder vielleicht auch nur ein paar Takte zu erwarten sind, von solcher Erhabenheit, daß Dach und Wände des Saales sich auflösen scheinen, das Orchester und die Instrumente und der hüpfende Dirigent mit seinem Taktstock verschwinden und man in einer Weite allein bleibt, von der Musik des Lebens selbst überströmt wie von ewigen Wo-

gen, die gegen die Küste der Zeit schlagen. Dann zurück in den Konzertsaal, zu den Geigen und Celli, den Trommeln und Trompeten und den pfeifenden Flöten, der vertrauten Orchestrierung der Sterblichkeit, als wäre «ein Staubkorn vom Himmel zur Hölle geweht worden»:

*Yet take thy way; for sure thy way is best:
Stretch or contract me, thy poor debtor:
This is but tuning of my breast,
To make the musik better.**

So empfand es George Herbert.

In Augustins «Bekennnissen» wird diese Erfahrung aufs schönste geschildert. Sie erfolgte, als er mit seiner Mutter Monika nach seiner Bekehrung in Ostia weilte; sie waren auf dem Rückweg nach Afrika, die Mutter triumphierend und dem Tode nah, er voll Friede und Freude, mit seinem langen Lebenswerk noch vor sich. Während sie so aus einem Fenster über den Hof des Hauses, wo sie wohnten, hinausblickten, kamen sie im Gespräch auf die Frage, wie das ewige Leben der Heiligen wohl sein würde, jenes Leben, *das kein Auge geschaut und kein Ohr vernommen, und das in keines Menschen Herz gedrungen ist*. Und sie kamen zum Schluß, daß keine leibliche Freude, wie herrlich und strahlend sie nach irdischen Begriffen sein mochte, vergleichbar oder auch nur erwähnbar sei neben der Glückseligkeit jenes Lebens der Heiligen. Während sie so redeten, griffen ihre Gedanken höher und höher «und durchwanderten stufenweise die ganze Körperwelt, auch den Himmel, von dem herab Sonne, Mond und Sterne über der Erde leuchten».

* Doch mach voran; denn bestimmt ist dein Weg der beste:/Streck oder preß mich, deinen armseligen Schuldner:/Erst damit wird mein Herz gestimmt,/Damit die Musik besser klinge.

Dann immer noch höher, voll des Staunens über die ganze Schöpfung, bis sie zu ihren eigenen Seelen kamen und sogar über diese hinaus bis zur ewigen Weisheit, die weder der Vergangenheit noch der Zukunft angehört, sondern einfach *ist*.

Und während wir so redeten von dieser ewigen Weisheit, voll Sehnsucht nach ihr, da streiften wir sie leise in einem vollen Schlag des Herzens; da seufzten wir auf und ließen dort festgebunden «die Erstlinge des Geistes»; und wir wandten uns wieder dem Getön der Rede zu, bei der das Wort Anfang und Ende hat; ganz, ganz unähnlich Deinem Wort, unserm Herrn, dem Wort, das in sich verbleibt, ohne zu altern, und doch alles erneut!

Dieser Abstieg zu den Worten – diesen schwerfälligen und unbeweglichen Klötzen – ist so, wie wenn man versuchen wollte, die «Missa Solemnis» auf einer Mundharmonika zu spielen oder die Mazurka ohne Beine zu tanzen. Ein Leben bei dieser Wortfron verbracht, läßt die Aufgabe nur noch unmöglicher erscheinen; Wahrheit in Worten ausgedrückt gibt bestenfalls ein gewisses Bedeuten wieder, Schönheit wird zur bloßen Eleganz und Kraft zum bloßen Schock. Eine langbeinige Spinne, die sich bemüht, aus der Badewanne zu klettern, oder ein Maulwurf, der emsig seinen Haufen nutzloser Erde emporwirft – so der Wortkünstler. Jede geistliche Ernte muß wie die Augustins und Monikas stehengelassen werden; sie wird nicht eingebracht. Immer gibt es die trostlose Rückkehr zum Schall der Worte, die Anfang und Ende haben dort, wo das, was sie sagen wollen, weder Anfang noch Ende hat. Wohl den Stummen, die ob dem, was sie sagen, nicht verspottet werden können, wohl den der Buchstaben Unkundigen, die von dem, was sie lesen, nicht betrogen werden und andere nicht mit dem, was sie schreiben, betrügen.

Jesus sprach, aber er heilte auch. Beides ging in eins, war das Gleichgewicht zwischen Gottesliebe und Nächstenliebe – den beiden Pflichten, auf die Jesus alles zurückführte, was das Gesetz bestimmt und die Propheten verkündet hatten. Noch im Garten von Gethsemani setzte er dem Mann das Ohr wieder an, das Petrus unbesonnen mit dem Schwert abgehackt hatte. Ja sogar am Kreuz bot er dem reuigen Schächer, der neben ihm hing, heilende Worte und versprach ihm eine Wiederbegegnung im Paradies. Jesus vergaß keinen Augenblick, wie nötig es für uns Menschen ist, daß Körper und Geist in Ordnung sind, daß wir Augen brauchen, die wirklich sehen, und Ohren, die wirklich hören. Sein Mitleid mit den Kranken, ob sie nun physisch, geistig oder seelisch gestört waren, kannte keine Grenzen. Meistens waren es seine heilenden Kräfte, die die Menschenmengen anzogen. Wenn bekannt wurde, daß er irgendwo auftauchen werde, strömten sie aus allen Himmelsrichtungen herbei, manchmal über weite Strecken. Die Blinden ertasteten sich ihren Weg, die Krüppel, Lahmen und Schwachen stolperten einher, so gut sie konnten. Einige wurden auf Bahren oder Sänften getragen; es kamen auch die Aussätzigen, von den andern gemieden, mit Armen, die nur noch Stümpfe waren, mit verschwundenen Nasen und hinkenden, zehenlosen Füßen. Solche makabre Scharen finden sich bei Festen in Indien zusammen, bettelnd schnattern sie in Erwartung von Almosen oder Wundern oder gar von beidem. Auch in Lourdes begegnet man ihnen; sie neigen den Kopf, suchen ihre Zuckungen zu beherrschen und strecken die Hände, falls sie noch welche haben, beim Nahen des Allerheiligsten aus.

Die Kranken, die Jesus umdrängten, wollten ihm natürlich so nahe wie möglich kommen, ihn, wenn es ging, berühren oder von ihm berührt werden, jedenfalls aber seine Aufmerksamkeit auf sich lenken. Da war zum Beispiel die

Frau mit dem schon lange dauernden Blutfluß, der es gelang, sich von hinten an ihn heranzuschleichen und mit der Hand seine Kleider zu berühren. Sie sagte sich: *Wenn ich bloß sein Kleid berühren darf, werde ich geheilt werden.* Und so geschah es auch. *Sofort versiegte der Fluß des Blutes und sie spürte in sich, daß sie geheilt war.* Jesus wußte sofort, daß sich etwas ereignet hatte. Er spürte, wie Kraft von ihm ausgeströmt war und fragte, wer sein Gewand berührt habe. Angesichts des Gedränges erschien dies den Jüngern eine leicht komische Frage. Aber die Frau selbst war *voll Furcht und Zittern.* *Sie wußte, was an ihr geschehen war. Sie trat heran, fiel vor ihm nieder und sagte ihm die ganze Wahrheit.* Darauf sprach Jesus zu ihr: *Meine Tochter, dein Glaube hat dich gesund gemacht. Geh hin in Frieden und sei frei von deiner Plage.* Das hat sie sicher getan und bis ans Ende ihrer Tage die ihr zuteil gewordene Heilung niemals vergessen. Vielleicht langweilte sie ihre Mitmenschen, indem sie ständig davon redete. Bitte nicht schon wieder von dem Blutfluß! Die *reductio ad absurdum* ist gewiß von Gott in unser Leben und unsere ganze Geschichte eingebaut worden.

Das erste Erfordernis für die Wunderheilungen Jesu – deutlich gemacht am besondern Fall dieser blutflüssigen Frau, weil sie keinen andern Kontakt mit ihm hatte als nur die Berührung mit seinem Kleid – war der Glaube des Empfängers: Jesus kann Heilung bewirken. Schon der leiseste Zweifel schloß jede Möglichkeit einer Heilung aus. Gute Ärzte sagen immer, sie könnten ihre Patienten nicht heilen, sondern lediglich die Bedingungen schaffen, unter denen diese sich selber heilen. So ist es auch bei Wundern. Ein Zeitalter, das an Wunder glaubt, wird sie wahrscheinlich auch erfahren. Ein Zeitalter wie das unsere dagegen, das die Möglichkeit der Wunder von sich weist, wird sie schwerlich erleben. Wir bekommen nicht nur die Regierung, sondern auch die Wunder, die wir verdienen. Ob-

wohl die blutflüssige Frau keine Bitte an Jesus richtete und keine persönliche Beziehung zu ihm herstellte, sondern nur sein Kleid berührte, genügte dies, um sie zu heilen. Jesus seinerseits spürte sofort, daß etwas von ihm ausgegangen war. Mit andern Worten: so wie die geheilte Person an die Möglichkeit der Heilung glauben mußte, so mußte der Heilende, indem er heilte, etwas von sich selbst hergeben, von seiner Liebe, seiner Lebenskraft, gewissermaßen etwas von seinem Herzblut. Als ich einmal mit Mutter Teresa zu ihren Aussätzigen ging, war es mir ganz deutlich, daß ihre bloße Gegenwart diese beruhigte und belebte. Durch ihr bloßes Wirken unter ihnen schenkte sie ihnen Leben und Hoffnung. Nachher konnte ich feststellen, daß ihr Lebenskraft entzogen worden war. Sie gibt nie zu, daß sie müde ist, oder daß das, was sie zu geben vermag, aufgebraucht sein könnte. Zu Zeiten aber wird ihr Gesicht grau und ihre Augen scheinen vorübergehend zu erlöschen wie eine Lampe, die kein Öl mehr enthält. Ist es da überraschend, daß Jesus angesichts der Aufgabe, Lazarus zu erwecken, laut stöhnte bei dem Gedanken, sich derartig ausgeben zu müssen?

In den ersten Zeiten der Bluttransfusion, ehe Plasma verwendet wurde, war der Spender durch eine Glasröhre mit dem Empfänger verbunden. Dann pflegte der Arzt zu pumpen, so daß der Spender richtig sah, wie sein Blut aus ihm herausgezogen und in einen andern Körper hineingepumpt wurde, wo es eine fast sofortige Belebung erzeugte, Farbe, Ausdruck und Form langsam in ein graues, verlorenes Gesicht zurückkehrten. War das Gesicht ein vertrautes – ein oft betrachtetes, zerknittertes und faltiges wie eine vielbenutzte Landkarte –, dann war das Erlebnis überwältigend, fast sinnlich in seiner Intensität. Als ich einmal in dieser Lage war, hörte ich mich selber ausrufen, der Arzt möge mit der Transfusion weiterfahren und großzügig Blut

schöpfen, ohne Rücksicht auf den vorhandenen Vorrat. Wenn es aber das Gesicht eines Fremden war – ich denke an den Fall eines Mannes um die Mitte Fünfzig, mit einem schütterten roten Bart, der stachelig aus fahlen Wangen wuchs –, dann fand ich merkwürdigerweise das Erlebnis irgendwie noch ergreifender. Es war etwas unendlich Bewegendes und Zärtliches, so für eine nebelhafte Gestalt, die man bisher nie gesehen und nie wieder sehen würde, Blut herzugeben. Einfach irgendeinem Mann, mit aschfahlen Lippen, glasigen Augen und schlechtem Atem, einem Menschen, den man als höchst unbedeutend bezeichnen würde, wenn man ihn vielleicht in einem Eisenbahnabteil träfe, dessen Äußerungen, täte er solche, banal wären. Trotzdem gab ich für ihn mein Blut, und dabei empfand ich für ihn eine überwältigende Sorge und Liebe. Hätte ich ihn gekannt oder ihn kennenlernen wollen, in ihm irgendeinen besonderen Reiz gesehen, kurz, hätte ich einen Grund gehabt, mir eine Verlängerung seines Lebens zu wünschen – weil er vielleicht Bücher schrieb, Entdeckungen machte, oder Kinder zu ernähren und eine Arbeit zu vollenden hatte – dann wäre unsere turbulente Verbundenheit und unser Blut teilen weniger erhebend gewesen. Es gibt diesen unbekanntem Soldaten, der in der Westminster Abtei oder unter dem Arc de Triomphe begraben liegt; diesen unbekanntem Empfänger, dem Blut gespendet wird in den Krankenhäusern und an der Kommunionbank.

Jesu Heilungswerk läßt sich, wenn auch auf unvergleichlich höherer geistlicher Ebene, mit dieser Art des Blutspendens an einen Fremden vergleichen. Abgesehen von bestimmten Ausnahmen wie der Erweckung des Lazarus waren die Menschen, die er heilte, ihm unbekannt. Einmal waren es zwei Blinde, die hinter ihm herschrien, sie wollten ihr Augenlicht wieder erhalten, oder ein Glaubender in einer Synagoge, mit einem verdorrten Arm, oder eine arme

besessene Seele, die heulte und mit den Zähnen knirschte. Oder ein Kranker, der jährlich immer wieder zu einem Teich beim Schafmarkt in Jerusalem gekommen war. Von diesem Teich hieß es, von Zeit zu Zeit bewege ein Engel das Wasser, und wer danach als erster dort bade, würde von jeglicher Krankheit geheilt. Dieser Unglückliche aber hatte niemanden, der ihm zum Teich hinunterhalf, und so verpaßte er Jahr um Jahr die Gelegenheit. Das waren Fälle, die aus irgendeinem Grund die Aufmerksamkeit Jesu erregten. So bekamen die zwei Blinden ihr Augenlicht zurück, der verdorrte Arm wurde ausgestreckt und geheilt, obschon es Sabbat war. Die arme besessene Seele wurde gesund, und dem Kranken am Teich gebot Jesus, aufzustehen, sein Bett zu nehmen und zu gehen, was der Mann auch tat, ebenfalls am Sabbat. Bei andern Gelegenheiten, wenn sich die Kranken versammelten, wird uns in den Evangelien nur berichtet, daß Jesus sie heilte, ohne daß wir erfahren, wie viele es waren und woran sie litten.

Manchmal waren die Heilungen Jesu verbunden mit einer Berührung der kranken Glieder oder mit irgendeinem einfachen Verfahren wie das Anrühren von Staub zu einem Schlamm, den er einem Blinden auf die Augen strich, um ihm die Sehkraft zurückzugeben. Natürlich war das keine Behandlung im medizinischen Sinn, mit Drogen und Tinkturen. Sein häufigstes, ja fast unabänderliches Verfahren war, den zu Heilenden zu sagen, ihnen seien die Sünden vergeben. Indem er sie so von ihren moralischen Gebrechen befreite, wurden ihnen wie von selbst die physischen weggenommen. Dies war den formalistischen Schriftgelehrten ein besonderes Ärgernis. In ihren Augen war es Gotteslästerung, wenn Jesus sich Gott gleichsetzte, der doch allein Sünden vergeben konnte. Jesus wischte ihre Beschwerden beiseite, indem er frug: *Was ist leichter zu sagen: Deine Sünden sind dir vergeben, oder zu sagen: Steh auf und geh umher?*

Jedenfalls erhob sich der Mann, der am Schlagfluß litt und auf einem Schragen lag, und ging umher. Damit bewies er, daß Jesus recht hatte. Ähnlich verfuhr er mit den legalistischen Einwänden der Schriftgelehrten gegen das Heilen am Sabbat. Würde nicht jeder von ihnen sich um ein Stück Vieh kümmern, das in einen Graben gefallen war, auch an einem Sabbat? Natürlich würden sie das! Um wieviel berechtigter war es dann, am Sabbat wie an jedem andern Tag einem Mitmenschen zu helfen, der in Siechtum oder Besessenheit darbt.

Solche Heilungen, wie sie Jesus vollbrachte, wurden allgemein als Wunder angesehen, was sie natürlich sind, in dem Sinne, daß sie sich auf sein Gebot hin ereigneten und daß sie in den Evangelienberichten als durch ein unmittelbares Eingreifen Gottes verursacht und so über das sogenannte Naturgesetz hinausgehend dargestellt werden. Verglichen damit war meine Wiederbelebung des rotbärtigen Mannes mit dem schlechten Atem kein Wunder, obwohl sich die Besserung fast augenblicklich einstellte, vielmehr ein Fall gewöhnlicher medizinischer Behandlung. Wenn man annimmt, daß Jesus beim Wirken seiner Wunder, bewußt oder unbewußt, etwas von sich selbst herzugeben hatte, dann können die zwei Vorgänge – einer Bluttransfusion und eines Wunders – als vergleichbar gelten. Ein Beispiel dafür wird im Lukasevangelium gegeben: *Es war auch eine große Schar seiner Jünger und eine große Menge Volkes aus ganz Judäa und aus Jerusalem und von der Meeresküste und von Tyrus und Sidon da, die gekommen waren, ihn zu hören und sich von ihren Krankheiten heilen zu lassen . . . Und alles Volk suchte ihn anzurühren, denn eine Kraft ging von ihm aus und heilte alle.* Wäre Jesus ein berühmter Spezialist gewesen und nicht ein Wanderprediger, der behauptete, der Sohn Gottes zu sein, dann hätte er seine Heilpraxis genau in der gleichen Weise betreiben können und wäre vielleicht

gedelt worden, statt eine Weltreligion, eine Kirche und eine Zivilisation zu begründen. In beiden Fällen wäre er in Gegensatz zu den anerkannten Autoritäten geraten. Wir können sicher sein, daß die Britische Medizinische Gesellschaft seine Methoden und Ansprüche genau so verwerflich gefunden hätte wie der Hohe Rat und ebenfalls nach Mitteln und Wegen gesucht hätte, ihn unschädlich zu machen.

Kann man die Wunder Jesu als das geistliche Äquivalent einer Blutübertragung betrachten, so handelt es sich bei ihm doch nicht bloß darum, eine gewisse Menge überschüssigen Blutes zu spenden, um anschließend mit der Stationschwester eine friedliche Tasse Tee zu trinken. Schließlich gab er am Kreuz sein ganzes Blut bis zum letzten Tropfen dahin, nicht um einen Kranken für den Rest eines schwindenden Lebens zu stärken, sondern um die ganze Menschheit auf ewig zu heilen. Und das äußere und sichtbare Zeichen dieser seiner Tat ist die Eucharistie, wo Jesu Blut in der Gestalt des Altarsakraments allen angeboten wird, die es in sich aufnehmen wollen.

Durch die Wunder können wir die Verfügbarkeit des göttlichen Verzeihens, die Möglichkeit der Versöhnung und die Verheißung des Heils begreifen. In diesem Sinn sind sie eine Art Gleichnis. Sie sagen uns, wie die vorgetragenen es auch tun, daß wir heile Menschen sein können, und nicht verkrüppelt und entstellt, nicht stolpernd und taumelnd wie ein Vogel mit gebrochenem Flügel zu sein brauchen. In den gesprochenen Parabeln sagt uns Jesus, wie wir das erreichen können: wie man seine Augen zum klaren Sehen benutzt, statt zu blinder Nichtschau, indem man von innen her klar durch das Auge hindurchschaut, statt nur von außen her ein Bild aufzunehmen; wie leicht und frei man als Kind Gottes leben kann, statt lahm und gefesselt als Sklaven unseres Willens und unserer Lüste. Die Wunder

waren praktisch Demonstrationen mit dem gleichen Ziel: da ist ein Blinder, der sehend wird, ein Stummer, der redet, ein Irrer, der seine Kleider anzieht und wieder zu Verstand kommt, da ist ein Lahmer, der laufen kann, ein Toter, der wieder lebt. *Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid: Ich will euch erquicken. Nehmt mein Joch auf euch und lernt von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen* – wer kann einer solchen Aufforderung widerstehen, die so vollendet schön in Wort und Tat erlassen wird?

Es war eine Gnade Jesu, dergestalt Wunder oder Gleichnisse zu verwenden, statt Ideen zu künden oder Argumente zu unterbreiten. Solches tat er höchstens ironisch oder humorvoll in seinen Auseinandersetzungen mit legalistischen Schriftgelehrten, die ihn hineinzulegen versuchten. Die einzige Geschichte, die er heranzog, ja die einzige, die er überhaupt kannte, war die traditionelle Geschichte der Kinder Israels, so wie sie in den hebräischen Schriften dargestellt wird. Kein einziges Datum, keinerlei Verallgemeinerungen, keine Anthropologie, Soziologie, Psychologie. Nein, nur die Welt und ihre Wege, so wie er und seine Zuhörer sie kannten. Ein Weizenkorn wird in die Erde gelegt und stirbt und keimt gerade im Tod; so sterben wir und leben doch im Sterben. Der Regen fällt ohne Unterschied auf Gerechte und Ungerechte, genau wie die Liebe Gottes. Ein Hirte verläßt seine Herde, um einem verlorenen Schaf nachzugehen. Er findet es und bringt es in die Herde zurück. Genauso gibt sich Gott mit einem einzigen Sünder ab. Und das sind wir alle – einsame Sünder, die leicht in die Irre gehen und den Weg verlieren. Die Lilien des Feldes arbeiten nicht und spinnen nicht, und doch sind sie herrlicher als Salomo in seiner ganzen Pracht. So wird Gott, der die Pflanzen in solche Schönheit gekleidet hat, sicherlich auch uns, seine Kinder kleiden.

Die wissenschaftliche Betrachtung des Lebens als eines geschlossenen, durch unverrückbare Naturgesetze regierten Systems führt dazu, den Glauben an Wunder auszuschalten, die von den meisten heute als Erfindung allzu leichtgläubiger früherer Christen und übereifriger späterer angesehen werden. Sogar Gläubige suchen emsig nach wissenschaftlich halbwegs stichhaltiger Erklärung der wunderbaren Ereignisse, die eine so große Rolle in der Sendung Christi spielten. Ich ertappe mich zuweilen selber dabei, ob ich will oder nicht. Und doch wirkte, wie Augustinus hervorhob, Jesus am Hochzeitsfest zu Kana in Galiläa, als er Wasser in Wein verwandelte, nur in kürzester Zeit das langsame Wunder, das sich Jahr für Jahr in den Weinbergen ereignet, wo Regenwasser die Trauben schwellen läßt, damit die Sonne sie reife und sie in Wein verwandelt werden. Etwas Ähnliches könnte man auch von den wunderbaren Heilungen sagen. Psychiater brauchen viele Sitzungen, um bei einem Patienten die Schuldgefühle abzubauen, die ihn an Körper und Geist krank gemacht haben. Jesu Kraft seelischer und moralischer Überzeugung war so überwältigend, daß er die gleiche Wirkung erzielen konnte, wenn er sagte: *Deine Sünden sind dir vergeben*. Ebenso, nur wirksamer und dauerhafter als jedes Beruhigungsmittel, konnte er die Geistesgestörten beschwichtigen und zur Ruhe bringen, indem er den Dämonen, die sie quälten, befahl, sich davonzumachen.

Geistige Krankheit der einen oder andern Art ist die besondere Geißel unserer Zeit. Während die Tuberkulose-Sanatorien sich leeren, füllen sich die psychiatrischen Abteilungen der Krankenhäuser mit frustrierten Jägern nach dem Glück. Nur wenige haben heute keine persönlichen Erfahrungen mit solchen Anstalten gemacht und kennen den besondern Schmerz nicht, der sich einstellt beim Anblick eines geliebten Gesichts, das bis zum Stumpfsinn von Dro-

gen verunstaltet oder von einer unbegriffenen und unverständlichen Wut verzerrt ist. Angesichts solchen Leids wird die Vorstellung dämonischer Besessenheit, die im ganzen römischen Reich zur Zeit, da Jesus in Galiläa und Judäa lehrte und heilte, als Tatsache galt, nicht so abwegig erscheinen, wie man im Vergleich mit unserer angeblich so viel größeren Kenntnis von Ursachen und Heilung der Geisteskrankheiten annehmen möchte. Wer immer hilflos vor dem geistigen Leiden eines Mitmenschen steht, würde nicht das Auftauchen einer Persönlichkeit wie Jesus begrüßen, der durch seine bloße Gegenwart fähig war, einen verwirrten Geist zu stillen und die rasenden Zornsimpulse, die ihn quälten, zu bannen, der es vermochte, ein tierhaft verdunkeltes Antlitz mit dem Licht des Wiedererkennens aufzuhellen und die Fähigkeit, Liebe zu erwidern, zurückzugeben? Fragt an, und er wird kommen, das wurde versprochen.

Jesus scheint mit den Geisteskranken besonderes Mitleid gehabt zu haben. Als er seine Jünger aussandte, in seinem Auftrag zu predigen, ermächtigte er sie ausdrücklich, Dämonen aus den von solchen Geplagten zu vertreiben. Er fühlte offenbar eine tiefe Sympathie für diese Unglücklichen, die oft heimatlos waren wie er selber, und dazu verdammt, durch wüste Orte zu streifen. Man denke etwa an den Kranken, den er im Land der Gadarenen antraf, der nackt umherging, auf Gräbern umherschweifte und so heftigen Anfällen unterworfen war, daß er mit Leichtigkeit die Bande oder Ketten zerbrach, die ihn festhalten sollten. Eine wilde Gestalt also. Als er Jesus erblickte, brüllte er: *Was habe ich mit dir zu schaffen, Jesus, du Sohn des höchsten Gottes?* Ein anderer wäre erschrocken und hätte sich aus dem Staub gemacht – ich jedenfalls hätte es getan –, Jesus aber blieb stehen und fragte den Mann nach seinem Namen. Der sagte, sein Name sei *Legion*, weil er nicht nur von einem bösen

Geist, sondern von vielen besessen war. Das war wohl ein Witz von der Art, an der Geistesgestörte ihren Spaß haben; sie lachen unbändig und knacken mit den Fingern, um ihre Befriedigung auszudrücken. An diesem Punkt, so wird in den Evangelien berichtet, mischten sich die Dämonen selber ins Gespräch und baten Jesus, sie nicht in den nahegelegenen See von Galiläa zu verbannen, sondern lieber in eine Herde von Säuen, die am Berghang weideten. Er stimmte zu, die Dämonen fuhren somit in die Schweine, die daraufhin den steilen Hang hinab ins Wasser rasten und ertranken. So kamen sie trotz allem in den See und lieferten für alle Zeiten ein Bild der selbstzerstörerischen Kraft menschlichen Wollens.

Als die Bewohner der Gegend sahen, wie der Mann, den sie als einen hoffnungslos kranken und gemeingefährlichen Irren ansahen, jetzt nach seiner Begegnung mit Jesus *bekleidet und klaren Sinnes* war, und vernahmen, was mit den Säuen geschehen war, *flehete das ganze Volk der Gadarener ihn an, von ihnen wegzugehen. Denn sie waren von großer Furcht ergriffen.* Jesus verließ sie denn auch und fuhr mit dem Boot über den See zurück. Wahrscheinlich dachte er, ein Prophet finde nicht nur in seinem eigenen Land keine Ehre, sondern wo immer er seine Einsichten und heilenden Kräfte bekundet. Diesmal dadurch, daß er einen Menschen geistig gesundmachte, der wegen seiner wilden Abartigkeit notorisch geworden war. Der Mann selber wollte begreiflicherweise bei Jesus bleiben, dem er soviel verdankte. Doch dies wurde ihm versagt, und es wurde ihm aufgetragen, ins eigene Haus zurückzukehren und durch seine bleibende Gesundheit zu zeigen, welch große Dinge Gott an ihm getan hatte.

Jesus sah die Krankheit als ein äußeres und sichtbares Zeichen der Unvollkommenheit an, die unserem menschlichen Zustand anhaftet. Er war gekommen, uns das Voll-

kommene zu zeigen, nicht indem er unsere leibliche Existenz vollkommen machte (falls dies überhaupt möglich wäre, wie einige überhebliche Zeitgenossen angenommen haben), was in der Praxis nur dazu dienen würde, uns immer gründlicher von der Vollkommenheit, so wie sie Jesus verstand, abzulenken. Man würde allenfalls gewissermaßen eine Art in der Wolle gefärbter skandinavischer Perfektion erzielen, eine matte oder auf Hochglanz gebrachte Figur, und dies aufgrund der Verwendung eines bestimmten Haarwassers oder Hautpflegemittels, oder durch den Besuch dieses oder jenes Ferienortes, oder indem man den Überredungen der Werbeleute und ihrer Auftraggeber, den Propheten des Fortschritts, sich fügt. Alldem gegenüber sollten die Menschen Vollkommenheit suchen, indem sie sterben, um wiedergeboren zu werden, den alten Menschen abstreifen, unser fleischliches Wesen, so wie eine Schlange ihre alte Haut abstreift, gleichgültig ob sie krank oder gesund, häßlich oder schön, unscheinbar oder auffällig ist. Als Jesus den Blinden das Augenlicht wiederschenkte, gab er uns zu verstehen, daß wir alle auf jeden Fall sehende Augen benötigen. Als die Krüppel und selbst die Toten sich auf sein Geheiß erhoben, stellten sie eine Wahrheit ins Licht, die größer ist als jedes Wunder, nämlich daß wir leidend und sterbend wirklich leben, während wir, einzig um des irdischen Lebens willen lebend, siech werden und sterben.

Diese Wahrheit wird bei den geistig Kranken am dramatischsten offenbar, was wahrscheinlich der Grund war, weshalb Jesus mit ihnen ein so besonderes Erbarmen hatte. Ihre leeren Gesichter und holpernden Worte, ihre schwerfälligen Gebärden und Bewegungen, ja selbst ihre heftigen Wutanfälle besitzen eine seltsame innere Schönheit und sogar Anmut, selbst ihr wildes Lachen und groteskes Benehmen – genau so wie übertriebene Höflichkeiten und Formalitäten wie umständliches Händeküssen, Sichverbeugen und

Hutabnehmen auf eine schmerzliche Art komisch erscheinen. Bei den Muslim werden die Irren geradezu verehrt, so wie in vorpsychiatrischen Zeiten die englischen Dorfidioten mit nachsichtigem Wohlwollen betrachtet wurden. Bei den Gesunden gehen verschiedene Haltungen ineinander über; liebendes Lächeln kann sich in eine wütende Fratze verwandeln, zarte Anhänglichkeit in gröbste Lust, ohne daß eindeutig würde, wo das eine endet und das andere beginnt. Bei den Gestörten hingegen ist alles reinlich geschieden und genau abgegrenzt: Körper und Seele, Wille und Phantasie, Begehren und Liebe, alles ist gewissermaßen auseinandergelöst. Die daraus folgende Schizophrenie ist eine Art verwirrter Integrität, die das soziale Leben für sie schwierig, wenn nicht unmöglich macht. Daher das Bedürfnis, sie in besonderen Anstalten unterzubringen, wo sie aus einer moralischen Wohlanständigkeit nicht als Verrückte, sondern nur als «geistig Behinderte» bezeichnet werden.

Jesus ist die Kenntnis solcher Institute für Geisteskranke erspart geblieben. Zu seiner Zeit streiften sie, wie der Mann im Land der Gadarener, wild umher. Das war für andere vielleicht unangenehm, und den Irren gegenüber grausam. Dennoch war es in mancher Hinsicht der Praxis vorzuziehen, nach der sie zusammengepfercht werden – eingesperrt, mit Drogen betäubt und allen möglichen Behandlungen ausgesetzt, je nachdem welche gerade Mode ist. Und selbst dann behalten sie, bei all ihrer Verwirrung und Lethargie, ihre eigene seltsame Schönheit, die daher kommt, daß sie nicht ins Weltgeschehen verwickelt und insofern unverpflichtet sind. Sie sind erdhafte Mystiker, deren Wolke des Nichtwissens eher einem Bodennebel als einem Hochnebel gleicht. Oft ist ihre Miene finster, sind ihre Züge erstarrt in einer Art vager, unbeholfener Sehnsucht; als ob sie sich abhärmten wie Tiere im zoologischen Garten. Nach was sehen sie sich? Vielleicht nach Freiheit, vielleicht nach dem

Mittagessen, vielleicht nach Liebe, vielleicht auch nur nach Vergessenheit. Wer kann es sagen? Auf jeden Fall sehnen sie sich nach etwas.

Mir bleibt eine besonders lebendige Erinnerung an einen Gottesdienst mit ihnen eines Sonntagmorgens in Bethel, nicht weit von Bielefeld in Deutschland, wo eine große lutherische Anstalt für Geisteskranke aller Art existiert. Der Gottesdienst fand unter Bäumen statt, dort stehen, wenn es das Wetter zuläßt, Altar, Kanzel und Bänke für den Gottesdienst im Freien. Der größte Teil der Anwesenden bestand aus Insassen der Anstalt; die Epileptiker trugen einen ledernen Kopfschutz wie Fußballspieler, für den Fall, daß sie während des Gottesdienstes stürzen sollten. Eine aus Kranken gebildete Musikkapelle begleitete den Gesang, der lebhaft, aber unregelmäßig war. Während der Predigt und der Gebete gab es gelegentlich abgerissenes Geschrei, viel Zucken und Sichwinden. Trotzdem hatte ich das Gefühl einer großen Andacht, das Ganze war sehr schön und erhebend. Als ich nachher davonging, sah ich zwei weißhaarige Diakonissen auf einer Bank sitzend und von Patienten umgeben, die dem Gottesdienst nicht beiwohnen konnten. Unter der Leitung der Diakonissen sangen sie freudig zusammen. Das erinnerte mich an Bunyans Beschreibung in «Grace Abounding», da er vor seiner Bekehrung an einem Sonntagmorgen einige Frauen im Irrenhaus von Bedford singen hörte. Vielleicht waren die Töne ein wenig unrein, aber ich meine, nie einen schöneren Gesang gehört zu haben, und ich frage mich, ob irgendwo an jenem Sonntagmorgen der Annahme würdigere Loblieder zum Himmel klangen. Hier ist ein Ort, dachte ich, wo Jesus sich durchaus zu Hause gefühlt hätte. Ich meine sogar versichern zu können, daß er dort zu Hause war, nicht anders als in «l'Arche», jener von Jean Vanier begründeten Gemeinde im Wald von Compiègne. Dort leben, beten und arbeiten die

angeblich geistig Gesunden mit den angeblich Kranken zusammen, im Geiste Jesu. Die Messen in ihrer kleinen Kapelle sind unvergeßlich schön, dank ihrer Freude, ihrer Andacht und christlichen Einheit.

Nun erhebt sich freilich die Frage, ob Jesus selber nicht in einem gewissen Sinn geistig gestört war. Sie ist nicht unehrerbietig gemeint. Viele der edelsten und begnadetsten Menschen, wie Blake und Dr. Johnson, Franz von Assisi und der Apostel Paulus sind als Irre betrachtet worden. Die einzige bekannte Äußerung de Gaulles über Simone Weil, den leuchtendsten Geist unserer Epoche, die eine Zeitlang während des Zweiten Weltkriegs bei den Gaullisten in London diente, lautete: «Elle est folle!» William Cowper wurde in eine Zwangsjacke gesteckt, wenn sich das Nahen eines seiner periodischen Anfälle durch die Niederschrift einiger seiner schönsten Choräle anzeigte. Nietzsche starb im Irrenhaus, und zu unserer Zeit wurde Ezra Pound in eine solche Anstalt gesteckt, weil er sich weigerte zurückzunehmen, was er in seinen Rundfunkansprachen von Rom aus während des Zweiten Weltkriegs gesagt hatte. Die Sowjetregierung hat sich genauso solcher psychiatrischer Anstalten bedient, um sich ihrer erlesensten Geister zu entledigen.

Geistige Gesundheit ist ein Geschenk, überfließend aus der Ewigkeit an die Zeit, und es fällt uns schwer zu glauben, daß ein Mensch, der Gott war, auf andere den Eindruck eines völlig Gesunden machen konnte. Der heiligmäßigste Soldat, den ich je kannte, erhielt während seines Dienstes in Kenja die Diagnose «geisteskrank», sonst hätte man ihn vor ein Kriegsgericht stellen müssen, weil er den Inhalt einiger Kübel Schweinefutter an hungernde Afrikaner verteilt hatte, die in der Nähe der Militärküche herumlungerten. Ja auch am ersten Pfingstfest, als die Jünger zusammenwaren und *plötzlich vom Himmel her ein Brausen*

entstand wie von einem daherfahrenden gewaltigen Wind . . . , und ihnen Zungen wie von Feuer erschienen, die sich zerteilten und auf jeden von ihnen niederließen, und alle zu reden begannen, wie der Geist ihnen zu sprechen verlieh, glaubten skeptische Beobachter, sie müßten wenn nicht toll, so doch voll des süßen Weines sein. Entrüstet wies Petrus die Zumutung zurück und vermerkte, sie könnten selbstredend nicht trunken sein, da es erst neun Uhr morgens wäre – ein Alibi, das jeder alte Säufer kennt.

Jesu apokalyptische Äußerungen müssen seinen Zeitgenossen sehr abwegig erschienen sein. Etwa seine Darstellung der letzten Tage, die, wie er beteuerte, noch zu Lebzeiten einiger der damals Anwesenden erfolgen sollten. Die Sonne würde sich verfinstern, der Mond seinen Schein nicht mehr geben, die Sterne vom Himmel fallen und die Kräfte des Himmels erschüttert werden. Dies sollte das Vorspiel zu seiner eigenen Wiederkehr sein *auf den Wolken des Himmels mit großer Macht und Herrlichkeit* und sitzend auf dem Richterthron. Ferner sollte es zwölf Throne für die zwölf Apostel geben, auf denen sie über die zwölf Stämme Israels zu Gericht sitzen sollten. Derlei Visionen eines dramatischen Abschlusses der Menschheitsgeschichte waren zur Zeit Jesu häufig genug, sie sind auch heute keineswegs unbekannt. Im Fall Jesu aber war das Verwirrende, daß er, wenn er in anderer Stimmung war, solch grelle Prophezeiungen herunterspielte oder seine Jünger aufforderte, sie für sich zu behalten, genauso wie er ihnen auftrug, über seinen Anspruch, der Messias zu sein, der als Gottes eingeborener Sohn mit Gott auf vertrautem Fuß stand, zu schweigen. Zu Zeiten setzte er sich den Niedrigsten der Menschen gleich, dann wieder nannte er sich einen größeren Prediger als Jona und weiser als Salomo. Gelegentlich rühmte er sich seiner wunderbaren Heilungen, dann wieder trug er einem Geheilten auf, unter keinen Umständen die Heilung bekannt-

zumachen. Das alles ist durchaus menschlich. Wir neigen alle dazu, uns zu rühmen und dann wieder herabzusetzen. Manchmal tun wir das eine unter dem Vorwand des andern, was dann schlimmer ist als beides. Als Mensch war Jesus für solche Schwächen anfällig, während er in seiner Gottheit völlige Selbstlosigkeit an den Tag legen konnte, die ihn in die höchsten Regionen des Geistes jenseits alles bloß menschlich Erreichbaren trug. Zudem wollten die Verfasser der Evangelien in ihrer Liebe und Bewunderung für Jesus ihm jede Art von Größe, so widersprüchlich sie sein mochte, zuschreiben, ihn gleichzeitig zum Mächtigsten und Niedrigsten der Menschen machen – zum wahren Gott und zum wahren Menschen. Lob, auch in seiner erhabensten Form, unterscheidet nicht.

Mir selber sind eine Anzahl Geistesgestörte begegnet, die behaupteten, jemand anders zu sein, zum Beispiel de Gaulle, Napoleon oder Alexander der Große. Auch Blake konnte seine Besucher verblüffen, wenn er ihnen wie nebenhin sagte, er habe eine historische Größe bei sich, etwa Eduard den Bekenner oder den schottischen König Robert Bruce, dessen Bild er gerade malte. Einmal besuchte mich ein Mensch, der mir im tiefsten Vertrauen mitteilte, er sei Jesus Christus. Außerdem sei ihm offenbart worden, ich sei der Apostel Paulus, die Übernahme dieser Rolle sollte mein Lohn dafür sein, daß ich meinen Besucher als Jesus anerkannte. Um solch unbequeme Eindringlinge loszuwerden, fiel es mir nicht schwer, sie als verrückt anzusehen. Nachträglich kamen mir aber doch Gewissensbisse, und ich dachte: Wie, wenn es wirklich Jesus gewesen wäre, und ich hätte ihn weggeschickt! Genauso mag Jesus zur Zeit seiner Sendung den Ungläubigen vorgekommen sein, als ein Größenwahnsinniger, der davon faselte, Gottes Sohn zu sein und befugt, an seiner Statt zu sprechen. Ja, ich selber, wenn ich zur Zeit Jesu gelebt hätte, wäre wohl unter

den Spöttern gewesen und hätte die Herrlichkeit derer verfehlt, die ihn hörten und sahen – und ihm glaubten.

Was die apokalyptischen Äußerungen Jesu angeht, so neigen alle phantasiebegabten Geister zu solchen, genauso wie zu utopischen Vorstellungen. Ein erhöhtes Bewußtsein der menschlichen Unvollkommenheit blickt aus auf eine unmittelbar bevorstehende kosmische Katastrophe, wie ein starkes Bewußtsein menschlichen Könnens auf die Möglichkeit eines unbeschränkt glücklichen Lebens zu schließen liebt. Diese beiden Impulse kann man in ihrer primitivsten Form bei einem Autor wie H. G. Wells feststellen, der einerseits das Kommen eines wissenschaftlich geplanten und verwalteten Himmelreiches auf Erden erwartete, andererseits, angesichts der Atomspaltung – an sich keiner großen Sache – sich in Trauer abwandte und behauptete, der Geist sei nun am Ende seines Lateins und die letzten Tage würden über uns kommen, wobei uns nur die Aussicht bliebe, den ganzen Evolutionsprozeß von neuem zu beginnen, hoffend, er brächte ein Geschöpf hervor, das brauchbarer und lenkbarer wäre als der vom baldigen Aussterben bedrohte *Homo sapiens*. Die gleichen Impulse regten sich im überhitzten Gehirn von Karl Marx. Auch er glaubte an die schließliche Entwicklung einer vollkommenen menschlichen Gesellschaft, sobald das Weltproletariat als die endgültig herrschende Klasse mit ihrem wohltätigen Regiment von Ewigkeit zu Ewigkeit seinen ihm vorbestimmten Platz eingenommen hätte. Und doch konnte er im Licht des tatsächlichen Zustands der Welt für die späteren Stadien der industriellen Revolution nur Konflikte und Katastrophen voraussehen. Es wäre lächerlich und denkbar schlechter Geschmack, Jesus mit Wells oder Marx gleichzusetzen, aber man darf wohl sagen, er sei wie sie während seines Erdenwaltens den Stimmungswechseln eines klarblickenden, intuitiven und kühnen Geistes unterworfen gewesen.

Zu Zeiten sah er das Erhebende unseres menschlichen Schicksals als eine Aussicht auf ewiges Leben, wo unsere Musik zum Gesang von Engeln und unser Unvollkommenes vollkommen gemacht werden soll. Wir würden nicht mehr länger hungern und dürsten, keine Furcht und keinen Haß mehr kennen, weder heiraten noch verheiratet werden, vielmehr in die Harmonie, die Freude, den Überschwang von Gottes allumfassender Liebe in seiner unmittelbaren Gegenwart einstimmen. Dann aber sah er wieder die Blindheit und Stumpfheit der Menschen, sogar seiner auserwählten Zwölf, sah ihre Unfähigkeit zu fassen, was er meinte, auch nur die einfachste Symbolik seiner Gleichnisse zu verstehen. Er sah ihre Neigung, lieber die Erde zu lecken, als zum Himmel emporzugreifen, ihr Ich um sich selbst zu falten und sich in das dunkle Gefängnis der eigenen Fleischlichkeit einzusperren, sich nicht um Gottes Sache, sondern um die des Menschen zu kümmern. Dann brach die Frage aus ihm: *Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt und dabei seine eigene Seele verliert? Oder was soll ein Mensch zum Austausch für seine Seele geben?* Und damit niemand wähne, dies alles seien entfernte Möglichkeiten, fuhr er fort und erklärte, der Menschensohn werde in naher Zukunft *in der Herrlichkeit seines Vaters mit seinen Engeln kommen und jedem entsprechend seinen Werken vergelten.* Und um vollends deutlich zu machen, daß dies Ereignis nahe bevorstand, fügte er bei: *Unter denen, die hier stehen, sind einige, die den Tod nicht kosten werden, bis sie den Menschensohn in seinem Reich kommen sehen.*

Das war eine Warnung, die ihre Wirkung nicht verfehlte. Zu ihrer Erbauung sollten die frühen Christen während mehr als einem halben Jahrhundert von der Frage geplagt werden, ob sie noch während ihres irdischen Lebens zur Rechenschaft gezogen werden sollten. Die Schicksalsworte: *Niemand kennt den Tag noch die Stunde, da der Men-*

schensohn kommt, verfolgten sie. Ebenso die Aussage, wie schlimm es denen ergehen wird, die unvorbereitet und unbedacht dem entscheidenden Augenblick entgegenlebten. Auch daß es in jener Endzeit *Kriege und Kriegsgerüchte* geben wird . . . *Denn Volk wird sich gegen Volk erheben und Reich gegen Reich, und Hungersnöte und Erdbeben werden kommen da und dort*, ein so gefährlicher und unberechenbarer Zustand, daß wenn einer sich auf dem Dach seines Hauses aufhielte, er höchst unklug wäre, hinabzusteigen, um irgendwas aus dem Haus zu holen. Und wäre er auf dem Feld, sollte er nicht einmal heimkehren, um seine Kleider zu packen. *Und wehe den Schwangeren und Stillenden in jenen Tagen! Betet aber, daß eure Flucht nicht in den Winter oder auf einen Sabbat falle. Denn alsdann wird solche Drangsal sein, wie von Anfang der Welt bis jetzt noch keine war und auch nicht mehr sein wird.*

Wenn für die frühen Christen, denen Jesu Worte noch in den Ohren hallten, die Aussicht auf die kommende Apokalypse höchst aktuell war, so gab es auch in den folgenden Jahrhunderten noch immer gestörte und prophetische Geister, die überzeugt waren, die letzten Tage stünden dicht bevor. Heute äußert sich dieses Gefühl besonders stark, und das nicht ohne Grund. Die Wahrheit ist, daß Hungersnöte, Seuchen, Kriege und Kriegsgerüchte das ständige Los der Menschheit gewesen sind. Der Krieg ist keine Ausnahme, sondern ein dauernder Zustand. Dieses Bewußtsein erwirkt eine maßvolle geistige Konzentration, wie wenn man – so Dr. Johnson – darauf wartete, erhängt zu werden. Zu wähnen, Menschen könnten in dieser Zeit irgendwann dauernden Frieden, Wohlstand und Zufriedenheit erlangen, ist viel trügerischer und verrückter, als das Ende der Welt in naher Zukunft zu erwarten. Die Welt steht immer irgendwie vor dem Ende, Utopien dagegen haben nicht einmal einen Anfang. Und so vermag der Teufel,

der sich in den Wahngelbten der Menschen am wohlsten fühlt und für sich in den sogenannt seriösen Zeitungen mehr Möglichkeiten sieht als in den Boulevardblättern, in Eleanor Roosevelt mehr als in Marilyn Monroe, im Weltrat der Kirchen mehr als in der Mafia, weil sie seinen Absichten zugänglicher sind; er kann durch Utopisten besser wirken als durch Verkünder von Apokalypsen, wie das nach-Rousseau'sche Zeitalter nur allzudeutlich gezeigt hat.

Ich wüßte nicht, wie die Kirche alle Dekadenz, Unordnung und Bosheit des ausgehenden römischen Reiches hätte überleben können, wenn diese ihr eingestiftete Erwartung eines zweiten Kommens und des Endes der Geschichte nicht bestanden hätte. Die frühen Christen wären sonst, ähnlich wie die späteren, unweigerlich in die Aufstände, Kriege und illusorischen irdischen Erwartungen verwickelt worden, die stets eine zerfallende Kultur begleiten. Wer immer das Ende der Welt für heute oder morgen erwartet, wird sich Sorgen machen über weitere Verstaatlichungen der Produktionsmittel, über Freiheitskämpfe, darüber, ob das Schulentlassungsalter auf neunzehn heraufgesetzt, das Alter für den erlaubten Geschlechtsverkehr auf zehn Jahre herabgesetzt werden soll, oder andere ähnlich aufgeklärte Projekte? Im Blick auf die Geschichte gibt es nur eine Möglichkeit, seinen Verstand zu behalten, nämlich auf ihr Ende zu schauen, genauso wie die einzige Möglichkeit, bei der Betrachtung des Lebens nicht wahnsinnig zu werden, darin liegt, den Tod zu bedenken. Jesus trug diesem Bedürfnis Rechnung, indem er zu uns zurückzukehren versprach, und das eher früh denn spät, damit wir genötigt wären, ihn immerfort zu erwarten und uns ständig bewußt zu bleiben, daß die Spanne des Lebens (wie die Spanne der Schrift) vom Garten Eden bis zur Apokalypse reicht, ihr Verlauf von der Unschuld über das Wissen um Gut und Böse bis zur Menschwerdung führt.

Ebenso deutlich sind die Schwankungen in Jesu Stimmungen seinen eigenen Wundern gegenüber. Mitunter rühmte er sich, daß wenn in Sodom solche Wunder gewirkt worden wären wie in Kapharnaum, Sodom bis zum heutigen Tag Bestand gehabt hätte, während Kapharnaum in den Hades versinken wird. Bei anderer Gelegenheit gebot er denen, die er geheilt hatte, ihre wunderbare Befreiung unter allen Umständen für sich zu behalten, und lehnte es hartnäckig ab, durch Wunder oder auch anderswie ein Zeichen seiner Intimität mit Gott und der göttlichen Inspiration seiner irdischen Sendung zu geben. Ja der durch die Evangelien vermittelte Eindruck läßt vermuten, Jesus habe seine Wunder mit einem gewissen Zögern gewirkt, zuweilen sogar widerwillig. Erbarmen trieb ihn; es gab soviel Leid und Schmerz und Not, die er lindern konnte, wie durfte er hier seine Hilfe versagen? Gleichzeitig mußte er sich der Gefahr bewußt bleiben, daß seine Wunder die Menge tiefer beeindruckten würden als das, was er ihr zu sagen hatte und was er selber sein und leiden mußte, bis seine Sendung erfüllt war. Indem er die Vergebung von Sünden aussprach, konnte er Blinde sehend machen, Lahme zum Gehen bringen und Irren den Verstand zurückgeben. Er wußte aber wohl, daß die öffentliche Reaktion darauf nicht Absage an die vergebenen Sünden sein würde, sondern bloßes Staunen über die zustandegebrachte Heilung.

Dennoch konnte Jesus sich nicht entziehen. Die Blinden, die nach ihrem Augenlicht, die Krüppel, die nach ihren Beinen, die Irren, die nach ihrem Verstand schrien, das alles war mehr, als er ertragen konnte. So gebrauchte er manchmal seufzend, manchmal auch stöhnend seine heilenden Hände, seine Stimme und die selige Gabe seines Verzeihens. In diesem Sinn kann man sagen, daß Jesus dann am menschlichsten war, wenn er beim Wirken seiner Wunder auf das Übernatürliche zurückzugreifen schien, und daß

seine Göttlichkeit am klarsten darin hervortrat, was seinen Zeitgenossen als das Alltäglichsie erschien, nämlich in seiner täglichen Predigt und im Spenden seiner Liebe.

Man kann sogar der Meinung sein, das Übernatürliche sei nur eine unbegrenzte Ausweitung des Natürlichen, während wir in Jesu Worten, so wie sie uns vielleicht unvollkommen, vielleicht mit andern Zielen, als er sie selber im Sinne hatte, überliefert wurden, Eigenschaften von mehr als irdischem Ausmaß erkennen können. Dasselbe gilt für seine Passion, die diese Worte im großen Drama von Kreuz und Auferstehung konkret werden ließ. Daß Jesus Wunder wirkte, ist der geringste aller Gründe, um an seine Gottheit zu glauben. Es hat schon mancherlei Wunder gegeben bis hin zu den sogenannten «Wundern der Naturwissenschaft» in unserer Zeit – etwa daß wir unsere Worte schneller durch den Raum schicken, als wir sie aussprechen können, und wir Menschen selber noch rascher durch den Raum fahren. Zweifellos wird es in Zukunft noch weitere und noch beachtlichere Wunder geben. Aber nur von einem einzigen Menschen, nämlich von Jesus, wurde gesagt, er habe Worte des ewigen Lebens. Diese Worte würden und müßten ewig gelten, selbst wenn er keinen einzigen Kranken geheilt oder andererseits so viele geheilt hätte wie das Penicillin.

Unter allen uns berichteten Wundern Jesu war die Auferweckung des Lazarus von den Toten sicher das dramatischste. Dieses Wunder wird nur im vierten Evangelium erzählt. Lazarus lebte mit seinen beiden Schwestern, Maria und Martha, in Bethanien, einem Dorf an den Hängen des Ölbergs, das man von Jerusalem aus zu Fuß erreichen konnte. Es war ein Haushalt, in dem Jesus besonders willkommen war, dort wohnte er in der Regel, wenn er in Jerusalem weilte, einmal weil er die drei liebte und sich in ihrer

Gesellschaft wohl fühlte, aber sicherlich auch, weil er in Jerusalem stets irgendwie bedroht war, so daß er besser außerhalb der Stadt schlief. Über Jesu Beziehung zu Maria und Martha wird im Evangelium mit außerordentlich kunstvoller Sorgfalt berichtet, in der Art einer kleinen vollkommenen Novelle. Dem Charakter nach sind die zwei Schwestern sehr verschieden, wie aus der Episode erhellt, da Jesus sie besuchte. Martha ist diejenige, *die ihn in ihr Haus aufnahm, Maria aber saß ihm zu Füßen und hörte auf sein Wort.* Aus irgendeinem Grund muß Martha sich darüber geärgert haben, sie die sich bei der Zubereitung einer Mahlzeit *um vieles Sorge machte.* Man hat die Szene genau vor Augen; die eine der Schwestern ist ganz von Jesu Worten gefesselt, die andere eilt hin und her, ihr Gesicht rötet sich, sie hat die Ärmel zurückgekrempelt und vielleicht lärmte sie gar unnötig mit dem Geschirr, um ihrer Gereiztheit Luft zu machen. Schließlich wird es ihr zuviel und sie ruft: *Herr, macht es dir nichts aus, daß meine Schwester mir die Bedienung allein überläßt? Sag ihr doch, sie soll mir helfen.* Jesu Antwort war einigermaßen vieldeutig, und ich zweifle, daß sie dazu beitrug, Martha zu beruhigen: *Martha, Martha, du sorgst und beunruhigst dich um viele Dinge, doch nur eins ist notwendig. Maria hat den guten Teil erwählt, der wird ihr nicht genommen werden.* Man darf wohl annehmen, daß Jesus, obwohl er beide Schwestern liebte, Maria besonders zugetan war, besaß sie doch die Gabe des schöpferischen Zuhörens, die alle Männer so schätzen; die Gabe, nicht nur Worte und Ideen, sondern auch den letzten Sinn dessen, was ein von ihnen geschätzter Mensch sagt, freudig in sich aufzunehmen, so wie ein Baum das Sonnenlicht in sein Laub hineintrinkt.

Jesus hatte sich in das Gebiet jenseits des Jordan zurückgezogen, wo er von Johannes dem Täufer getauft worden war. Da kam ihm die Nachricht zu, Lazarus, der Bruder Marias und Marthas sei krank: *Herr, der, den du lieb hast, ist*

krank. Statt sofort nach Bethanien zu eilen, wie man wohl hätte erwarten dürfen, blieb er noch ein paar Tage am gleichen Ort. Dann verkündete er seinen Jüngern, sie würden nach Judäa zurückkehren, obwohl jedermann wußte, wie gefährlich es dort war, denn seine Feinde suchten eine Gelegenheit, ihn zu steinigen. Die Jünger protestierten; es sei töricht solche Gefahr zu laufen; Jesus aber achtete nicht auf ihre Furcht: seine Zeit war noch nicht gekommen, und bis dahin konnte ihm nichts Arges zustoßen. Er fuhr fort und erklärte ihnen: *Unser Freund Lazarus schläft, aber ich gehe hin, ihn aufzuerwecken*. Wie so oft begriffen die Jünger nicht, was er meinte, sie vermuteten, Lazarus schlafe tatsächlich, so daß man annehmen konnte, er befinde sich auf dem Weg der Genesung. Da sagte ihnen Jesus ohne Umschweife, Lazarus sei tot, und er freue sich ihretwegen, zur Zeit seines Todes nicht anwesend gewesen zu sein, denn nun würde das Wunder seiner Erweckung ihren Glauben um so nachhaltiger stärken. Damit schien die Angelegenheit erledigt zu sein, und Thomas, der Jünger, der später nicht an den auferstandenen Jesus glauben wollte, bis er seine Wunden berührt hätte, sagte ergeben zu den andern: *Geben wir also, um mit ihm zu sterben*. Als es dann soweit kam, war freilich vom gemeinsamen Sterben keine Rede mehr; von Panik ergriffen zerstreuten sich die Jünger in alle Winde, und der arme Petrus mußte das Elend erleben, ihn dreimal zu verleugnen.

Als sie nach Bethanien kamen, erfuhren sie, daß Lazarus seit vier Tagen im Grab lag. Martha war es, die Jesus entgegenging, Maria hingegen blieb im Haus, ein weiteres Zeichen der verschiedenen Charaktere der beiden Schwestern; die eine ist aktiv, die andere passiv, die eine zum Handeln entschlossen, die andere still betrachtend. *Herr, wenn du hier gewesen wärest, wäre mein Bruder nicht gestorben*, beteuerte Martha, *aber auch jetzt weiß ich, daß dir Gott alles gewähren*

wird, um was du ihn bittest. Als Antwort versicherte ihr Jesus, ihr Bruder werde auferstehen. Maria hätte hier wohl genau begriffen, was er meinte. Martha dagegen verstand seine Worte als üblichen Trost und erwiderte fast gereizt, sie wisse wohl, daß er wie alle übrigen am Jüngsten Tag auferstehen werde. Und nun sprach Jesus die Worte, die das Herz der ganzen Episode bilden, deren Bedeutung weit über die tatsächlichen Ereignisse hinausgeht, wie immer sich diese auch zugetragen haben mögen. *Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt. Und jeder, der lebt und an mich glaubt, wird in Ewigkeit nicht sterben.* Das sind die Worte, die seit zwanzig Jahrhunderten, über offenen Gräbern gesprochen, den Trauernden Trost und Hoffnung gebracht haben.

Diese Antwort Jesu an den Tod war ein wesentlicher Teil seiner Sendung. Der Tod hatte die heidnische Welt wie ein Gespenst verfolgt, als ein Ereignis, das Entsetzen auslöste, stoisch angenommen, aus den Gedanken verbannt, in Verzweiflung umfaßt oder bestenfalls in der Art des Sokrates mit edler Ergebenheit begrüßt wurde: «Die Stunde des Scheidens ist da, und wir gehen unsern Weg, ich um zu sterben, und ihr, um zu leben. Welches der bessere Weg ist, weiß Gott allein.» Jesus dagegen hat kühn den Tod abgeschafft, ihn aus einer Tür, die zugeschlagen wird, in eine solche, die sich jedem Klopfenden öffnet, verwandelt. Wie Bonhoeffer auf dem Weg zur Hinrichtung freudig ausrief: Für den Christen ist der Tod ein Anfang, kein Ende. Er ist der Schlüssel zum Leben. Sterben heißt aufleben. Dies war es, was Tolstoj an der christlichen Vorstellung des Todes so beeindruckte. Er hatte bemerkt, daß während er und die kleine geistige Elite, der er angehörte, beim Gedanken an den Tod sich entsetzten, weil sie im Leben keinen Sinn sahen, seine Bauern dem Tod mit Gleichmut entgegenblickten, wohl zufrieden, daß ihre Tage endeten, und in der hei-

teren Überzeugung, ihre künftige Existenz würde, in welcher Gestalt auch immer, in Gottes liebender Absicht geborgen sein. Tolstojs eigene Verzweiflung beim Gedanken, daß sein geräuschvolles Ich ausgelöscht werden sollte, war so überwältigend, daß er einen Strick, der in seinem Arbeitszimmer hing, wegschaffen mußte, aus Angst, er könnte sich daran erhängen. Das war die Zeit, da er sich erneut den Evangelien zuwandte, und als Jesus daraus zu ihm sprach, wandelte sich die dunkle, drohende Gestalt des Todes in lichte Lebensverheißung, jetzt schon in dieser Welt und darüber hinaus.

In unserem nachchristlichen Zeitalter hat der Tod seine alten Schrecken wiedergewonnen. Er darf nicht erwähnt werden, im Gegensatz zum Geschlechtlichen, das immer erwähnenswerter erscheint. Das Intimste wird nach außen gekehrt, der Tod dagegen ist das schmutzige kleine Geheimnis des zwanzigsten Jahrhunderts. Und was mehr ist: man hängt dem Wahn nach, die Wissenschaft werde, da sie den wahllosen Beischlaf ohne Fortpflanzung erleichtert habe, zu gegebener Zeit auch Leben ohne Tod möglich machen, um den Prozeß der Lebensverlängerung endlos weitergehen zu lassen. So schienen die Herzverpflanzungen Christiaan Barnards, die seinerzeit soviel Aufregung auslösten, die Hoffnung zu wecken, man könne auch unsere verbrauchten Organe beliebig ersetzen. Auf diese Weise könnten wir unbegrenzt im Verkehr bleiben wie alte historische Automobile. Neue Herzen, Nieren, Genitalien, sogar Gehirne würden je nach Bedarf eingebaut, die nötigen Ersatzteile eben Verstorbenen entnommen oder vielleicht auch Schwachsinnigen und andern Leidenden, von denen man irgendwie begründen könnte, sie machten keinen rechten Gebrauch von ihren Organen. Die so entstehenden Unsterblichen hätten keinen Anlaß mehr, wie Lazarus vom Tod erweckt zu werden. Und Jesu wunderbare Worte über

die Auferstehung und das Leben wären bedeutungslos geworden. Für solche Leute gibt es kein Sterben mehr und deshalb auch keine Auferweckung. Schließlich liegt für die von einem todlosen Leben Träumenden keinerlei Reiz und Sinn mehr im Gedanken, daß man sterben könnte, um zu leben.

Ich selber, der ich meinem Ende entgegengehe, das nicht mehr lange auf sich warten lassen wird, finde Jesu unglaublichen Ausspruch, selber die Auferstehung und das Leben zu sein, immer faszinierender und bedeutungsvoller. Oft, wenn ich nachts erwache, wie das alten Leuten zustößt, und das Gefühl habe, meinen Leib schon halb verlassen zu haben, scheint es mir reiner Zufall, ob ich in ihn zurückkehre, um einen weiteren Tag zu durchleben, oder mich ganz davon befreie und aus dem Staub mache. Zwischen Leben und Tod schwebend, sehe ich unsere liebe Erde mit ihren Düften, Klängen, Farben, so wie ich sie gekannt und geliebt habe, vielleicht, wie Bernanos sagt, mehr geliebt, als ich zuzugeben wage. Ich erinnere mich der goldenen Stunden menschlicher Liebe, menschlicher Arbeit, doch gleichzeitig wird mir ein Blick auf das in der Zukunft Liegende vergönnt. In der Ferne erhebt sich die Ewigkeit, ein weiter Raum unaussprechlichen Lichts. Und nun hallen Jesu Worte triumphierend durch das All, meine beiden Zustände umspannend, den einen in der Zeit, die zu Ende geht, den andern in der Ewigkeit mit ihrem herrlichen Aufgang. So kann ich endlich verstehen und im Verstehen glauben. Ich sehe meine alten Knochen zwischen den Betttüchern liegen, verfleckt und verbraucht wie ein in die Gosse geworfenes Stück Papier, beschmutzt und entstellt durch langes Getretenwerden, und mich selbst darüber schwebend, wie ein Schmetterling, aus dem Larvenstadium befreit, der im Begriff ist, davonzufiegen. Wissen die Raupen etwas über ihre bevorstehende Auferstehung? Wie sie

im Sterben verwandelt werden aus armen Erdenkriechern in Geschöpfe der Luft mit entzückend bemalten Flügeln? Und würde es ihnen gesagt, glaubten sie es? Könnten sie sich überhaupt vorstellen, daß ein so beschränktes Dasein wie das ihre in ein so heiteres und liches Leben emporblühen kann wie das eines Falters? Ich stelle mir vor, wie die weisen alten Raupen den Kopf schütteln – nein, das kann nicht sein, das ist Einbildung, Selbsttäuschung, ein Traum. Ähnlich unsere Weisen. Und doch: im Zwischenzustand zwischen Leben und Sterben, während die nächtlichen Uhren weiterticken und der schwarze Himmel noch keinerlei Spur von Grau zeigt, höre ich die Worte: *Ich bin die Auferstehung und das Leben*, und fühle mich hingetragen, auf einer großen Woge von freudigem Frieden.

Jesus fragte Martha, ob sie glaube, was er über sich als die Auferstehung und das Leben gesagt habe. Ja, sie glaubte, daß er der *Christus* sei, *der Sohn Gottes, der in die Welt kommen sollte*. Dann ging sie hin und berichtete ihrer Schwester, der Herr sei gekommen und rufe sie. Da *erhob sich Maria schnell und ging zu ihm*. Einige Trauernde folgten ihr in der Meinung, sie gehe zu Lazarus' Grab, um dort zu weinen. Als sie Jesus erblickte, fiel sie ihm sogleich zu Füßen und sagte, nicht anders als Martha, ihr Bruder wäre nicht gestorben, wenn er dagewesen wäre. Es war der Anblick der weinenden Maria und ihrer Begleitung, der Jesus schließlich in das einwilligen ließ, was von ihm erwartet wurde. Verstörten Geistes und stöhnend fragte er, wo man Lazarus hingelegt habe. Sie erwiderten ihm, er möge kommen und sehen. Jetzt begann er selbst zu weinen, so daß die andern darüber staunten, wie sehr er Lazarus geliebt haben mußte. Einige fragten, mit einem Anflug von Bitterkeit: *Hätte einer, der den Blinden die Augen geöffnet hat, nicht bewirken können, daß dieser Mann nicht gestorben wäre?* Zum Grab gelangt, einer mit einem Stein verschlossenen

Höhle, befahl Jesus, den Stein zu entfernen. Die stets praktische Martha widersprach: vier Tage nach dem Tod mußte die Leiche schon stinken. Ihr Protest blieb unbeachtet; Jesus wandte sich vielmehr an Gott und dankte, daß er erhört worden war. Er fügte hinzu – der Ordnung halber vermutlich – er habe natürlich gewußt, daß er erhört würde, wie immer. Hier aber, um der vielen anwesenden Menschen willen, habe er den Punkt besonders betont, damit die Herrlichkeit Gottes sich deutlicher offenbare. Inzwischen war der Stein weggewälzt und *Jesus rief mit lauter Stimme: «Lazarus komm heraus!»* Da kam Lazarus folgsam heraus, *von Kopf bis Füßen in Grabbinden gehüllt und das Gesicht mit einem Tuch verhangen.* Jesus gab Anweisung, ihn zu befreien und ziehen zu lassen – vermutlich um mit seinen Schwestern nach Hause zu gehen.

Was war eigentlich geschehen? Ähnlich wie vor der jungfräulichen Geburt sträubt sich ein Gehirn des zwanzigsten Jahrhunderts gegen den Glauben, ein Mensch könne dergestalt von den Toten erweckt werden. Dabei glaubt es bereitwillig, daß ein Menschenleben mehr oder weniger unbegrenzt verlängert werden kann, oder gar an ein Projekt, das, wie ich gelesen habe, allen Ernstes in Kalifornien verwirklicht wird, wonach ein lebender Körper für die Dauer von Jahrhunderten eingefroren und dann zum Weiterleben aufgetaut werden soll. Offenbar gibt es einen ganzen Tiergarten eingefrorener Millionäre beiderlei Geschlechts, die zum Zweck der Finanzierung ihres Stalaktiten-Daseins Stiftungen errichtet haben, mit der Anweisung, sie zu einem günstigen Zeitpunkt für eine weitere Spanne aktiven Daseins aufzutauen. Vielerlei Erklärungen zur Aufweckung des Lazarus sind vorgebracht worden, um das Ereignis den zeitgenössischen Vorstellungen besser anzupassen. So wurde zum Beispiel behauptet, sein Tod sei kein physischer, sondern nur ein moralischer gewesen, die Folge

irgendeiner schauerlichen Sünde, zu der er verleitet worden wäre, und das Wunder, das Jesus wirkte, habe darin bestanden, ihn zur moralischen Gesundheit zurückzuführen.

Wie dem auch sei, der Bericht des vierten Evangeliums ist völlig eindeutig. Jesus erweckte einen Menschen, der vier Tage tot gewesen war, zum Leben. Man kann sich leicht vorstellen, daß schon das Weitererzählen des Ereignisses Jesus notorisch machte und die jüdischen Behörden wegen der unter der Bevölkerung entstehenden Aufregung so erschreckte, daß sie endgültig beschlossen, ihn auf die eine oder andere Weise zu beseitigen. Wenn wir ihn ungeschoren lassen – so sagten sie sich – *wird jedermann an ihn glauben und die Römer werden kommen und uns sowohl die Stadt wie das Volk wegnehmen*. Kajaphas, der damalige Hohepriester, beschrieb die Lage unmißverständlich. Es sei besser, meinte er, ein einzelner sterbe, als daß das ganze Volk zugrunde gehe. Die übliche Begründung, um die Hinrichtung von Märtyrern zu rechtfertigen; bloß sprach Kajaphas diesmal wahrer, als er selbst ahnte. Denn Jesu Tod sollte nicht bloß ein einzelnes Volk, sondern die Menschheit als ganze retten. Danach, so wird uns berichtet, berieten der Hohepriester und seine Genossen, wie sie den Tod Jesu am besten herbeiführen könnten.

Jesu Sendung näherte sich jetzt ihrem Ende. Nach weltlichen Maßstäben konnte man sie kaum als erfolgreich bezeichnen. Seit gut zwei Jahren war er *durch jede Stadt und jedes Dorf gezogen, hatte gepredigt und die Frohe Botschaft des Reiches Gottes verkündet*. Freilich, seine Wunder hatten Aufsehen erregt, und es heißt, daß die Menschen herbeiströmten, um ihn zu hören. Er besaß seine zwölf Jünger, die ausgesandt worden waren, um auf eigene Faust zu predigen und zu heilen. Als Heilende waren sie nicht immer erfolgreich; einmal hatten sie zum heftigen Unmut Jesu nicht vermocht, einen bösen Geist auszutreiben, obwohl sie Voll-

macht dazu erhalten hatten. Hätten sie mehr gebetet und wäre ihr Glaube stärker gewesen, der Erfolg wäre nicht ausgeblieben. Wie weit herum Jesus bekannt geworden war, ist schwer zu sagen. Begreiflicherweise möchten die Evangelien nahelegen, seine Worte und Wunder seien auf jedermanns Lippen gewesen. Doch andererseits ist es bezeichnend, daß Pilatus, als Jesus ihm vorgeführt wurde, anscheinend noch nie von ihm gehört hatte, obwohl es zu seinen Aufgaben gehörte, Agitatoren und Wanderprediger im Auge zu behalten, Leute, von denen man gewärtigen mußte, daß sie die leicht erregbare Bevölkerung seiner unruhigen Provinz aufstörten.

Jesus besaß keine Organisation, kein Schreibpapier mit Briefkopf, kein Geld, keinen eingetragenen Sitz, auch keine vornehmen Gönner oder Beistände, außer einem Säckelmeister – den schlecht beleumdeten Judas Iskariot. Wenn die Jünger ausgeschickt wurden, hatten sie Anweisung, weder Geld noch Nahrung, weder Wanderstab noch ein Wechselkleid mitzunehmen. Sie sollten im voraus nichts vorkehren, keine Pläne machen, sondern einfach Gastfreundschaft annehmen, wo sie geboten wurde. Und wenn keine sich bot, weiterziehen und zum Zeugnis dafür den Staub von ihren Füßen schütteln. Jesus versicherte ihnen, daß es aufgrund solcher Lieblosigkeit diesen Orten am Gerichtstag schlimmer ergehen werde als Sodom und Gomorrha. Man kann annehmen, daß Jesus selbst es nicht anders hielt. Und wenn er sagte, der Menschensohn habe keine Stätte, um sein Haupt hinzubetten, so war dies buchstäblich wahr. Auch er zog einfach von Ort zu Ort, lehrend, heilend, und fand Nahrung und Obdach, wo er konnte. Es gab nichts schriftlich Niedergelegtes, keine Mitgliedsformulare, keine Protokolle der letzten Sitzung, es gab nicht einmal ein Abzeichen, bis er mit seinem Tod der Welt das größte Abzeichen aller Zeiten gab, das Kreuz. Keine Säle wurden gemie-

tet, so wie es Paulus in Ephesus tat, höchstens für gelegentliche Zusammenkünfte und natürlich für das letzte Abendmahl. Alles übrige scheint sich im Freien abgespielt zu haben. Ich muß an Jesus denken, wenn ich in London einem einsamen Redner begegne, der auf irgendeinem freien Platz spricht, vielleicht über das Proporzverhältnis, oder auch über den bevorstehenden Weltuntergang. Weit stärker als ein Hochamt in St. Peter oder die Einsetzung eines neuen Erzbischofs von Canterbury vermitteln solche Begegnungen das Bild Jesu, der das Kommen seines Reiches verkündet. Wenig Zuhörer sind da, darunter ein paar der treuen Gefolgsleute, die der Equipe des Redners angehören, Vorübergehende halten kurz an und gelegentlich ein streunender Hund. Und doch: wie außerordentlich wäre es, wenn nochmals ein neues Zeitalter anbräche, angezeigt durch das Kommen eines andern Reiches und eines andern Erlösers! Nur um mir Gewißheit zu verschaffen, rücke ich näher und höre zu. Oft genug werden neue Zeitalter und letzte Tage angekündigt, aber bis jetzt ist mir noch kein neuer Erlöser begegnet.

Wie klein war doch ihre Schar! Wie klein auch die Entfernungen, die sie bei ihren Wanderungen zurücklegten. Die gleichen Worte wurden wiederholt, dieselben Szenen wiederspielt, die Kranken versammelten sich und schrien um Hilfe, die Blinden nach dem Augenlicht, die Lahmen nach heilen Gliedern, die Aussätzigen nach unzerstörtem Fleisch. Solch wandernden *exaltés* gelingt es meistens, Aufsehen zu erregen. Selbst in unseren Tagen gedeihen die Maharishi, die selbsternannten Propheten mehren sich, und die Wahrsager, die auf alles eine Antwort zu haben behaupten, finden genügend Unterstützung, um ihre Wundermittel gedruckt anzupreisen und zu verteilen. In Städten wie New York sind die Wahrsager so zahlreich wie die Psychiater, und die Astrologen liefern beliebte und lukrative Artikel

für Zeitungen und Zeitschriften. Die Wüste ist weit, und immerfort rufen in ihr viele Stimmen.

Dieser bestimmte wandernde *Exalté* erhob, als einziger unter allen, den ungeheuerlichen Anspruch, Gottes eingeborener Sohn zu sein. Und was mehr ist: der Anspruch wurde ernstgenommen, nicht nur von solchen, die genauso verschroben waren wie er, sondern von den besten Geistern und Gemütern einer hohen Zivilisation, in deren Kunst und Gesetz und Literatur und Gelehrsamkeit er unauslöschlich eingegraben bleiben sollte. Was damals eine Geringsfügigkeit war, sollte später die größte je verzeichnete Angelegenheit werden. Unsere heutigen Medienkönige mögen wohl staunen über das unglaubliche Ergebnis eines so unbedeutenden Anfangs, und sich ausmalen, was sie aus einer solchen Chance gemacht, was für üppige Präsentationen sie montiert hätten; mithilfe von Satelliten wären seine Worte in jeden Weltwinkel getragen worden, die Botschaft von seinem Reich wäre während der besten Sendezeit, in lebendigsten Farben, an Hunderte von Millionen Fernsehteilnehmern jeder Rasse und Nation ausgestrahlt worden. Sogar seine zweite Ankunft hätten sie sachgerecht simuliert, mit Jesus als Super-Super-Superstar auf den Herrlichkeitswolken einherreitend. Wer hätte ihm da widerstehen können? Der verstorbene Lord Beaverbrook, der Pressemagnat, schrieb dazu ein Buch mit dem Titel «The Divine Propagandist», worin er Jesus als einen Propagandisten von ungeheurem Potential sieht, vorausgesetzt natürlich, alle die unsinnigen Vorstellungen vom Schmerzensmann, der den Reichtum verachtet und törichte Praktiken wie Feindesliebe übt, würden übergangen. Geschickt bearbeitet, so behauptet Beaverbrook, könnte das Neue Testament noch heute ein Vorspann für riesige Auflagen sein.

Neben seinen Krankenheilungen und seiner Auftragserfüllung als Messias und den dazu gehörenden geheimnisvollen apokalyptischen Aussprüchen, die die damaligen Menschen ebenso perplex ließen wie jene, die seither darüber gebrütet haben, hatte Jesus Dinge zu sagen über die Art, wie wir Menschen uns zu verhalten haben. Diese Worte schlugen seine Zuhörer in Bann und taten es durch alle Folgegeschlechter bis heute. Und zwar nicht, weil die von ihm gesetzten Maßstäbe weitmaschig und bequem waren wie die heutige Permissivität. Weit entfernt davon. Sie verlangten mehr von seinen Jüngern als je ein anderer Lehrer gefordert hatte: – denen Gutes zu tun, die uns schaden, für die zu beten, die uns verfolgen, dem Schläger, wenn auf die rechte Wange geschlagen, auch die andere hinzuhalten, seines Rockes beraubt, dem Räuber auch den Mantel zu lassen, allen zu geben, die um etwas bitten, jedem zu leihen, der borgen möchte, und falls jemand uns drängt, eine Meile mit ihm zu gehen, ihn zwei Meilen zu begleiten. Nicht bloß Ehebruch sollen wir meiden, sondern, was auf das gleiche herauskommt, uns vor Begehrlichkeit hüten. Nicht nur nicht töten sollen wir, sondern auch nicht zürnen oder jemanden einen Narren schelten, auch dies seien Todsünden – Ach je!

In nicht weniger erschreckendem Gegensatz zu dem, was für die menschliche Natur zu gelten scheint, stehen die Seligkeiten, die Jesus in seiner berühmten Bergpredigt verkündete. Nach Aussage der Evangelien wurde diese Predigt an seine Jünger gerichtet, von einem Hügel aus, wohin er Zuflucht gesucht vor dem Gedränge der Leute, die sich samt vielen Kranken um ihn geschart hatten. Es ist jedoch gut möglich, daß diese Seligkeiten nie während einer einzigen Predigt vorgetragen wurden, sondern eine Sammlung der bedeutsamsten Äußerungen Jesu über das menschliche Verhalten darstellen, gesammelt zur Verwendung in den

Gottesdiensten der frühen Zeit. Wie dem auch sei, sie bleiben erhaben und wurden in das innerste Gewebe des Denkens, der Sittlichkeit und des geistlichen Strebens des christlichen Zeitalters hineinverwoben.

Die Seligkeiten sagen uns, daß die Armen, nicht die Reichen, die Seligen sind, die Sanftmütigen, nicht die Starken, die Erde erben, die Barmherzigen Barmherzigkeit erlangen, die reinen Herzen Gott schauen, und der Himmel denen gehört, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden. Jesus war der mildeste aller Moralisten, denn er stellte keinen Sittenkodex auf und auferlegte keine irdischen Sanktionen. Die Strafen und Belohnungen, falls es solche gibt, werden im Himmel oder in der Hölle erfolgen; die Triebkraft seiner Moral war die Liebe und nicht das Gesetz, und ihre Verwirklichung liegt in der Ewigkeit und nicht in der Zeit. Trotzdem blieb ein Gesetz unumgänglich, und Jesus pochte darauf, er sei nicht gekommen, es aufzuheben, sondern es zu erfüllen. Kein Komma, kein Jota sollte davon vergehen, sagte er, bis die volle Bestimmung der Menschheit erfüllt sei. Ohne Gesetz kann keine Ordnung bestehen, und ohne Ordnung keine Tugend, aber das Gesetz ist das Maß unserer menschlichen Unvollkommenheit, wie die Tugend ihr Idealbild. Oder, anders gesagt, Gesetz und Tugend sind die beiden Krücken, an denen wir trotz unseren sterblichen Unzulänglichkeiten einherhumpeln, denn sonst würden wir wie Bunyans Pilger spurlos im «Sumpf der Drangsal» versinken oder aber von dem Riesen «Verzweiflung» umgebracht. Es ist auch nach Jesu Wort nicht so, daß wir, weil er sich über das Gesetz erhob, als seine Jünger tun können, was uns beliebt. Im Gegenteil, unsere Maßstäbe müssen nicht milder, sondern strenger sein als die des Gesetzes. Wenn dieses zum Beispiel aufgrund Ehebruchs die Scheidung erlaubt, so nur mit Rücksicht auf die Schwäche der Menschen. Eine Konzession, die beinah mit Verachtung ge-

währt wird. In den Augen Gottes, so lehrt Jesus, werden Mann und Frau bei der Heirat ein Fleisch; Gott hat sie zusammengefügt, keine menschliche Gewalt soll sie trennen dürfen. Für wahre Christen kann das Band zwischen Mann und Frau nie gelöst werden, da ihre Liebe keinesfalls von ihrer körperlichen Vereinigung abhängen kann. Der Leib ist nur das Buch, worin die Mysterien der Liebe aufgezeichnet werden; diese wachsen in den Seelen und werden für die Ewigkeit geerntet. In der Frühzeit der Kirche mußte Paulus sich scharf gegen die Meinung wenden, Jesu Jünger könnten unter dessen Herrschaft tun, was ihnen behagte – um so mehr als sie einwenden konnten, die Welt gehe ohnedies bald unter, also sei nichts wichtig. *Das Fleisch gelüstet wider den Geist, und der Geist gegen das Fleisch, beide sind gegensätzlich, deshalb könnt ihr das nicht tun, was ihr wollt*, so schärfte Paulus den Galatern ein. Bezeichnenderweise war dies Luthers Lieblingstext.

Meinte Jesus damit, wir sollten seine hohen ethischen Forderungen nur als schöne Fernziele ansehen, die man bewundern und verehren darf, aber nicht zu praktizieren braucht? Das ist der Standpunkt der Tatmenschen, die ein wenig mitleidig über die Vorstellung lächeln, wir sollten unsere Feinde lieben und denen Gutes tun, die uns schaden. Oder, schlimmer noch behaupten, ihre eigenen argen Absichten seien gerade Ausdruck dieser ethischen Forderungen. So lieben sie ihre Feinde, indem sie diese mit Sturzbomben angreifen, und tun Gutes denen, die ihnen schaden, indem sie diese den Erschießungskommandos übergeben, oder sie meuchlings umbringen lassen oder sonstwie dafür sorgen, daß sie verschwinden. Ich habe darüber einmal mit Enoch Powell diskutiert; wir standen uns auf zwei Kanzeln in der Kirche St. Mary-le-Bow in London gegenüber. Unser Thema lautete: Gott und Cäsar. Bogenlampen waren installiert worden und die Fernsehkameras – Cäsars

Augen, die uns beobachteten – surrten. Für Powell war es evident, daß niemand – sicherlich niemand, der in Politik tätig ist – den Vorschriften Jesu wörtlich nachleben, nämlich seine Feinde lieben und denen Gutes tun kann, die ihn hassen. Dies würde zum Sturz der Regierung führen und noch Verheerenderes heraufbeschwören. Wie könnte man zum Beispiel als Führer der Opposition den Premierminister lieben, oder umgekehrt? Wie einem ehrenwerten Mitglied des Parlaments Gutes erweisen, das eine unbequeme Gesetzesergänzung vorschlägt? Solche Lehren sind gar nicht da, um in die Praxis umgesetzt zu werden, etwas anderes anzunehmen sei Humbug, auf jeden Fall lächerlich. Ein Ordensmann, der keine gesellschaftlichen Verpflichtungen, keine Frau, keine Kinder, keine häuslichen und sozialen Verantwortlichkeiten habe, könnte vielleicht im Einklang mit den Lehren der Bergpredigt leben. Thomas a Kempis ja, aber der war nicht Inhaber des Parlamentssitzes für Wolverhampton. Während Powell sprach und die Bogenlampen herunterstrahlten, schien es mir, sein schwarzer Anzug verwandle sich in eine Mönchskutte und in seinem sauber gebürsteten Haar zeige sich eine Tonsur. Vielleicht hätte er Mönch statt Politiker werden können, mit flammenden Augen und starker Stimme im Dienst Gottes, so wie er jetzt im Dienst Cäsars stand. Die beiden Dienste begegnen sich in ihren Extremen. Selbst Jesus, der uns doch aufforderte, Liebe und Rücksicht unsern Feinden gegenüber zu üben, konnte seine Feinde, die Pharisäer, zornig an den Pranger stellen: als *übertünchte Gräber, die von außen schön aussehen, innen aber voll Totengebein und aller Unreinheit sind*, und: *Ihr Schlangenbrut und Nattergezücht! Wie wollt ihr dem Gericht der Hölle entrinnen?* Derlei Ungereimtheiten bilden vielleicht ein besonderes Barmherzigkeitszeichen für uns Schwächere in seiner Gefolgschaft, die wir eine unheilbare Liebe für solche Kraftausdrücke haben.

Im Gegensatz zu Powells Haltung steht jene des Pazifisten, etwa die Gandhis oder auch Tolstojs. Als Befürworter der Gewaltlosigkeit nach dem Grundsatz Jesu, die andere Wange hinzuhalten und Böses mit Gutem zu vergelten, hielten sie es für möglich, den Zwang auszuschalten, auf dem jede menschliche Gesellschaft gründet, und trotzdem die im Gesetz verankerte Sicherheit der Person und des Besitzes zu genießen, die aber durch die Polizei und andere Organe der Macht gewährleistet wird. Im Falle Gandhis, des Führers der Swaray-Bewegung im Kampf um die indische Unabhängigkeit, wurde der innere Widerspruch überdeutlich. Obwohl er Gewaltlosigkeit predigte, entfachte er indirekt sehr viel Gewalt, sowohl vor wie während und nach der erreichten Unabhängigkeit Indiens, und als er von Mörderhand starb, war er aufs tiefste enttäuscht von den Ergebnissen der Unabhängigkeit, die zu gewinnen er so viel beigetragen hatte. Hätte sich Jesus dazu verleiten lassen, mit den Zeloten oder jüdischen Nationalisten gemeinsame Sache zu machen, er wäre in die gleiche Lage wie Gandhi geraten, der heute all seinen Ruhm als Mahatma, als großer moralischer Lehrer, eingebüßt hat und nur noch das Symbol einer sterbenden und tief korrupten politischen Partei ist.

Zu verschiedenen Zeiten haben Jesu spätere Jünger ihn auf Kreuzzüge geschickt, ihn zum Freiheitskämpfer gemacht, ihn in Bürgerkriege und Verschwörungen verwickelt. Sie haben ihn auf Streikposten gestellt, zum Streikenden gemacht und ihn schließlich zu einem vollzählenden Mitglied der britischen Labourpartei gestempelt, in der sichern Erwartung, er würde zur gegebenen Zeit persönlich geadelt und seinen Platz im Oberhaus einnehmen. Angesichts dieser Verirrungen habe ich oftmals gefragt, welches Geschick Jesus erwartet hätte, wenn er in einem der Krisenherde der heutigen Welt geboren worden wäre, etwa in

Südafrika. Als weißer Südafrikaner wäre er sicherlich von den anderen erschlagen worden, weil er darauf gedrängt hätte, die schwarzen Mitbürger zu lieben und ihnen zu dienen. Als schwarzer Südafrikaner dagegen wäre er von seinen Mitschwarzen erschlagen worden, wenn er ihnen gesagt hätte, sie sollten ihre weißen Unterdrücker lieben und ihnen dienen. Auf keinen Fall hätte er von der Freigebigkeit des Weltkirchenrats profitiert, der mit finanziellen Mitteln jene afrikanischen Guerillas unterstützt, die auf terroristischen Wegen die nationale Unabhängigkeit erreichen wollen.

Wenn Jesus in der Bergpredigt und in andern Reden die höchsten sittlichen Maßstäbe setzte, die der Welt je zu Ohren kamen, konnte er zu andern Zeiten strenge, praktische Ansichten über menschliches Verhalten und die es bedingenden ethischen Einstellungen äußern. Im Gleichnis von den Pfunden etwa wird der Knecht, der es versäumt hat, das ihm anvertraute Geld sinnvoll anzulegen, schwer getadelt, weil er, da er ja eingestandenermaßen seinen Herrn als einen gestrengen Mann kannte, *der nimmt, was er nicht angelegt hat, und erntet, was er nicht gesät hat*, entsprechend hätte handeln sollen. Während die übrigen Knechte, die das ihnen anvertraute Geld anlegten, nicht nur das Kapital, sondern auch die Zinsen behalten dürfen, verliert dieser, was er so sorgfältig gehortet, und wird obendrein nicht nur als böser, sondern auch als dummer Knecht angeflucht. Und die Moral ist: *Jedem der hat, wird gegeben werden; dem aber, welcher nicht hat, wird auch, was er hat, genommen werden*. Das ist ein hartes Wort, aber wer wird leugnen, daß es den Gepflogenheiten der Welt entspricht? Bei einer andern Gelegenheit wird ein ungerechter Verwalter als klug gelobt, weil er, da er entlassen werden soll, sich bei den Schuldnern seines Herrn einschmeichelt, indem er ihre Schulden niedriger ansetzt. Das sind, um es gelinde auszu-

drücken, dubiose Praktiken, sie werden aber mit der Begründung empfohlen, daß es gut ist, mit dem Mammon der Ungerechtigkeit Freundschaft zu schließen, *denn die Söhne dieser Welt sind ihresgleichen gegenüber klüger als die Söhne des Lichts* – mit andern Worten, wer in der Welt des Geldes und der Macht sich aktiv betätigt, wird deren Art zu funktionieren weit besser verstehen als Jesu Anhänger, die in ganz anderen Kategorien denken und ganz andere Ziele verfolgen.

Jesus war kein Idealist in unserem zeitgenössischen Sinn, nichts läßt bei ihm auf die Meinung schließen, die Welt könne aufgrund ihrer eigenen Voraussetzungen verbessert werden. Ebenso wenig wie der Einzelne aufgrund seiner eigenen Vorstellungen besser werden kann. Genauso wie dieser wiedergeboren werden muß, soll auch die Welt als ganze bei der Ankunft des Gottesreiches wiedergeboren werden. Jesus war ja vor allem daran gelegen, uns zu zeigen, wie die Menschen wiedergeboren werden können, und uns das Kommen des Reiches anzukündigen, dessen Ankunft mit dem Ende der Geschichte erwartet werden darf. Niemand aber kann im voraus sagen, wann dieses Ereignis genau eintreten wird; also sollen die Menschen in einem Zustand ständiger Bereitschaft leben, im übrigen aber die Welt so nehmen, wie sie ist, wohl wissend, daß *die Kinder dieser Welt*, wie Herodes, Pilatus und Kajaphas, nie dazu gebracht werden können, nach den Grundsätzen der Seligkeiten Jesu zu handeln. Auch sollen Jesu eigene *Kinder des Lichts* nicht erwarten, in ihrer Zeit so klug zu sein wie die andern, vielmehr mit dem Mammon der Ungerechtigkeit rechnen, denn *wer wird euch sonst die wahren Reichtümer anvertrauen?* Um die Führung der Angelegenheiten dieser Welt zu verstehen, müssen wir also bei den darin Kundigen lernen – den Machiavelli, de Tocqueville und Swift –, dadurch werden wir reif für die Einführung in eine himmli-

sche Realpolitik, bei der die Grundsätze Jesu vorherrschen. In ähnlicher Weise ermöglicht uns ein sauberes Fenster, klarer in die Ewigkeit zu schauen, und hilft eine gute Stechuhr, uns auf die Forderungen des ewigen Lebens besser einzustimmen.

Ich wüßte nicht, daß Jesus je eine Reform irgendwelcher Art befürwortet oder irgendein rein-menschliches Programm unterstützt hätte, mochte es noch so einleuchtend sein. Seine Lehre bewegte sich zwischen erhabenster Mystik und derbstem Realismus; das Mittelfeld blieb ausgespart: die fetten Weiden des Liberalismus und des angeblich guten Willens, wo die Leitartikler und die Medienbosse grasen und unablässig ein erstickender Scirocco endloser Rhetorik weht. Er gab uns keinen Aktionsplan, nicht einmal einen Moralkodex und sicherlich kein Reformprogramm, vielmehr jene wunderbar einleuchtenden Widersprüche – daß der Erste der Letzte, der Ärmste der Reichste, der Schwächste der Stärkste und der Unscheinbarste der Berühmteste sein wird. Er brachte die schrille Aufsässigkeit des Ich zum Schweigen, befreite Ellbogen und Schultern von ihrem Drang zu stoßen und zu schieben, stillte des Willens Wut und des Fleisches Hartnäckigkeit. Er sagte uns, die Sanftmütigen würden die Erde erben, und lehrte uns, mild zu sein, da Demut die wahre Voraussetzung der Tugend ist. Und weiter entlang dieser himmlischen Achterbahn, wo Fahrkarten nur für die erhältlich sind, die nicht zahlen können, besteht die harte, rauhe und verächtliche Weisheit der Welt, die auch ihren eigenen Reiz besitzt, zumal wenn sie in den Gleichnissen Jesu auftritt. Zum Beispiel die Arbeiter im Weinberg, vorzeitige Gewerkschafter, die murrten, als sie ihren vereinbarten Lohn empfangen, weil andere, die später zur Arbeit erschienen, den gleichen Betrag ausbezahlt bekamen. Oder die Kinder auf dem Marktplatz, die man nicht zufriedenstellen konnte: wurde

geflötet, wollten sie nicht tanzen, wurde Totenklage gehalten, wollten sie nicht trauern. Oder der verlorene Sohn, der sein Erbteil in ausschweifendem Leben durchgebracht hatte, und gebrochen und reumütig heimkehrend feststellt, daß sein Vater ein großes Fest zu seiner Ehre veranstaltet hat, zur begreiflichen Wut seines tugendhaften Bruders. Oder der Mann, der spät nachts bei einem Freund anklopft, um Brot zu borgen, und den Bescheid erhält: *Störe mich nicht, die Tür ist jetzt zu und meine Kinder sind bei mir im Bett. Ich kann nicht aufstehn und dir Brot geben.* Jener aber hört nicht auf zu drängen, bis der andere schließlich aufsteht und ihm soviel Brot gibt, wie er will, nicht weil sie Freunde sind, sondern um der Zudringlichkeit ein Ende zu machen. Und die Moral davon: *Bittet, und es wird euch gegeben, sucht, und ihr werdet finden, klopft an, und es wird euch aufgetan werden* – Worte ungewöhnlichen Trostes. Oder der Sauerteig, der dem Himmelreich vergleichbar ist, weil er den schweren Teig hebt, damit leichtes, knuspriges Brot daraus werde. Oder das Licht, das man nicht unter den Scheffel stellen soll, sondern auf den Leuchter, damit es *allen leuchte, die im Hause sind.* Oder der Kaufmann, der edle Perlen suchte und da er eine sehr kostbare fand, *hinging, alles verkaufte, was er besaß, und die Perle erwarb.* Oder schließlich der Mann, der hundert Schafe besitzt, und da eines davon sich verirrt, diesem einen nachgeht, und hat er es gefunden, *freut er sich mehr über dieses eine als über die neunundneunzig, die nicht in die Irre gegangen sind.*

Diese praktische Weisheit in den Gleichnissen Jesu ist unanfechtbar. Durch alle Wechselfälle der Geschichte, alle Revolutionen und Gegenrevolutionen, durch Aufstieg und Fall großer Männer hindurch ist sie stets gültig geblieben. Nehmen wir bloß, was er über das Geld sagt, ein Kernproblem zu jeder Zeit und in allen Umständen. Als erstes läßt er uns wissen, die Armen seien selig. Heutzutage

kommt eine solche Aussage einer Lästerung gleich. In Typen gesetzt, brächte sie das Blei zum Schmelzen; aus einem Fernsehstudio ausgestrahlt, erzeugte sie ein tödliches Schweigen, ließe die Lichter ausgehen, den Studioleiter tot umfallen und den Generaldirektor in aller Eile eine Entschuldigung herausgeben, daß eine so ungeheuerliche Verkehrung der Wahrheit überhaupt ausgesprochen werden konnte. Die Armen selig! Wie, in Gottes Namen, sollte so was möglich sein? Das ist Verleugnung unseres gesamten Lebensstils, Widerspruch zu allem, woran wir glauben, zu jeder einzelnen Werbeanzeige, die über die TV-Kanäle hinausgeht oder in Druck und Farbe lockt. Es läuft all dem zuwider, was sämtliche Politiker und Demagogen versichern, den Parolen jeder Partei und Ideologie. Sie alle sagen: Werdet reich und seid glücklich! Reichtümer machen alles Wünschenswerte erreichbar – Reisen, Zeitersparnis, die Freuden der Liebe, jede menschliche Glückseligkeit. Wie schön sind die Leiber der Reichen, wenn sie lachend über den Strand ins Meer laufen! Oder wenn sie am Steuer eines schnellen Wagens sitzen oder an einer leinengedeckten Tafel am Ufer des blauen Mittelmeers gegenseitig ihre Vollkommenheit bewundern! Wer könnte, wenn er bei Sinnen ist, annehmen, der gegenteilige Zustand – Armut – sei vorzuziehen? Armut ist, wie Bernard Shaw vehement behauptet, schmutzig, garstig und ungepflegt. Sie ist nicht nur gnadenlos, sondern geradezu ein Sturz aus der Gnade, ein sündhafter Zustand, verursacht durch ein grausames und ungerechtes Gesellschaftssystem. Und doch wagte Jesus zu sagen, die Armen seien selig, und nicht genug damit: durch Jahrhunderte haben Heilige und Mystiker ihm nicht nur recht gegeben, sondern, um an dieser Seligkeit teilzuhaben, oft genug selber Armut in ihrer bittersten Form auf sich genommen. Nackt auf der nackten Erde waren sie so fröhlich wie andere, die zwischen frischgewaschenem Leinen liegen.

Sie erfreuten sich an ihrer Besitzlosigkeit genau so wie andere an ihren Jachten, Cabriolets und Schwimmbädern.

Bei uns ist Wohlstand eine Religion. Zelebriert wird sie in Supermärkten – kauft dies zu meinem Angedenken! Banken sind ihr Allerheiligstes – gebt dies zu meinem Angedenken aus! Fernsehstudios sind ihre Kapellen. In einer solchen in New York saß ich einst zusammen mit Mutter Teresa, während ein Mann in rosarotem Hemd und mit hängendem grünen Schnurrbart sie ausfrag und durch eine dicke Brille mit traurigen Augen ansah. Jede Minute beinah unterbrach er das Gespräch wegen einer Werbesendung. Es traf sich, daß das Studio an jenem Vormittag diverse fertigerpackte Nahrungsmittel anpries, die angeblich weder beliebt machen, noch auch nur Nährwert haben. Mutter Teresa dachte zweifellos an die Menschengерippe in Kalkutta, die sie mit ein wenig Fleisch zu umgeben suchte. Sie hörte mit einer Art von Staunen zu und bemerkte dann mit ihrer leisen, aber deutlich hörbaren Stimme: «Ich sehe, Christus ist auch in Fernsehstudios nötig.» Alle hörten es, und eine seltsame Stille verbreitete sich im Raum. Ich erwartete beinah, eine zornige Gestalt mit einem Strick in der Hand wie im Tempel zu Jerusalem erscheinen zu sehen, um uns alle auf die Straße zu jagen. Damals waren es die Geldwechsler, heute sind es die Werbeleute. Bestimmt mußte er kommen, zornigen Blickes: Ihr Gesindel mit eurem harten, unnahrhaften Brot! Schließlich kam er doch nicht, aber das Wort Mutter Teresas, daß Christus in Fernsehstudios nötig wäre, hat sicher in den Herzen aller, die es hörten, nachgehalten und vielleicht eine ähnliche Wirkung erzielt. In seiner Menschheit wußte Jesus, wie es war, wenn gerechter Zorn ihm am Herzen riß: dann konnte er die Geldwechsler, die schließlich nur ihren gesetzlich erlaubten Beruf ausübten, zerdreschen, so wie er uns in seiner Göttlichkeit sagen konnte, die Armen, deren hauptsächliche Opfer, seien selig.

Die Verfasser der Evangelien scheinen kein Bedürfnis verspürt zu haben, Jesu Menschlichkeit zu entschuldigen, so wenig sie seine Göttlichkeit über Gebühr betonten. Der Menschensohn gerät in Zorn, so wie Söhne der Menschen es tun, während der Sohn Gottes ruhig bleibt und uns zu verstehen gibt, daß die Armen in aller Wahrheit selig sind und ihnen das Reich Gottes gehört.

Dann gibt es den Fall des reichen Mannes oder Grundbesitzers, der zu Jesus kam und ihn mit der Anrede *guter Rabbi* fragte, was er tun müsse, um das ewige Leben zu erben. War das bloß ein Versuchsballon, oder wollte er es wirklich wissen? Ich vermute, die Wahrheit liegt irgendwo in der Mitte. Wahrscheinlich war er neugierig und wollte herausfinden, was Jesus für ein Mensch sei. So stellte er ihm eine der Fragen, wie sie bei Fernsehinterviews typisch sind, in der Absicht, sowohl zu prüfen wie zu erhellen. Man sitzt im Studio dicht beisammen, die Lichter strahlen, das Mikrofon ist zum Schnappen nah. Jetzt – los! «Eure Eminenz, euer Gnaden», oder vielleicht ganz einfach: Herr Bischof, «was müssen wir tun, um das ewige Leben zu erben?» Eine verblüffende Frage, denn der Gesprächspartner hat etwas ganz anderes erwartet, wie zum Beispiel: «Wie erklären Sie sich, daß die Kirchen immer leerer werden?» oder: «Wie stehen Sie zu der ökumenischen Bewegung heute?» – Hm, wie meinen Sie das, ja, ja natürlich . . . Als ob man ihn gefragt hätte, ob er für Monogamie oder gegen Apartheid sei. Jesus war offenbar gereizt, weil er als *guter Rabbi* angeredet wurde. *Warum nennst du mich gut?* fragte er barsch. *Keiner ist gut außer Einem, und der ist Gott.* Dann, ohne dem Ratsherrn Zeit zu lassen, auf diese Zurechtweisung zu antworten, fährt er fort: *Du kennst die Gebote. Du sollst nicht töten, sollst nicht stehlen, sollst kein falsches Zeugnis ablegen . . . Ehre Vater und Mutter.* Ja, der Großgrundbesitzer kannte die Gebote sehr wohl und hatte sie von Jugend an gehalten. Sie

sind ja auch verhältnismäßig einfach zu beobachten, besonders wenn man sie, wie ein anglikanischer Bischof einmal vorschlug, wie zehn Examensfragen betrachtet, von denen nur acht zu beantworten sind. Jetzt begann Jesus, den Mann gern zu haben, man sieht es förmlich. Es endet immer damit, daß er solche Leute liebt – die Frau aus Samaria, den kleinen Zachäus, diesen schurkischen Steuereintreiber, der in den Ästen eines Baumes hockte, den er bestiegen hatte, um Jesus besser zu sehen. Als Jesus ihn entdeckte, rief er ihn schalkhaft herunter und lud sich bei ihm zum Essen ein. (Wer könnte solche Szenen erfinden? Sie müssen wahr sein.) Selbst Judas, der so trist hinging, um sein Geld zu holen, selbst die Feinde, die ihn ans Kreuz nagelten, der schwache Pilatus und der listige Herodes, selbst die heuchlerischen Mitglieder des Hohen Rates, die überheblichen Schriftgelehrten und Pharisäer, der heulende Menschenhaufe und die rüden Soldaten, alle sind sie geliebt, und es wird ihnen vergeben, *denn sie wissen nicht, was sie tun*. Das ist unsere beste Hoffnung; daran klammere ich mich fest – daß wir nicht wissen, was wir tun, auch wenn wir es sehr wohl wissen.

Jesus hörte zu, wie der reiche Mann seine Tugend hervorhob, worauf das vernichtende Wort fiel, ähnlich dem, das er an Martha gerichtet hatte: *Eins fehlt dir noch: Verkaufe alles, was du hast und teile es aus an die Armen, und du wirst einen Schatz im Himmel haben*. Jesus hatte eine Art, dergestalt die Tiefen der Seele auszuloten. Vielleicht hätte es der Reiche fertiggebracht, sich seiner Habe zu entledigen, wie groß sie auch sein mochte. Vielleicht hätte er eine wohltätige Stiftung eronnen, Haus und Gärten wären der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden, während er selber Bewohner und Hüter geblieben wäre. Das abschließende Wort aber war zuviel für ihn. Nicht nur sollte er sich von seinem ganzen irdischen Hab und Gut trennen; war dies

getan, so erging der gleiche Ruf wie an die Jünger: *Komm, folge mir nach*. Matthäus stand von seinem Platz im Zollhaus auf, die Fischer verließen ihre Boote und Netze, nahmen kein Gepäck mit, verabschiedeten sich nicht, sondern folgten ihrem Herrn, der ihnen mit einem Anflug von Ironie versprochen hatte, sie würden fortan nicht mehr Fische fangen, sondern Menschen. Dem Reichen war das zuviel verlangt: *als er das hörte, ward er sehr traurig, denn er war sehr reich*. Solche prachtvolle Schlußpointen finden sich im Neuen Testament nicht selten; die vernichtendste vielleicht von allen ist die Bemerkung Pauli über einen verlorenen Freund: *Demas hat mich verlassen, denn er liebte diese Welt*. Vom Reichen hört man nichts weiter. Was mag er wohl zur Zeit der Kreuzigung gedacht haben? Vielleicht hatte er unterdessen seine Begegnung mit Jesus vergessen, eine neue Frau geheiratet, war im Fernsehen erschienen, weil er sich mit Umweltschutz, Familienplanung und Bevölkerungsexplosion beschäftigte.

Nachdem der Mann gegangen war, bemerkte Jesus, wie schwer es für die Reichen sei, in das Gottesreich einzugehen. Um das zu verdeutlichen, gebrauchte er einen berühmt gewordenen Vergleich, daß ein Kamel eher durch ein Nadelöhr gelangt als ein Reicher in den Himmel. Gibt es im Neuen Testament einen Satz, über den mehr gegrübelt worden ist als über diesen? Ist die Äußerung Jesu wörtlich zu nehmen, dann sind Güter nicht nur ein zweifelhafter Vorteil, sondern geradezu ein Unglück. Um die Lektion vollends einzubleuen, erzählt Jesus das gräßliche Gleichnis vom Bettler Lazarus, der elendiglich vor der Tür eines Reichen saß. Er kam in den Himmel, während der Reiche, da seine Zeit gekommen war, in der Hölle briet. Von dort aus erblickte er Lazarus ruhend in Abrahams Schoß, aber seine Hilferufe über die unüberschreitbare Kluft zwischen Himmel und Hölle erwiesen sich als vergeblich. Abraham sagte

ihm, es gäbe kein Mittel, ihm zu helfen und er solle bedenken, wie *du in deinem Leben dein Gutes empfangen hast, Lazarus ebenso das Schlechte. Jetzt wird er hier getröstet, du aber wirst gepeinigt.* Auch das ist Weltweisheit und ein trüber Ausblick für die Reichen. Um ihr Schicksal zu lindern, hat man die Bibelwissenschaft zu Hilfe gerufen und herausgefunden, daß das Nadelöhr, auf das Jesus anspielte, der Name eines der Tore Jerusalems war, das für ein Kamel gewiß ein wenig eng gewesen sei, besonders für ein schwer beladenes. So braucht man sich nicht allzuviel Sorgen zu machen. Jesu ernste Äußerungen über die bösen Aussichten der Reichen im Jenseits haben offenbar das Lockende des Reichtums hienieden nicht wesentlich gedämpft, dem man trotz Nadelöhr und Schicksal des Lazarus gierig nachjagt. Die Jünger dagegen nahmen offenbar Jesu Kommentar zu seiner Begegnung mit dem Begüterten wörtlich. Gibt es somit, fragen sie ihn, im Himmel keine Reichen? – eine Möglichkeit, der sie gewiß mit Gleichmut entgegensehen konnten. Rein menschlich gesehen, wäre das wohl der Fall, entgegnete ihnen Jesus, aber *Dinge, die für die Menschen unmöglich sind, sind bei Gott möglich.* Das ist der in all unsern Annahmen eingebaute Vorbehalt. Wir können nie ganz sicher sein, daß etwas unmöglich oder je nachdem möglich ist. Gott ist der himmlische Poker in unsern Karten.

Die Hauptsorge der Jünger galt nicht der Frage, ob der Reiche in den Himmel komme oder nicht, sondern betraf ihre eigenen Aussichten. Hier hielt es Jesus für gut, sie zu beruhigen. Wer immer, sagte er, sein Heim und seine Familie um des Reiches Gottes willen verließ, wird in dieser Welt mehr erhalten, als ihm gebührt, und im Jenseits das ewige Leben. Aber damit nicht zufrieden, nörgelten sie bei einer andern Gelegenheit weiter und fragten Jesus, wer von ihnen im Paradies zu seiner Rechten und Linken sitzen dürfe. Darauf ließ sich Jesus nicht ein, sondern erwiderte –

wahrscheinlich wieder einmal den Schalk im Auge – solche Entscheide über Platzzuweisungen im Himmel lägen bei Gott allein. Die Jünger waren oft streitsüchtig, neidisch und feige. Es ist erstaunlich, was Jesus aus ihnen gemacht hat. Fast als hätte er sich gesagt, die Gründung einer Weltreligion, einer Kirche und einer Kultur aus so armseligem Material würde Gott zur größeren Ehre gereichen. Nur selten verlor er mit ihnen die Geduld, so etwa als sie wegen eines Sturms, der auf dem galiläischen See ausgebrochen war, in ihrem Boot außer sich gerieten und ihn weckten, worauf er *Wind und Wellen zurechtwies und eine große Stille entstand*. Oder als er sie vor dem Sauerteig der Pharisäer und Sadduzäer warnte, und sie in ihrer Beschränktheit dachten, er spiele auf ihren mangelnden Brotvorrat an. Meistens aber war er ihnen gegenüber voll Liebe und Nachsicht, sogar wenn sie versagten. Man denke an die Szene, da die drei Jünger, die ihn zum Garten Gethsemani begleitet hatten, und während er betete, einschliefen statt, wie er es ihnen geboten hatte, zu wachen. Ich kann mir vorstellen, wie er sie ansah, da sie in der rührenden Erschlaffung schlummernd am Boden lagen (etwas, das mir aus Kasernenzeiten vertraut ist), mit offenem Mund, zurückgeworfenem Kopf, entspannten Gesichtern und Gliedern. So verletzlich und gebrechlich sahen sie aus: *Konntet ihr nicht eine Stunde mit mir wachen?* Nein, nicht einmal das. So schaute er sie an, wie Gott seine Geschöpfe durch alle Äonen hindurch angeschaut hat – nicht endende Enttäuschung inmitten unerschöpflicher Liebe.

Jesus scheint nie Geld auf sich getragen zu haben. Als er auf die Frage einging, ob man dem Kaiser Tribut zahlen dürfe, verlangte er eine Münze, doch wohl, weil er keine bei sich hatte. Ein andermal, als er und die Jünger in Kapharnaum waren und sich das Problem stellte, die Tempelsteuer zu zahlen, die alle über neunzehnjährigen Juden zu

entrichten hatten, gab Jesus Petrus den Auftrag, zum See hinunterzugehen und eine Leine auszuwerfen. Der erste Fisch, der anbiß, würde eine Münze im Maul haben, hinreichend, die Steuer für beide zu zahlen. Ein Steuereinnehmer des Tempels hatte sich offenbar mit der Fangfrage an Petrus herangemacht, ob sein Meister den jährlich für den Tempelunterhalt zu entrichtenden halben Schekel bezahlt hätte. Um möglichen Unannehmlichkeiten zu entgehen, antwortete Petrus zweifellos mit Ja. Später erklärte Jesus mit gespielter Feierlichkeit, daß er zu zahlen nicht verpflichtet sei; Gottes engere Familie, so betonte er, sollte nicht gezwungen sein, zum Unterhalt seines Hauses beizutragen. Das war für die Außenstehenden gemeint. Es war ein dürftiges Argument; der Auftrag an Petrus, die Steuer dennoch zu zahlen, indem er das Geld aus dem Maul eines Fisches holte, rundete die Geschichte auf schönste ab. In den Evangelien jedoch steht bezeichnenderweise kein Wort darüber, daß Petrus den Auftrag ausführte und mit seiner Leine zum See ging. Aber bis zum heutigen Tag zeigen einem die Fischer von Galiläa den betreffenden Fisch. Er ist klein, mit einem eigentümlich rostähnlichen Zeichen rings um das Maul. Als man mir einen solchen Fisch zeigte, fand ich es rührend, wie Weltliches und Wunderbares bezaubernd nah beieinander liegen, gleich wie Sinnlichkeit und Verehrung in der menschlichen Liebe.

Credo quia impossibile ist ein wundervolles Wort. Je unwahrscheinlicher ein Wunder, um so leichter ist es, daran zu glauben. Nur das Konkrete und Faktische fordert den Skeptizismus heraus. Verglichen mit einer so banalen Feststellung wie der, daß zwei mal zwei vier ist, oder daß «die Natur die Leere verabscheut», ist es ein wahrhaft köstliches Unterfangen, im Maul eines Fisches das nötige Geld für die Tempelsteuer zu suchen. In euphorischen Augenblicken reicht nur das Unmögliche aus. So wenden sich Liebende

instinktiv dem Wunderbaren zu, um ihr Gefühl auszudrücken. In ähnlicher Weise trieben in Zeitaltern des Glaubens Kirchenbauer ihre Türme kühn in den Himmel hinein. «Gebt mir einen Liebenden», sagt Augustin, «gebet mir einen Sehnsüchtigen, einen Hungrigen, einen, der weit weg in der Wüste dürstet und nach der Quelle des Ewigen seufzt. Gebt mir einen solchen, und er versteht, was ich meine.» Jesu Liebe zu den Menschen war es, die ihm seine Wunder ermöglichte, und es ist unsere Liebe zu ihm, die es uns möglich macht, an die Wunder zu glauben. Jesus verglich ein Saatkorn, einen winzigen Fleck auf seiner Handfläche mit dem Himmelreich. Wie lächerlich wirkt ein solcher Vergleich in den Augen eines, der nicht weiß, was ein Samenkorn ist und was aus ihm werden kann! Eigentlich gibt es nichts Wunderbareres im ganzen Weltall. Dieser winzige Fleck in die Erde gepflanzt, zerfällt dort. Gleich wie wir muß das Samenkorn sterben, damit es wiedergeboren wird. Dann treibt der Schößling, wird eine Getreideähre oder eine Blume, die prächtiger gekleidet ist als Salomo, wird sogar ein Baum, in dessen Ästen die Vögel des Himmels nisten. In seiner winzigen Gestalt enthält das Korn das ganze Wunderpotential der Schöpfung. So ist es nicht erstaunlich, daß Jesus es mit dem Himmelreich vergleicht. Kein noch so starkes Mikroskop, keine Computeranalyse der Samen, ihres Anbaus und ihrer Ertragskraft helfen uns, den Vergleich begreifen. Aber auf den Knien, voll der Torheit der Liebe und voll der Sehnsucht nach dem Licht, das Jesus in die Welt brachte, wird er uns klar.

Obwohl Jesus selber kein Geld besaß, standen Mittel zu seiner und seiner Jünger Verfügung, vermutlich von Wohlmeinenden gestiftet. Judas Iskariot verwaltete dieses Geld. Von Anfang an versicherte Jesus immer wieder, der Mammonsdiens sei mit dem Dienst Gottes unvereinbar, man müsse sich für das eine oder das andere entscheiden. Die

Liebe zum Geld schlägt den Menschen in Bann, denn *wo eure Schätze sind, da wird auch euer Herz sein*. Geld sollte man insgeheim verschenken, wobei die Linke nicht zu wissen braucht, was die Rechte tut. Jesus stellte das protzenhafte Almosengeben der Pharisäer in Gegensatz zum Scherflein der Witwe, das für sie soviel mehr bedeutete als die reichlichen Gaben der Pharisäer, weil es alles war, was sie besaß. Mit andern Worten, Geld hat keinen Wert an sich, sondern nur einen relativen. In diesem Sinn war das Scherflein der Witwe buchstäblich mehr als die ganze Freigebigkeit der Pharisäer. Das böse Schicksal der Reichen lag darin, daß sie an ihre Reichtümer glaubten, wie jener Mann, der seine Scheunen und Lagerhäuser mit dem Überfluß seiner Ernte füllte, und sich dann ruhig hinsetzen zu können meinte, um zu essen, zu trinken und fröhlich zu sein. Aber in der nämlichen Nacht wurde seine Seele von ihm gefordert. So sollen wir uns *keine Schätze auf Erden sammeln, wo Motte und Rost sie zerstören und wo Diebe einbrechen und stehlen*. Der einzige bleibende Schatz ist geistlich, wie die einzige vollkommene Freiheit der Dienst für Gott ist.

Alle diese Lehren sind durch die Jahrhunderte fromm weitergesagt und geglaubt worden. Nichtsdestoweniger bleibt die Liebe zum Geld, wie Paulus an Timotheus schreibt, *die Wurzel allen Übels; so manche, die sich hingaben, sind vom Glauben abgeirrt und haben sich selber viel Weh bereitet*. Es gibt keine verbürgten Fälle von Menschen, die durch das Geld glücklich wurden, und doch verfallen sie immer wieder seiner Lockung. Jesus wußte das und stellte es entsprechend in Rechnung. Einerseits erkannte er, daß der Mammon der Ungerechtigkeit im menschlichen Leben ein unausrottbarer Faktor ist, andererseits bereitete er den Weg für die große Liebe zur Armut, die Christen wie den heiligen Franz erfüllte, und für die überraschende Schönheit der

Entsagung, den phantastischen Reichtum des Entbehrens, das die ganze Fülle und Mannigfaltigkeit eines geistlichen Lebens offenbart, wenn es erst einmal vom abgestorbenen Holz, den unfruchtbaren Blüten und dem schmarotzenden Gewucher der Fleischlichkeit befreit ist. So haben Christen die Armut so eifrig gesucht wie Goldwäscher den goldhaltigen Sand. Und Keuschheit, die Freuden schenkt, die die des Fleisches im selben Maße übertreffen, wie Donnes Gedicht «Die Ekstase» «Fanny Hill»* übersteigt. Jesus hat uns nicht einfach aufgefordert, unsere Geldgier und Sinnenlust zu zügeln, sondern löste eine drängende Bewegung in der Gegenrichtung aus, nicht anders als die Lebenskraft, die im Wachstum der Bäume und Pflanzen und aller Vegetation wirkt und sich der Schwerkraft entgegenstemmt. Die eine Kraft drängt nach oben und in die Breite, die andere zieht abwärts. Auf Jesu Drängen hin sehnen wir uns, gesättigt, nach Enthaltbarkeit, und wenn wir im Irrgarten des Geschlechtlichen ersticken, nach Keuschheit. Nicht der Welt zu entfliehen, sondern die wahre Welt zu entdecken, ist Jesu Gebot. Haben wir sie einmal entdeckt und mit seinen Augen gesehen, erblicken wir bisher unerkannte Tiefen und Schönheiten, wie ein mit Leid überschattetes schönes Gesicht seinen verborgenen Reiz offenbart. Wenn ein Auge uns ärgert, sollen wir es ausreißen, nicht damit wir blind, sondern wahrhaft sehend werden. Wenn ein Glied uns ärgert, sollen wir es abschlagen, nicht um dadurch verkrüppelt, sondern heil zu werden. Er sei nicht gekommen, das Leben zu zerstören, sagt uns Jesus, sondern damit wir es reichlicher haben. Wenn uns aber Fülle soviel bedeutet wie Überfluß an den ungenießbaren Früchten des Wohlstands, wird dieses Wort schwer verständlich. Für meinen Teil aber kann ich nur sagen, daß ich nie wußte, was Freude wirklich

* Ein Schundroman (Anm. d. Ü.)

ist, bis ich es aufgab, nach dem Glück zu jagen. Mir lag nichts am Leben, bis ich bereit war, zu sterben. Diese beiden Entdeckungen verdanke ich Jesus.

So verblassen alle irdischen Freuden, selbst die vertrauten menschlicher Liebe, der Arbeit und der Freundschaft, angesichts dieser andern Freude, die Jesus vor allem in die Welt brachte, dieses Entrinnens in die wahre Wirklichkeit aus den Trugbildern des Wollens und der Begierden, wo alles seitenverkehrt ist und kopfsteht, alles Gute blaß und unbegehrt ist, das Böse dagegen voller Reiz und Leben, wo das Schöne ein müdes Gespenst ist, das Häßliche aber lebt und gedeiht. In Wirklichkeit gilt ja das Gegenteil: das Gute leuchtet in hellem Glanz, das Böse dagegen ist finster und übelriechend, und die Gegenwart ist sich nur deshalb selber genug, weil sie den Schnittpunkt einer horizontalen und vertikalen Unendlichkeit bildet. Im Licht heutiger Ansichten muß es erstaunlich scheinen, daß soviel Freude aus den offenbar harten Forderungen Christi erwachsen konnte, während die Rückkehr zur heidnischen Permissivität schreckliches Dunkel und Langeweile über die westliche Welt ausgebreitet hat. Hallt Skandinavien von glücklichem Lachen wider? Sind die bärtigen und oben-ohne-Kommunarden Kaliforniens in Heiterkeit gehüllt, aufgelegt zum Tanz durch die wilden Täler? Klingen die Universitätsgelände wider von frohen Liedern und funkelnden Gesprächen? Kaum. Das ist etwas, das ich erfahren habe, aber nicht erklären kann: daß die Welt auf das leuchtend Warme in allen Tönen, Formen und Farben wie nie zuvor verzichtet hat, während das himmelwärts blickende Auge den Schmelz des Fleisches, die Falten eines Gewands, die Blüte irdischer Schönheit so erfaßt, wie es kein erdwärts Schauender je zu fassen erhoffen kann; daß die Liebe, die keinen Gewinn sucht, wie die aufgehende Sonne erstrahlt und das All mit Wärme, Licht und Entzücken füllt.

Als Jesus bei Lazarus und Martha und Maria in Bethanien weilte, kurz vor dem letzten Passahfest in Jerusalem, ereignete sich ein Zwischenfall, der, wie Jesus voraussah, berühmt werden sollte, *wo immer auf Erden das Evangelium gepredigt* wird. Während Martha das Nachtmahl bereitete, *nahm Maria ein Pfund kostbaren Nardenöls, salbte die Füße Jesu und trocknete seine Füße mit ihren Haaren. Das Haus aber wurde vom Duft des Salböls erfüllt.* Als Judas, der Säckelmeister, das sah, protestierte er und bemerkte, man hätte das Salböl verkaufen können, der Erlös wäre beträchtlich gewesen und hätte unter die Armen verteilt werden können. Es ist keineswegs überraschend, daß sich der Schurke unter den Jüngern als derjenige gebärdet, der um das Wohl der andern am meisten besorgt ist. Schlechte Menschen neigen zum kollektiven Moralisieren, und die größten Schurken der Geschichte – zum Beispiel Napoleon, Stalin und Hitler – meinen in der Regel, sie seien die größten Wohltäter der Menschheit, während Terroristen wie Torquemada, Dzerzhinsky und Himmler sich scheinheilig als Reiner und nicht als Zerstörer gebärden. Die Haltung des Judas, als Maria das teure Salböl an Jesus verschwendete, ist genau die der Menschen von heute, die den Boden, auf dem die Kirchen in Großstädten stehen, sich aneignen möchten, und verkünden, man sollte die Schätze des Vatikans verkaufen und den Erlös an die Armen verteilen. Wenn die Kirchenerbauer und die Sammler der vatikanischen Schätze derselben Meinung gewesen wären, hätte es weder kirchliche Grundstücke noch Kunstschatze je gegeben, die man hätte verkaufen können. Wir müssen also dankbar sein, daß ihre Haltung derjenigen Jesu mehr glich als der Ansicht seines Verräters.

Jesus wies die Kritik des Judas mit einem seiner Scherze zurück. Maria, sagte er, sei mit ihrer Salbung lediglich ein wenig voreilig gewesen und hätte sein Begräbnis vorwegge-

nommen. Wie sich herausstellte, war sie nicht sonderlich voreilig, höchstens um ein paar Tage. Bei der Zurückweisung der Kritik an der Salbung mit dem kostbaren Öl tat Jesus einen Ausspruch über die Armen – *Arme habt ihr allezeit bei euch, doch mich habt ihr nicht immer* – deren Implikationen einige aus seiner Gefolgschaft im 20. Jahrhundert als schwerverdaulich empfinden. Wie im andern Fall – *selig sind die Armen* – sind verschiedentlich wenig überzeugende Versuche unternommen worden, das Wort entsprechend heutiger Anschauungen zurechtzubiegen. Auf jeden Fall hat die Geschichte Jesus recht gegeben. Die Armen *sind* immer noch unter uns und werden es wahrscheinlich immer bleiben, sogar in wachsender Zahl, gerade wenn man die Welt von heute als Ganzes nimmt. Wiederum erweist sich Jesus als Realist, und wer an ein irdisches Paradies glaubte, sieht sich getäuscht.

Es gibt zwei weitere Versionen des Berichtes über die Salbung. Das Markusevangelium verlegt das Ereignis ebenfalls nach Bethanien, aber in das Haus eines Mannes, der Simon der Aussätzigte hieß, und wo die Salbe über das Haupt Jesu ausgegossen wird, nicht über seine Füße. Dies geschieht durch eine ungenannte Frau, die auftaucht, während sie beim Essen sind. In der dritten Version, der bei Lukas, wird der Ort nicht genannt, und der Gastgeber Jesu ist ein Pharisäer, der ihn zum Essen eingeladen hatte. Eine stadtbekannt Dirne hatte vernommen, Jesus würde im Haus des Pharisäers zu Tische sein. Sie begibt sich dahin, nachdem sie für einen erheblichen Preis *ein Alabastergefäß mit Salböl* gekauft hat. Sie trat von rückwärts an *seine Füße heran und begann mit ihren Tränen seine Füße zu benetzen und trocknete sie mit den Haaren ihres Hauptes, sie küßte seine Füße und salbte sie mit dem Salböl*. Der Pharisäer, der Jesus in sein Haus einlud, tat es wahrscheinlich eher aus Neugier als aus dem echten Wunsch zu erfahren, was Jesus zu sagen hatte, und da er bemerkte, mit

welchem Wohlgefallen sein Gast die Dienste der Frau annahm, dachte er bei sich: *Wenn der ein Prophet wäre, würde er wissen, wer und was das für eine Frau ist, die ihn berührt, sie ist ja eine Sünderin* – übrigens eine merkwürdige Vorstellung von prophetischer Einsicht. Wie immer in solchen Fällen wußte Jesus, was Simon dachte, und stellte ihm die Frage: Wenn jemand zwei Schulden erläßt, eine von fünfhundert Denaren, die andere von fünfzig, welcher der Schuldner wäre ihm dann am meisten zu Dank verpflichtet? Der Pharisäer erwiderte, dies sei wohl der erste. Wohl getroffen. Nun begann Jesus mit der Anwendung des Gleichnisses: als er Simons Haus betreten habe, hätte ihm niemand Wasser für seine Füße gereicht. Diese Frau aber benetze seine Füße mit ihren Tränen und trockne sie mit ihren Haaren. Niemand hätte ihn geküßt, sie aber küsse unaufhörlich seine Füße. Niemand hätte ihm das Haupt mit Öl gesalbt, diese Frau aber salbe seine Füße mit kostbarem Öl. *Deshalb sage ich dir: Ihre vielen Sünden sind vergeben, weil sie viel geliebt hat; wem aber wenig vergeben wird, der liebt wenig.* So verband Jesus einen feinen Vorwurf an seinen Gastgeber, der es beim Empfang an Aufmerksamkeit hatte mangeln lassen, mit guten Worten für die Frau, deren Sünden, wie er sagte, nun vergeben sind: *Dein Glaube hat dich gerettet, sprach er zu ihr, geh hin in Frieden.*

Man hat öfter versucht, diese Frau mit Maria Magdalena zu identifizieren, aus der Jesus, wie uns berichtet wird, sieben Teufel ausgetrieben hat. Doch wissen wir von ihr nur, daß sie zu einer kleinen Gruppe von Frauen gehörte – Johanna, die Frau des Chusa, eines Verwalters des Herodes, und eine gewisse Susanna werden ebenfalls erwähnt –, die Jesus folgten und für seine und seiner Jünger Bedürfnisse sorgten und zu deren Lebensunterhalt beitrugen. Im Lauf der Jahrhunderte ist sie allmählich von einer Büsserin zu einer Heldin verwandelt worden, bis sie im 19. Jahrhundert

zum Prototyp der guten Dirne wurde, einer Gestalt, die zweitklassigen Schriftstellern wie Maupassant, Wilde und Alexandre Dumas *filis* ans Herz gewachsen ist. Sie bestärkten sich dabei zu Unrecht mit dem Gedanken, daß wenn Jesus eine Hure teuer war, die Unterstützung von Hurenhäusern ihrer und ihrer Leser Tugend dienlich sein müsse. Jesu Bemerkung, *daß sie viel geliebt hat*, wird dann eher mit ihren Gefühlen ihren Kunden gegenüber in Beziehung gesetzt als mit denen, die sie für Jesus hegte, der von ihrer Lebensweise, ihrem Gewerbe und Umgang so weit entfernt war, daß sie sich unwiderstehlich von ihm angezogen fühlte. Und da sie ihm etwas bringen wollte, das sehr kostbar war, kaufte sie das teure Salböl, mit der Absicht, es über sein Haupt auszugießen. Als sie aber vor ihm stand, konnte sie nur zu seinen Füßen niedersinken und diese salben, sie mit Tränen der Reue netzend und mit ihren Haaren trocknend, in einer Gebärde echter Selbstübergabe.

Die sentimentale Vorstellung der Dirne, wie sie in «Boule de Suif» und in «La Dame aux Camélias» vorkommt, gehört der Phantasie an; wirkliche Huren sind oft nett und gütig, wie sie auch faul und habgierig sind. Aber wie es im Wesen ihrer Tätigkeit liegt, sind sie ohne Liebe und ohne Sinnlichkeit. In derselben Art wie Grubenpferde blind und alte Boxkämpfer hirngeschädigt sind. Was Jesus den Magdalenen geben konnte, war das Liebes- und Empfindungsvermögen, was notwendig voraussetzte, daß sie aufhörten, Huren zu sein. Maria von Magdala war für dieses unvergleichliche Geschenk so dankbar, daß sie sich Jesus anschloß; wir finden sie in der Gruppe von Frauen wieder, die der Kreuzigung *von ferne zuschauten* und die mithalfen, Jesu Leichnam für die Bestattung herzurichten, indem sie ihn mit duftenden Gewürzölen salbten – für sie war dies das zweitemal, doch wie anders war der Anlaß! Und wie anders war sie selber! Es wird uns berichtet, daß Maria

nach der Kreuzigung frühmorgens, als es noch dunkel war, zum Grab ging und es leer fand. Sie war auch die erste, die den auferstandenen Herrn sah, den sie für den Gärtner hielt – eine besondere Auszeichnung für einen ehrenwerten Beruf.

Daß Jesus menschliche Liebe in all ihren Ausprägungen, einschließlich der sexuellen, verstand, können wir nicht bezweifeln; er wäre sonst kein Mensch gewesen. Ebenso gewiß war er eine in jeder Beziehung anziehende Persönlichkeit, vielleicht vor allem für Frauen. Die heutige Schlußfolgerung daraus wäre: entweder habe er geschlechtlichen Umgang mit Frauen gehabt oder sei inhibiert gewesen, und deshalb verkrampft in seinem Verhältnis zu ihnen. Hier liegt allen voran D. H. Lawrence mit seinem Buch «The Man Who Died», das bezeichnenderweise zur selben Zeit entstand, als er «Lady Chatterley's Lover» schrieb und immerfort überarbeitete, und selber krank und impotent war. Die Fabel, soweit man sie entwirren kann, ist folgende: Jesus kommt nach der Kreuzigung im Grab wieder zu sich, hinkt davon, begegnet Maria Magdalena und erklärt ihr, sein Ziel sei hinfort nicht mehr, die Welt zu retten, sondern nur noch für sich selber Erfüllung in der Welt zu finden. Sie ist traurig, ihn so verändert zu sehen, nicht mehr als den «jungen, flammenden, unkörperlichen Begeisterer ihrer Seele», dem sie ihr Herz geschenkt hatte. Auch er fühlt sich ihr entfremdet; eine junge Isispriesterin gefällt ihm besser und wird durch ihn schwanger – meines Wissens die einzige Schwangerschaft in Lawrences gesamtem *Oeuvre*, wo es zwar viel Geschlechtsverkehr gibt, aber keinerlei Geburten. Nach einer gewissen Zeit trennen sich auch diese beiden. Ein lächerlicheres, bodenloseres Mißverständnis des neutestamentlichen Berichts – dessen ganzer Sinn ja darin besteht, daß Jesus der Mann ist, der lebt – ist kaum vorstellbar. Man kann nur sagen, was Dr. Johnson

von «Cymbeline» sagt: «Auf die Torheit der Fabel einzugehen, hieße Kritik an haltlose Idiotie verschwenden.»

Weder unterschätzte Jesus unsere menschliche Fleischlichkeit, noch befürwortete er, daß wir uns ihr ergeben. Als die Sadduzäer die unwahrscheinliche Geschichte von den sieben Brüdern vortrugen, die einer nach dem andern starben und, entsprechend dem mosaischen Gesetz, dem jeweils nächsten Bruder die gleiche kinderlose Frau weitergaben, und Jesus darauf fragten, wem diese dann wohl etwas ramponierte Dame am Jüngsten Tag gehören werde, da wies sie Jesus mit den Worten zurecht: *Die von den Toten auferstehen, heiraten nicht und werden nicht zur Ehe genommen, sondern sind wie die Engel im Himmel.* Anders gesagt, die Fleischlichkeit gehört der Zeit an und hat in der Ewigkeit keinen Platz. Doch auch hier auf Erden gibt es Menschen, die aus bestimmten Gründen die Fleischlichkeit zu meiden haben, *denn es gibt Verschnittene, die vom Mutterleib an so geboren sind, und es gibt Verschnittene, die von den Menschen verschnitten wurden, und es gibt Verschnittene, die sich selbst verschnitten haben um des Himmelreiches willen.* Ohne Zweifel betrachtete sich Jesus als zur dritten Gruppe gehörig und begeisterte damit zahllose andere, in religiösen Orden oder auf andere Weise ein Leben der Selbstverleugnung auf sich zu nehmen. Wenn ich bedenke, was alles von diesen hingeweihten Männern und Frauen vollbracht worden ist, die wie Jesus sich um des Himmelreiches willen zu Verschnittenen gemacht haben, angefangen von den wundervollen illuminierten Missalen und Stundenbüchern, bis hin zu den unzählbaren guten Werken der Pflege von geistig und körperlich Behinderten, der Gelehrsamkeit, der Schulen und Hospitäler, den Werken der bildenden Kunst, der Literatur und der mystischen Einsicht, ganz abgesehen von ihren Gebeten und Meditationen, die eine Welt der Selbstsucht und der Fleischlichkeit veredelt und erleuchtet haben – wenn

ich das alles bedenke und dazu auch meine eigenen schwachen Bemühungen, einen ähnlichen Weg zu gehen, und wie unvergleichlich reicher, glücklicher und schöpferischer dadurch das Leben auch nur in meinem eigenen kleinen Ausmaß geworden ist, dann wundere ich mich, daß die heutige Ansicht, Selbstverleugnung sei krankhaft, nutzlos, und pervers, auch nur für einen Augenblick in Erwägung gezogen werden kann. Jedenfalls steht außer Frage, wo Jesus selber stand: *Der Geist ist's, der lebendig macht, das Fleisch nützt nichts*, betonte er, und obwohl seine Worte verdreht werden können und oft verdreht worden sind, bis zum Gegenteil dessen, was sie meinen, gelten sie immer noch und werden ewig gelten.

Jesus scheute, auch als er noch nicht berühmt geworden war, große Menschenhaufen und mied sie wenn möglich. Alles, was im Christlichen bedeutsam ist, ereignet sich zwischen einzelnen, wie auch die Seele ihrem Schöpfer als einzelne gegenübersteht; Kollektive sind des Teufels und erliegen so leicht seiner Überredungskunst. Der Teufel ist ein Demagoge, der mit Schlagworten um sich wirft. Jesus ging es und geht es noch immer um die einzelnen Seelen, um das Lebendige Wort. Was er uns schenkt, ist Wahrheit, getragen auf Flügeln der Liebe, und keineswegs Schlagworte, die mit Machtmitteln eingepfht werden. Man begreift leicht, weshalb seine Heilungswunder die Menschen anzogen und ihre Aufmerksamkeit fesselten. Was aber machten sie aus seinen Worten? Haben sie diese auf ihr eigenes Leben bezogen, haben sie versucht, reinen Herzens zu sein, um Gott zu schauen? Auf das Sammeln irdischer Schätze zu verzichten und auf Unrecht und Schmähung ohne Rachsucht zu antworten? Oder meinten sie, soweit sie überhaupt über die Dinge nachdachten, Jesus verkünde ein lächerlich abseitiges Ideal, damit sie ein kleines bißchen menschlicher, ein kleines bißchen liebender und reineren Herzens würden,

als sie es sonst waren? Das ist wohl die vorherrschende Meinung unter den meisten Christen gewesen, die dazu neigen, die Liebe zu ihren Feinden auf dem Schlachtfeld auszutragen oder andere zu ermutigen, diesen Feinden aufzulauern und sie umzubringen, und dabei nicht im mindesten das Gefühl hatten, gegen Jesu Lehre zu verstoßen. Überblicken wir den Schauplatz menschlichen Tuns, so hält es schwer, der Schlußfolgerung zu widerstehen, daß Habsucht, Eitelkeit, Fleischeslust und Aggression zu allen Zeiten, zumindest in ihren kollektiven Äußerungen, zu stark gewesen sind, als daß sie durch die Dynamik der Liebe Jesu umgebogen zu werden vermochten. So befinden sich seine Anhänger in der gleichen Lage wie die Pharisäer, die er so zornig schalt, daß *sie sagen und nicht tun* – das schlimmste aller Vergehen.

Wenn es nach menschlichem Ermessen absurd erscheint, zu erwarten, daß Menschen, die geschlagen werden, die andere Wange hinhalten, ihre Feinde lieben und denen Gutes tun, die sie hassen, so heißt das nicht, daß Jesu Seligkeiten nichts als fromme Anmutungen sind – Visionen himmlischer, auf Erden unerreichbarer Tugend. Man denke an Verliebte; er oder sie können sich die wildesten Vorstellungen über das vor ihnen liegende Glück machen, den geliebten Menschen weit schöner, ritterlicher, rücksichtsvoller, zärtlicher und überhaupt bewundernswerter sehen, als er es je sein wird, und sich ihr gemeinsames Leben als beständigeres und fruchtbareres Glück ausmalen, als es dies praktisch je sein kann. Doch am Ende der Tage werden sie, falls sie durchgehalten haben, zurückblicken und einsehen, wie durch das einander zugefügte Leid, die Launen, Wutanfälle und Eifersüchteleien ihre ersten Träume einer dauernden Liebe – wie auf Keats Griechischer Urne für immer warm und innig und zu neuer Freude – erfüllt worden sind, wenn auch nicht in der erwarteten Weise. Die «Lieder der Un-

schuld» hallen wider in den «Liedern der Erfahrung», und die Hoffnung ist erst dann unwiederbringlich dahin, wenn die Zeit Blüten und Samen zugleich einfordert. So steht es auch mit den Seligkeiten Jesu: sowenig die Welt eine Griechische Urne ist, sowenig werden die Feinde geliebt und Beleidigungen mit Güte vergolten. Und trotzdem stirbt die Liebe nicht, und Jesu Seligkeiten, bloß schon weil er sie ausgesprochen hat, haben unser menschliches Dasein über alles Maß bereichert, haben eine Hefe der Liebe in den schweren Teig menschlicher Habsucht, menschlicher Bosheit und menschlicher Willkür gemischt, so daß er wunderbar aufgehen kann. Wie unsäglich staunenswert ist es doch, daß vor so langer Zeit diese Worte ausgesprochen wurden! Wie viele Gemüter wurden durch sie aufgerichtet, wie viele Herzen erleichtert, Seelen in Brand gesetzt, die sonst am Trog der Welt ihr Genüge und an ihrem Spülicht all ihre Nahrung gefunden hätten.

Jesus faßte seine ganze Lehre in zwei große Forderungen zusammen, die dem Christentum gleichsam seine geistige und moralische Achse gegeben haben. Das erste und größte Gebot, sagte er, lautet: *Du sollst Gott deinen Herrn lieben mit deinem ganzen Herzen und deiner ganzen Seele und mit deiner ganzen Vernunft*, und das zweite ist diesem gleich: *Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst*. Er betonte, an diesen zwei Geboten hängen *das ganze Gesetz und die Propheten*. Er stellt sie so dar, daß man sieht: sie bedingen sich gegenseitig. Lieben wir Gott nicht, so können wir auch unsern Nächsten nicht lieben, und entsprechend: lieben wir unsern Nächsten nicht, so können wir auch Gott nicht lieben. Wieder einmal geht es um das Gleichgewicht: das Christentum ist ein System ausgewogener Verpflichtungen – Gott und dem Cäsar gegenüber, dem Fleisch und dem Geist, Gott und dem Nächsten und so fort. Glücklicher Mensch, dem dies Gleichgewicht gelingt: seiner Verstörung

ist das meiste unseres Elends und Unglücks zuzuschreiben, sowohl des persönlichen wie des kollektiven.

Es gab Zeiten, da die Verpflichtungen Gott gegenüber überzogen wurden, und so mußte das Gleichgewicht zugunsten des Nächsten wiederhergestellt werden. Simeon der Stylit auf seiner Säule hat Gott ganz gewiß geliebt, und er hätte zweifellos auch den Anspruch erhoben, seinen Nächsten zu lieben; nur war er dort oben auf seiner Säule zu weit von ihm entfernt, als daß diese Liebe sich wirksam hätte ausdrücken können. Vielleicht hat Gibbon recht, wenn er vom hl. Simeon schreibt, daß «so ein freigewähltes Martyrium das Empfinden sowohl des Geistes wie des Leibes allmählich zerstören mußte; wie ja auch bei Fanatikern, die sich selber quälen, nicht vorausgesetzt werden kann, daß sie für die übrige Menschheit eine lebendige Zuneigung empfinden.» Hätte der hl. Franz von Assisi, der es, soweit dies möglich ist, zu einem vollendeten Gleichgewicht zwischen Gottes- und Nächstenliebe gebracht hat, damals gelebt, er würde jenen sicherlich von seiner Säule heruntergerufen haben, nicht um Gott weniger, sondern um seine Mitmenschen mehr zu lieben, im Gefolge des hl. Franz und seiner Brüder auf den turbulenten Straßen und Gassen im Gedränge der Welt.

Heutzutage hat sich das Gewicht schwerlastend auf die andere Seite gesenkt, in Richtung auf die Liebe zum Nächsten, wobei Gott vergessen oder übersehen wird. Simeon ist von seiner Säule herabgestiegen und ist zum Genossen Simeon geworden, oder zum Geheimrat oder Senator Simeon, oder ganz einfach zu Sim, und Gott ist nichts weiter mehr als ein konstitutionell gewählter Präsident, dem gewisse zeremonielle Verpflichtungen überbunden sind und der jährlich eine Thronrede von sich zu geben hat. Seiner mystischen Würde beraubt, gleicht Gott nicht mehr dem «Morgenlicht aus der Höhe», sondern eher einem jener

skandinavischen Monarchen, die verloren durch die Straßen Stockholms oder Kopenhagens radeln; die im entsprechenden Dialekt angeredet und mit entsprechender Musik bedacht werden. Der Gottesdienst wird zur Unterrichtsstunde, das Gotteshaus zur Kaffeebar; das Wort, das gekommen war, voll Gnade und Wahrheit unter uns zu wohnen, wird zu einem Volks-Logos umfunktioniert. Man sehe sich bloß gewisse Jesuiten an, wie sie bei jeder Gelegenheit ihre *Shaloms* austeilten, und dabei ihrem vollen Glas noch einen Spritzer Whisky hinzufügen, und diese pfeife-rauchenden anglikanischen Pfarrer mit Lederflicken an ihren Soutanen, bereit, in ihrer Liturgie jedem Wunsch zu entsprechen und ihre Ethik nach der jeweiligen Situation einzurichten, diese Mädchen in ihren Miniröcken, die mit ihren Mondkalbsgesichtern aus einem Dickicht von Haaren gucken, nur darauf erpicht, endlich nach Bangladesch zu kommen oder nach Katmandu zu den Ausgeflippten. Gute Nächste sind sie allesamt, aber was Gott angeht – da muß sich jeder seinen eigenen Vers drauf machen. Die Wahrheit ist, daß das Natürliche ohne den bereichernden Zustrom des Übernatürlichen allzu banal ist, um viel Bedeutung zu haben. Gott allein kann aus dem Nächsten einen Bruder machen – vielleicht war es das, was Paulus meinte, als er schrieb: *Und wenn ich all meine Habe zur Speise für die Armen austei-le . . . doch die Liebe nicht habe, nützt es mir nichts.*

Was heißt eigentlich Gott lieben? Wir können die Welt lieben, die er schuf, und das All, das sie umgibt. Wir können alle seine Geschöpfe lieben, auch den Menschen, der sich als den Herrn der Schöpfung betrachtet. Wir können unsere Liebe den winzigsten Lebewesen zuwenden, einem Floh etwa oder einer Motte, einem Atom oder dem Teil eines Atoms. Wir können sie ausdehnen, bis sie die gewaltigen Ewigkeiten des Raumes umfaßt. Wir können auf Leinwand Gemaltes lieben, reife Früchte im Baumgeäst, sin-

gende Stimmen, ragendes Mauerwerk, auch die Feinheit und den Prunk von Worten, den Sonnenaufgang am Morgen und ihren Untergang am Abend, das graue, stille Zwielicht bei Tagesanbruch und die goldene, murmelnde Abenddämmerung. Auch einen Leib oder einen Geist bei seiner Arbeit, um die Lösung einer Aufgabe bemüht, und dann die süße Entspannung, wenn das getan ist, und man sich reckt in einem Sessel, ißt und dann schlafen geht, ausgestreckt auf dem Bett die schweigende Nacht hindurch, um gähmend und sich kratzend zu einem neuen Tag aufzuwachen. All dies können wir lieben als mit Gott zusammenhängend; aber das ist noch keine Gottesliebe.

Wir können auch die göttlichen Werke des Menschen lieben. Die göttlichen Worte, die er auszusprechen sucht – und wie schwer wird ihm das! – die Wolke des Nichtwissens, in die er sich vorwagt, die Melodien, die er erschafft, die Abgründe, die er auszuloten sucht, und das Lachen, das er in sich birgt – «Dieser Trottel, das Lachen . . . ein Drang – der meinen Zielen widersteht», wie König Johann bei Shakespeare es ausdrückt und damit für die Machtbesessenen aller Zeiten, Situationen und Orte spricht, während es für heilere Geister geradewegs aus dem Himmel ertönt, lauter dann, wenn die Himmelsporten sich öffnen, leiser und verklingend, wenn sie wieder zuschlagen. All die mannigfachen und weitverzweigten Werke der Menschen – was er baut, was er verstehen lernt, seine Forschungen im Sichtbaren und Unsichtbaren, mikroskopische und universale, oder ins Geheimnis und Verborgene vordringend, seine Autobahnen, Unterführungen und Brücken, seine Tatsachen, die nur Phantasien sind und seine Phantasien, die Tatsachen sind: das ganze weite Feld seines Suchens und seiner Wißbegier über sich selbst und seine Umwelt, die dunkle Verzweiflung, die ihn überkommt, und die Augenblicke seines Jubels, wenn der Kerker der Definitionen aufspringt, und

er frei wird, ohne Worte zu reden und ohne Dasein zu sein: Dies alles kann man lieben als von Gott ausgehend, aber nicht einmal das ist Gott.

Und fernerhin gibt es des Menschen persönliche und private Formen der Liebe, die alle, als zur Liebe gehörend, in verschiedenen Graden teilhaben an Gottes Liebe, so daß selbst die Fleischlichkeit, einmal ausgebrannt, eine Asche zurückläßt, die, sich verstreugend, bereichert. Mit seinem Fleisch und aus seinem Fleisch erzeugt der Mensch neues Fleisch; fügt seinen Leib einem andern hinzu und macht daraus einen dritten, der beide umfaßt und so ineinandermischt, daß das neue Geschöpf mit jeder kleinen Gebärde, Regung, Eigentümlichkeit der Rede und Art auf beide hinweist. Wie schön ist es, im Alter an einem neugeborenen Enkel einen Zug zu entdecken, der uns aus längst vergangener Zeit seines Liebreizes wegen in Erinnerung geblieben ist, und nun wie das Echo fernen Glücks wieder aufklingt, um alte Leidenschaft und frisches Leben in einer fortdauernden und nicht endenden Kette zusammenzubinden; ein grüner Schößling, der aus einem alten hohlen Baum sprießt! Ist nicht dies die Dauer des Lebens, die Kette, die sich vom ersten bis zum letzten Tag erstreckt, etwas Göttliches, das man lieben soll? Ganz gewiß, doch es ist immer noch nicht Gott.

Wie sollen wir aber Gott selbst, den wahren Gott vom wahren Gott, finden und lieben? Und dies nicht als philosophisches Prinzip, als erste Ursache oder kategorischer Imperativ. Selbst wenn wir solche Abstraktionen verstehen, ja schätzen lernen, wir sind nicht mit der Fähigkeit geschaffen, sie zu *lieben*. Und weniger noch sind wir fähig, einen Gott zu lieben, wie die Naturwissenschaft ihn zu fassen vermag. Jene Schädel, die an irgendeinem fernen Berghang Kenjas ausgegraben, feierlich etikettiert und in Museen ausgestellt werden, mit dem Vermerk, sie seien viele Millionen

Jahre alt, die Vorboten des Menschen, mögen wohl ein anthropologisches Charisma besitzen, doch im menschlichen Sinn sind sie kaum liebenswert. Und so verhält es sich auch mit dem humanistischen Gott, der Lebenskraft, die triumphierend unsere Gattung Mensch vom Urschleim bis zur hohen Intelligenzquote und darüber hinaus getragen hat: es würde mich wundern, wenn eine solch staunenswerte Leistung in irgendeines Menschen Brust Gefühle erwecken würde, die man als Liebe bezeichnen kann. Schlichte Tatsache ist, daß Gott, um wahrhaft geliebt zu werden, Mensch werden mußte, ohne dabei aufzuhören, Gott zu sein. Somit ist es Jesus, der uns die Möglichkeit gibt, Gott durch ihn und in ihm zu lieben, und innerhalb desselben Aktes andere Menschen, unsere Nächsten in ihm und durch ihn zu lieben. So werden die beiden Gebote eins, gefeiert in einem Menschen – Jesus –, der stirbt, und geheiligt in einem Menschen – nochmals Jesus –, der weiterhin lebt.

So wie aus Jesu Leiden ein neues Verständnis der Gottesliebe erwuchs und eine neue Grundlage für Liebe unter den Menschen, so können wir aus unserem eigenen Leid die Herrlichkeit der göttlichen Liebe erfassen und dabei lernen, einander zu lieben. So vollzog sich die Vollendung der beiden Gebote auf Golgotha, das Kreuz ist zugleich ihr Bild und ihre Erfüllung. «Im Leiden selbst», schreibt Simone Weil, «leuchtet die Herrlichkeit des göttlichen Erbarmens auf; aus den Abgründen, aus dem Herzpunkt seiner untröstlichen Bitterkeit». Wir fühlen uns verlassen wie Jesus in den Stunden seines Kreuzes, aber wenn wir in unserer Liebe ausharren, kommen wir schließlich in Berührung mit etwas, das weder Freude noch Leid ist, mit etwas Notwendigem, Reinem, Wesentlichem; etwas jenseits der Sinne, das an beidem teilhat: an Freude und Leid. Dann, endlich, jubelnd, wissen wir, was es heißt, Gott zu lieben. Und wenn wir von dieser Liebe aus in unsere Umwelt schauen,

erblicken wir unsere Mitmenschen allesamt, Kranke und Heile, Schöne und Unscheinbare, Törichte und Kluge, Mongoloide und Schönheitsköniginnen, Idioten und Athleten, jede Art und Kategorie von Menschheit. Wir erblicken sie alle als Brüder und Schwestern, Mitglieder einer selben Familie, von Gottes Liebe gleichzeitig umfassen und aneinandergekettet, als wären sie seine Galeerensklaven, und diese Knechtschaft ist ihre vollendete Freiheit.

Um diese äußerste Vollendung herbeizuführen, schlugen Jesus und seine kleine Gefolgschaft den Weg nach Jerusalem ein, um ihr letztes Passah miteinander zu feiern. Sein Dienst war zu Ende, es blieb nichts mehr zu sagen noch zu tun – außer zu sterben. Er wußte genau, und die übrigen ahnten dunkel, daß sie sich dem Höhepunkt des Dramas näherten, in das sie einbezogen waren; wie Schlafwandler bewegten sie sich auf ein vorgezeichnetes Ende zu. Die Jünger hatten erst einen schwachen Protest gegen den Gang nach Jerusalem erhoben: *Rabbi, eben suchten dich die Juden zu steinigen, und du gehst wieder dorthin?* Jesus erwiderte, es gebe zwölf Stunden Tageslicht, in dem sie wandeln könnten, ohne zu straucheln. Wenn aber das Licht dieser Welt erlösche und die Nacht anbreche, würden sie straucheln, falls kein inneres Licht sie führe. Jesus besaß dieses innere Licht, und es erleuchtete ihnen den Weg nach Jerusalem, der Stadt, die Jesus als Jude verehrte und die er als abgewiesener Messias beklagte und tadelte. In der einzigen von ihm überlieferten persönlichen Klage rief er beim ersten Anblick der Stadt, die fern zwischen ihren Hügeln so seltsam prächtig entrückt lag, als ob sie in den Himmel entschwebte, mehr Vision als wirkliche Stadt, weinend aus: *Jerusalem! Jerusalem! Du tötest die Propheten und steinigst die, die zu dir gesandt sind. Wie oft habe ich deine Kinder sammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt, doch ihr habt nicht gewollt!*

III. DER MANN DER LEBT

Die Liebe ist eine Macht, die alle Dinge mitgeteilt werden läßt. Liebe also Jesus, dann ist alles, was er besitzt, dein. Durch seine Gottheit ist er Schöpfer und Schenker der Zeit. In seinem Menschsein ist er der wahre Hüter der Zeit. Und kraft seiner Gottheit und Menschheit ist er der gerechteste Richter, der über deren Nutzung Rechenschaft fordert. Binde dich unauflöslich an ihn, liebe ihn und glaube an ihn.

Die Wolke des Nichtwissens

Viele große Ereignisse sind durch kleine ausgelöst worden, aber wer konnte ahnen, daß die Ankunft von dreizehn Männern – von Jesus und seinen zwölf Jüngern – in Jerusalem zum Passahfest, ungefähr im Jahr 33 unserer Zeitrechnung, während Kaiser Tiberius regierte, eine völlig neue Wendung der Geschichte bewirken sollte? Waren die Dreizehn selbst sich der Tragweite dieses Ereignisses bewußt? Jesus sicher, zum mindesten was dessen geistige, wenn auch vielleicht nicht was dessen historische Bedeutung betrifft. Von Anfang an war ihm klar gewesen, daß das einzig mögliche Ende der irdischen Sendung, die Gott ihm anvertraut hatte, ein schmachlicher und öffentlicher Tod sein mußte. Dieser sollte sich jetzt ereignen, nicht bloß weil es so in den Weissagungen stand, die er erfüllen sollte, vielmehr um der Weissagungen selbst willen, die sonst bedeutungslos erschienen, und auch um seiner selbst willen, dessen Verweilen in der Welt sinnlos geworden wäre. Vor allem aber um Gottes willen, der bestimmt hatte, es sollte so sein. Also

war Jesu Tod, der auf dem Golgotha genannten Hügel, zwischen zwei Räubern, alle drei an Kreuze genagelt, fällig war, ein wesentlicher Teil seines Lebensdramas und als solcher ebenso unentrinnbar – und gleichzeitig entrinnbar – wie des Sokrates' Tod oder der Hamlets oder der Bonhoeffers. Dies gilt übrigens für jeden Tod, für den eines Fötus im Augenblick der Empfängnis wie für den eines kindisch gewordenen, rheumatischen und triefäugigen Hundertjährigen, den die humanen Todbringer in ihren weißen Kitteln, mit der einsatzbereiten Spritze die Runde machend, zufällig übersehen haben.

Jesus mußte sterben, und dennoch hätte er nicht auf diese Art und zu diesem Zeitpunkt sterben müssen. Die schiere Unvermeidlichkeit seines Todes machte die Möglichkeit seines Nichtsterbens nur desto aktueller. Deshalb seine Bitte, der Kelch möge an ihm vorübergehen, daher die abgründige Traurigkeit, die ihn im Garten von Gethsemani überkam, daher auch sein wilder Schrei am Kreuz mit der Frage, warum Gott ihn verlassen habe. Jeder zum Tod Verurteilte glaubt an die Möglichkeit einer Begnadigung im letzten Augenblick, und doch, wenn die Falltür sich öffnet, der Strick sich zuzieht, die Axt fällt, der Strom durch den elektrischen Stuhl rast, scheint auch dies vorherbestimmt. Ebenso glaubte im Krieg jeder Soldat, er werde überleben; doch wenn er getroffen ist, gurgelnd vorwärtsstürzt und Blut aus ihm sickert wie Milch aus einem überfütterten Säugling, weiß er, die Kugel hat ihr Ziel richtig erreicht. So ist es auch bei der großen Debatte: Bejaher und Verneiner, beide haben recht. Menschen werden in Ketten geboren und haben überall die Freiheit, das zu wählen, was unerbittlich beschlossen, und das zu beschließen, was unerbittlich gewählt ist.

So muß es auch mit Jesus gewesen sein; auch er stand in diesem Kreuzfeuer, war in dieser Zangenbewegung gefan-

gen. Einerseits war es ihm vorherbestimmt zu leiden und zu sterben, anderseits war er, wenn er wollte, frei, sein Leben auszuleben wie alle übrigen Menschen, mit höchstens einem verstohlenen Blick dann und wann über die Grenzen der Sterblichkeit hinaus. Er hätte die Tröstungen suchen können, die unser Erdenleben bietet: heiraten, Kinder und Kindeskindern haben, alt werden, und wenn das Auge schwächer wird, den Blick ruhen lassen auf vertrauten Szenen – auf dem See, den Fischerbooten, den fernen Bergen und näher, bei den wechselnden Winden und Schatten, all den vertrauten Düften und Farben. Dann, zur gegebenen Zeit sterben, umgeben und geleitet von liebevollen, vertrauten Gesichtern. Jesus *kann* nicht gewünscht haben, so jung und so schmachvoll zu sterben. Es kann ihm nicht gleichgültig gewesen sein, so früh Abschied zu nehmen von der Erde, er, der sie so zärtlich beschrieben hat – die Felder weiß und reif für die Ernte, den roten Himmel, voller Verheißung am Abend und so bedrohlich am Morgen, die Blumen, die herrlicher sind als Salomo, das Leid, das sich in Freude wendet, so wie *die Frau, die gebiert, traurig ist, weil ihre Stunde gekommen ist, wenn sie aber das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Bedrängnis vor Freude darüber, daß ein Mensch zur Welt gekommen ist*. Er kann nicht froh gewesen sein, sie so frühzeitig zu verlassen. Er, der die Menschen und ihre Art so genau kannte, sie so liebte, daß er in ihre Haut schlüpfen konnte, um ihnen die leibliche und seelische Gesundheit wiederzugeben: ihre blinden Augen berühren und sie sehend machen, ihren verwirrten Geist so besänftigen, daß dieser zur Ruhe kam, sie um sich her sammeln, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt, Brote und Fische vermehren und die Hungernden stillen, ja sie sogar aus dem Grab holen, alle zu sich rufen, die mühselig und beladen sind, um sie zu erquicken –: wie hätte er wünschen können, sie zu verlassen, wie Milton, der

seiner Erblindung entgensah, noch ehe die Hälfte seiner Tage in dieser trostlos weiten Welt um war?

Die Versuchung muß in Jesus aufgestiegen sein, die Weissagungen und ihre Herrlichkeiten links liegen zu lassen, aus dem mächtigen Drama, zu dessen Zentralgestalt Gott ihn erwählt hatte, auszubrechen, und sich wie andere auf die uns Menschen zugemessene Zeitspanne von siebzig Jahren einzurichten. Was seine Sendung angeht, so hätte er sie wohl kurzfristig abbrechen können, noch bevor er sich auf den letzten Weg begab, der nach Golgotha führte, sich wegwenden können von Jerusalem, um nach Galiläa heimzukehren und dort zu altern. All seine Träume vom Reich Gottes, das er einführen wollte, wären bald nur noch schwindende Erinnerung gewesen, er selber ein ortsbekannter «Sonderling», auf den man hingezeigt hätte: «Angeblich soll er als junger Mensch behauptet haben, der langersehnte Messias zu sein; er soll sogar Wunder gewirkt haben. Aber man weiß ja, wie das ist: wie solche Dinge übertrieben werden, je mehr man von ihnen redet. Vielleicht *hat* er tatsächlich ein paar sensationelle Heilungen zustandegebracht, obwohl ich nicht glauben kann, daß er wirklich Tote erweckt hat. Wahrscheinlich hat er ein paar Leute, die an nervösen Störungen litten, wieder in Ordnung zu bringen vermocht – das gibt es immer wieder mal. Es scheint, daß er damals eine beträchtliche Gefolgschaft hatte und dem Hohen Rat Sorgen machte, ja sogar den Statthalter – Pontius oder so ähnlich – beschäftigte. Nun, all das ist jetzt vorbei, er selber redet nicht mehr davon, sitzt einfach herum, wie alte Leute das tun, und wartet aufs Sterben. Manche meinen noch immer, er sei nicht ganz recht im Kopf, doch ist er ganz harmlos, obwohl, als die Messiasaffäre auf ihrem Höhepunkt war, seine Familie, äußerst besorgt, daran dachte, ihn internieren zu lassen.

Heute kümmert sich kein Mensch mehr darum. Verschrobene gibt's ja immer.»

Soweit kam es selbstverständlich nicht. Was für Wunschgedanken an ein Weiterleben auch in Jesus aufgestiegen sein mochten, sie konnten gegen den entgegengesetzten Drang nicht aufkommen, Gottes Willen zu tun: die größte Freude, die ein Mensch erleben kann, und bei Jesus, angesichts seines einzigartigen Verhältnisses zu Gott, seiner Sohnschaft, trifft dies erst recht zu. Was in aller Welt kann die Freude, Gottes Willen zu tun, übersteigen? Für Mystiker und Heilige ist es die höchste Ekstase, für uns andere Alltägliche ist es, wenn es geschieht, mehr als alles übrige ein Quell des Friedens und der Ruhe. Das gilt ja sogar für alle Tiere und Vögel, die mit ihrem Graben, Rennen, Fliegen, Tauchen, Niedertrampeln des dichtesten Urwalds, ihrem Schweben in höchsten Himmelshöhen, Hinabdringen in tiefste Meerestiefen ihrer Natur entsprechen und damit den ihnen eingeborenen Willen Gottes tun. Selbst die leblosen Dinge, Berg, Fels und Stein, erfüllen in ihrer ganzen Unbeweglichkeit durch den von ihnen gespendeten Schatten, was Gott von ihnen verlangt. Nicht anders die Bäume mit den Früchten, die sie tragen, mit dem Holz, das sie liefern, und ihren hingebreiteten Zweigen und Blättern, desgleichen die Pflanzen mit ihren Blüten und Düften und der Nahrung, die sie schenken. Sogar Zweifler und Unentschiedene, die zwischen Gott und seinen Geschöpfen schwanken und in einem selbstgeschaffenen Ödland wohnen, sumpfig und schlammig wie eine Flußmündung – selbst ihnen wird gelegentlich ein rascher Blick auf Gottes Absicht und ihren Anteil daran gewährt. Die Einsicht mag sie mit den Flügeln eines Vogels streifen oder beim Erklingen einer Musik oder ein paar aneinandergfügter Worte, vielleicht auch durch ein geliebtes Gesicht, so einmalig vertraut, daß es noch nach Jahrmillionen sich aus allen übrigen

Gesichtern abhebt und sogleich freudig erkannt wird. Doch wie und wann immer sich solches ereignet, ein Schluck dieses Lebenswassers bereitet allem Dürsten ein Ende, ein Bissen dieses Lebensbrottes, und es gibt keinen Hunger mehr.

Wenn solche gelegentlichen Einblicke in Gottes Absicht und unsern Anteil daran schon für uns so unvorstellbare, unüberbietbare Seligkeit bedeuten, wieviel mehr dann für Jesus, da er sich Jerusalem näherte und die Stadt erblickte, nicht eigentlich als das Ziel einer Reise, ja nicht einmal als das Ende seines kurzen Lebens, sondern als den Schauplatz einer großen Angst und zugleich einer großen Herrlichkeit, einer großen Finsternis und eines großen Lichts, eines trostlosen Endes und eines Aufgangs in Glorie! Für ihn, der von Gott erwählt war, das Opferlamm zu sein, nach des Täufers Wort: *das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünde der Welt*, erwählt, sich selber als Opfer darzubringen, nicht wie Isaak nur für einen einzelnen, seinen Vater Abraham, nicht nur für das eine auserwählte Volk, die Kinder Israels, sondern für die ganze Menschheit, immerfort –: was für ein wunderbares Schicksal! Ein wunderbares und zugleich erschreckendes, das entsprechend auch eine herbe, furchtbare Freude mit sich brachte. Solche Augenblicke sich durchsetzenden Schicksals sind niemals einfach. Selbst in den Hingebenen lösen sie eine Fülle verschiedener Gefühle aus: Stolz, Angst, Begeisterung, Demut, alle gegeneinander prallend. Auch für Jesus kann es nicht anders gewesen sein. Doch wird es in seinem Fall eine letzte Klarheit und Gewißheit gegeben haben, die ihm das Wort ermöglichte: *Nicht wie ich will, sondern wie du willst*, und es auch wirklich zu meinen. Diese Worte sagen zu können und sie in voller Wahrheit zu meinen, ist das Höchste, was wir je zu erreichen hoffen können. Dann sind wir wahrhaft aus der harten Kruste der Zeit ausgebrochen, atmen nicht mehr ihre schale Luft, sondern den frischen, belebenden Hauch der Ewig-

keit. Jesus vollbrachte diese totale Hingabe; doch sie auch nur zu erstreben und sich darum zu mühen gesellt uns den Engeln zu und fügt ihren triumphalen Gesängen ein paar schwankende Töne bei.

Bei den Jüngern lag die Sache ganz anders. Für sie bedeutete Jerusalem Gefahr, möglicherweise Enttäuschung. Man mußte mit der Verhaftung Jesu rechnen, und davon wären auch sie mitbetroffen. Noch immer finden sie ihn verwirrend. Wie konnten sie denn sicher sein, daß es mehr war als die Rede eines gestörten Geistes, wenn er ihnen sagte, er sei eins mit dem Vater, Teil der wahren Gottheit und die Engel wachten über ihn, wenn er die nah bevorstehenden letzten Tage verkündete, nach denen sie, auf zwölf Thronen sitzend, über die Stämme Israels richten sollten? Gäbe er uns doch nur ein Zeichen, so sagten sie zueinander, eine dramatische Offenbarung von Gottes Gegenwart! Das würde Klarheit schaffen. Aber es kam kein Zeichen. Jesus versicherte ihnen vielmehr, seine Lehre und seine Wunderheilungen genügten. Daß seine Unterweisung erhaben und seine Wunder eindrücklich waren, darin waren sie sich einig, aber unter den bedrohlichen Umständen ihrer Ankunft in Jerusalem genügte das eben doch nicht. Sie wünschten sich etwas, das sie mit Augen sehen, mit Ohren hören konnten – etwas wie die Verklärung, von der sie von den dort anwesenden Jüngern doch wohl irgendwie erfahren hatten. Wenn wir heute in den Evangelien von ihnen lesen, scheinen ihre Zweifel und ihr Zögern kleinmütig, ja erbärmlich. In der damaligen Lage waren sie begreiflich genug. Wie schön waren Jesu Aussagen! Daß er Licht in die Welt gebracht hat, damit niemand in der Finsternis wohnen muß; daß wer immer sein Leben liebt, es verlieren wird, und wer es in der Welt haßt, es behalten wird bis ins ewige Leben; daß er nicht gekommen ist, die Welt zu richten, sondern sie zu retten. Schöne Aussagen gewiß, für die

Jünger aber verwirrend, beunruhigend, ans Verschrobene grenzend. Und da diese Worte von einem stammten, der so arm und ungebildet war wie sie selbst, von einem, der verhöhnt und als verrückt angesehen wurde von Leuten, die sie als ihre Vorgesetzten zu betrachten erzogen waren – die Rabbis, die Pharisäer und Sadduzäer, die Schriftgelehrten –, wie konnten sie sicher sein, daß seine mitunter abenteuerlichen und extravaganten Behauptungen stimmten? Wo waren zum Beispiel die Engel, die Gott angeblich als seine Wächter bereitgestellt hatte? Wo die Wolken der Herrlichkeit, auf denen er reiten wollte? Wo die Seraphim und Cherubim zu seinen Diensten? Und vor allem, wo waren jene zwölf Throne? So stelle ich sie mir vor, wie sie sich gegenseitig befragten, ähnlich wie Sancho Pansa, wenn es seinem Ritter übel erging, und die Insel, über die Sancho herrschen sollte, schmerzlich weit entfernt schien.

Und Judas? Wie verhielt er sich? War er der Skeptischste gegenüber Jesu messianischem Anspruch und der damit verbundenen Macht, und deshalb um so bereiter, ein bezahlter Renegat zu werden? Oder war er der Einsichtigste, der mit der größten Gewißheit, daß Jesus in der Tat das war, was er für sich in Anspruch nahm: der menschengewordene Gott, und brachte dies ihn zur Überzeugung, daß Jesus unter allen Umständen verschwinden mußte? Der von ihm gewählte Weg legt das letztere nahe – er verriet Jesus an die Bande des Hohen Rates für eine lächerlich geringe Summe, dreißig Silberlinge, damals weniger als der Marktpreis für einen mittelmäßigen Sklaven. Und so auch die gewählte Art, Jesus zu bezeichnen – mit einem Kuß. Es hätte ja andere Mittel der Kennzeichnung genug gegeben, er hätte zum Beispiel auf Jesus zeigen und ein dämonisches *Ecce homo* aussprechen können. Ohne Zweifel war der Kuß ein Zeichen, daß Judas Jesus nicht verriet, weil er ihn haßte, sondern weil er ihn liebte. Er konnte denen, die ihn bezahlt

hatten, die dreißig Silberlinge wieder hinwerfen, und er tat es auch; den Kuß aber konnte er nicht so leicht loswerden. Der Kuß galt für immer, und weil er mit ihm nicht leben konnte, brachte er sich um. In den «Brüder Karamasow» läßt Dostojewski den wiedergekehrten Christus nach der Tirade des Großinquisitors dessen blutleere Lippen küssen, worauf dieser ihn wegschickt – «Geh, und komm nicht wieder . . . komm nie wieder, nie, nie . . .» – hinaus in die dunkeln Gassen der Stadt, aber der Kuß hört nicht auf, im Herzen des Großinquisitors zu glühen. Judas hat den Kuß gegeben, nicht empfangen; eine eisige Kälte und keine Glut blieb ihm davon im Herzen zurück und wurde zuletzt unerträglich.

Als sich die kleine Gesellschaft, Jesus und seine Jünger, Jerusalem näherte, wurden zwei von ihnen beauftragt, nach einem Dorf voranzugehen, das in der Ferne sichtbar war. Dort würden sie eine angebundene Eselin finden. Sie sollten das Tier losbinden und es Jesus bringen. Hätte jemand etwas einzuwenden, sollten sie ihm sagen, der Herr brauche das Tier, und die Sache würde in Ordnung sein. Alles geschah, so wird uns berichtet, genau wie vorausgesagt; der Esel fand sich, seinem Eigentümer teilte man mit, er würde benötigt, worauf sie das Tier ohne Schwierigkeit wegführen konnten. Auf diesem Esel ritt Jesus in Jerusalem ein und erfüllte damit die Worte des Propheten Sacharja: *Siehe, dein König kommt, . . . sanftmütig und reitend auf einem Eselsfüllen.*

Nach dem Bericht der Evangelien war es ein wahrhaft triumphaler Einzug. Begeisterte Zuschauer rissen sich die Kleider vom Leib und legten sie anstelle einer Schabracke auf den Esel, andere *breiteten ihre Kleider auf den Weg* und schnitten grüne Zweige von den Bäumen, um damit zu winken oder sie auf Jesu Weg zu streuen. Manche eilten voraus, andere folgten, und jedermann rief: *Hosanna dem*

Sohn Davids! Gepriesen, der da kommt im Namen des Herrn! Hosanna in der Höhe! So wie der Anlaß beschrieben wird, war es ein Empfang, wie man ihn einem populären Demagogen oder nationalen Führer zu bereiten pflegt, einem Gandhi oder Castro – in diesem Fall einem Barrabas. Verhielte es sich tatsächlich so, daß Jesus es nicht bloß duldete, der Held des Tages zu sein, er vielmehr das Ganze selbst inszeniert hätte, dann stünde, was hier geschah, völlig außerhalb seiner übrigen Sendung. Jedesmal, wenn bisher etwas derartiges drohte, war er peinlich darauf bedacht, es zu verhindern oder sich zu entziehen, indem er einfach wegging. Offensichtlich sind sich auch die Verfasser der Evangelien hier einer Schwierigkeit bewußt und bringen neben Jesus, als einen weiteren Anziehungspunkt für die Leute, Lazarus mit ins Spiel, der nach seiner Erweckung von den Toten Gegenstand großer öffentlicher Neugier geworden war. Es wird auch angedeutet, Jesus sei im Augenblick vom Volk als der langerwartete Messias begrüßt worden, so daß er, umso mehr als er der Schrift gemäß auf einem Esel ritt, für einmal eines begeisterten Empfangs in Jerusalem sicher sein konnte. Aber selbst auf einem Esel reitend entsprach Jesus kaum der jüdischen Vorstellung vom Erscheinen des Messias, der als mächtiger König die Feinde und Unterdrücker der Kinder Israels überwältigen sollte, um dann über die gesamte Welt zu herrschen.

Wäre es also nicht möglich, daß die Jubelrufe, das Hinbreiten der Kleider auf Jesu Weg und das Schwingen der Palmzweige mindestens bis zu einem gewissen Grad eine Verhöhnung darstellten? So wie die römischen Soldaten Jesus in einen scharlachroten Mantel hüllten, ihm eine Dornenkrone aufs Haupt stülpten und ein Rohr in die Hand drückten, um dann in gespielter Verehrung die Knie vor ihm zu beugen? Oder auch wie die Inschrift, die Pilatus über Jesu Kreuz anbringen ließ, und die die Hohenpriester

so ärgerte: JESUS VON NAZARETH, KÖNIG DER JUDEN? Mir scheint, daß Spott dem Anlaß und überdies dem völligen Umschlagen der Volksstimmung so kurz danach eher entspricht, als alle das «Kreuzige!» brüllten, und ferner erklärt, daß ehe Jesus dem Pilatus vorgeführt wurde, keinerlei Kunde von ihm bis zu diesem gedrungen war. Wäre Jesu Empfang in Jerusalem so begeistert und königlich gewesen, wie die Evangelien es uns glaubhaft machen wollen, so hätte Pilatus als Statthalter einer notorisch unruhigen römischen Provinz bestimmt davon erfahren.

Jesu ganze Sendung richtete sich gegen die Anmaßungen irdischer Gewalt – die weltlichen Entsprechungen zu jenen Fürstentümern und Mächten, von denen Paulus sagt, sie vermöchten *uns von der Liebe Gottes nicht zu trennen*. Die Umstände seiner Geburt – ob Mythos oder Tatsache ist unerheblich, ja wenn Mythos in diesem Zusammenhang nur um so bedeutsamer – waren so vorgesehen, um seine Ablösung von Macht und Autorität im menschlichen Sinn zu verdeutlichen. Wie konnte ein Messias, der in einer Krippe zur Welt kam und so verletzlich war, daß selbst ein erbärmlicher Fürst wie Herodes mit seinen schändlichen Absichten die Flucht nach Ägypten notwendig machte, wie konnte ein solcher als der große König und Krieger angesehen werden, der das erwählte Volk Gottes befreien sollte? Dann die Versuchungen in der Wüste, als der Teufel ihm die Reiche dieser Erde anbot – und mit Recht behauptete, darüber verfügen zu können –, ein Angebot, das Jesus mit Nachdruck ablehnte. Und als ein so einflußreicher Mann wie Nikodemus ihn besuchte, scheint es ihm keinen Augenblick eingefallen zu sein (wie es jedem andern Verkünder oder Verfechter einer guten Sache eingefallen wäre), so ein Mann könnte mit seinen wertvollen Beziehungen und seinem Einfluß seiner Sendung nützlich sein. Was er Nikodemus zu sagen hatte, war genau dasselbe, was er dem schä-

bigsten Bettler oder dem berüchtigsten Steuereinzahler – was ungefähr einem heutigen Grundstückschieber entspricht – zu sagen hatte: Daß er wiedergeboren und ein neuer Mensch werden müsse, ein Bürger des Reiches Jesu, das nicht von dieser Welt ist. Auch im Fall des reichen Mannes, der wissen wollte, was zu tun sei, um das ewige Leben zu gewinnen, machte Jesus keinen Vorschlag, wie er seinen Reichtum für gute Zwecke verwenden könnte, als Legat etwa an eine Universität oder ein Heim für ledige Mütter oder gar als Hilfe zur Verbreitung seiner Lehre. Es hieß einfach, er solle seinen Besitz den Armen schenken, und, einmal selber arm und selig geworden, sei er dann auch frei, Jesu Kreuz auf sich zu nehmen und ihm nachzufolgen. Mir fällt der Glaube schwer, daß wenn heute ein braver Methodist einem Millionär in ähnlicher Lage gegenüberstünde, er diesem so allgemeine und nicht eher sehr präzise Ratschläge erteilen würde.

Auch in seinen Lehren betonte Jesus immerzu, es sei vergeblich, bei dieser Welt und ihren Herrschern Hilfe und Weisung zu suchen, wenn es gilt, den göttlichen Willen zu erfüllen. Und wenn sich in der Folgezeit seine angeblichen Jünger oft genug in seinem Namen die Unterstützung der Reichen und Mächtigen, der Millionäre und Demagogen, Könige und Revolutionäre zu sichern suchten oder selber reich und mächtig und Anstifter von Revolutionen sein wollten: das tiefe Mißtrauen, das Jesus der Macht gegenüber einpflanzte, hat doch in den Herzen derer weitergelebt, die ihn am meisten geliebt und ihm am besten gedient haben. Cäsar hat in all seinen verschiedenen Aufmachungen nicht aufgehört, die Menschheit zu blenden; aber die Lobhudeleien, die ein Cäsar fordern kann und braucht, gerinnen schließlich, weil ein armer Schreiner aus Nazareth ironisch feststellte, daß Cäsars Rechnungen in seiner eigenen Münze bezahlt werden können, während das, was wir

Gott schulden, alles ist, was wir tun und sind und zu werden hoffen. Eine solche Entwertung der Macht wäre einem Napoleon auf dem Gipfel seiner Laufbahn absonderlich erschienen, als er einen unterwürfigen Papst dazu brachte, ihm eine Krone auf seinen korsischen Schädel zu setzen, und nicht minder einem Lenin, als er von seiner schmierigen Genfer Pension zum Kreml, auf den Machtsitz des Herrschers aller Reußen befördert wurde, oder auch einem Hitler bei der Abnahme der Parade seiner Truppen, die im Stechschritt die Champs-Élysées hinunterstampften. Doch solche Episoden erwiesen sich deshalb als ins Wasser geschrieben, weil ein unbekannter Jude auf den widerwilligen Befehl eines unbedeutenden römischen Statthalters hin gekreuzigt wurde.

Dieses Motiv durchzieht die ganze letzte Phase des irdischen Lebens Jesu. Es klingt durch in der Passion und in den Ereignissen, die zu ihr führten und ihr folgten, ist eine Art erhabener oder himmlischer Burleske, die Cervantes geschrieben haben könnte, als er, nachdem er sein Fegfeuer abgesessen, endlich im Himmel anlangte. Genau wie sein Held Don Quijote sämtliche Vorschriften des Rittertums befolgt und die Abenteuer seiner berühmtesten Vertreter gewissenhaft durchspielt, wobei das Grotleske nicht auf ihn, sondern auf diese zurückfällt, so erfüllt auch Jesus alle Weissagungen der Propheten, reitet ordnungsgemäß auf einem Esel unter dem Jubel der Massen in Jerusalem ein. Sein Sieg jedoch liegt in der Niederlage, seine Herrlichkeit im Ruhmlosen, seine Bejubelung im Hohn. Er wird erhöht, gewiß, so *wie Mose in der Wüste die Schlange erhöhte*, aber an einem Kreuz, um daran in Schande und Pein zu sterben. Für die Rabbis und Pharisäer war dies die ungeheuerliche Parodie eines Messias; war es doch für sie selbstverständlich, daß Jesus ein Scharlatan war. Ihr mildestes Urteil lautete, er sei wahnsinnig – freilich auf gefährliche Art.

Hätten sie aber geglaubt, er sei lauterer Gesinnung – und vielleicht haben manche das gedacht –, dann hätte das ihre Wut noch gesteigert. Zeuge dafür ist Judas, der, weil er von der Gültigkeit des Anspruchs Jesu überzeugt war, ihn verriet, statt wie die andern bloß davonzulaufen.

In seinem Film über die Ereignisse des Neuen Testaments ließ der italienische Marxist Pasolini, wie zu erwarten stand, Jesus bei seinem triumphalen Einzug in Jerusalem als feurigen und wortgewaltigen Demagogen auftreten, im Stil eines Garibaldi oder Lenin, die die Massen aufforderten, die Ketten ihrer Knechtschaft zu sprengen und von der Erde Besitz zu ergreifen. Eine abgedroschene Phrase, die sich in den letzten Jahren zunehmender Beliebtheit erfreut, aber in den Evangelien wenig Grund findet. So scheint Jesus sich bei der großen Jerusalemer Demonstration durchaus still verhalten und auf den Jubel in keiner Weise reagiert zu haben, sei dieser nun echt oder nur Verspottung gewesen. Zweifellos waren seine Gedanken ganz anderswo – bei der unerbittlichen Erfüllung seines irdischen Schicksals, bei der grauenhaften Prüfung, die ihm bevorstand, bei denen auch, die er zurückließ mit der schwerlastenden Verantwortung, die auf ihren unzulänglichen Schultern lag, bei seiner Rückkehr zu seinem himmlischen Vater, an den ihre Gebete zu richten er seine Jünger gelehrt hatte und – durch sie – die folgenden Geschlechter der Christen über zwanzig kommende Jahrhunderte.

Welch großartige Gelegenheit für flammende Rhetorik hat er da versäumt! Und ebenso bei seinem Prozeß: welch prächtigen Anlaß, seine Ankläger zu verwirren, ihnen zu trotzen und so ein Dimitrow zu werden, ein Volksheld, und nebenbei unschätzbare Material für künftige Fernsehkommentare zu liefern. Jesus zog es vor, seinen Anklägern wie seinen Schmeichlern gegenüber zu schweigen. Ob er bejubelt oder beschimpft wurde, er schwieg. Schon früher,

als die Menge ihn zum König ausrufen wollte, verbarg er sich; als sie ihn jetzt bespion und höhnten, erwiderte er nichts, als er gekreuzigt wurde, bat er, ihnen möge vergeben werden, da sie nicht wüßten, was sie tun. Er war Pasolinis Held ohne den Tonstreifen. Die Helden und Heldinnen unserer Zeit werden meist in voller Redeflut dargestellt, mit Mündern, die sich wütend öffnen und schließen, und mit wild gestikulierenden Armen. Jesus ist ein schweigender Held; wenn er mit offenem Mund dargestellt wird (wie auf der schönen Zeichnung von Graham Sutherland), so bedeutet dies Stöhnen, nicht Rhetorik. Er ist der Anti-Demagoge, der Herr des Schweigens und des Leidens.

Um diese Zeit geschah es nach den Evangelien, daß Jesus die Händler und Geldwechsler aus dem Tempel jagte und ihnen vorwarf, das Haus Gottes, von dem Jesaja sagte, es solle ein *Haus des Gebetes* sein, in *eine Räuberhöhle* verwandelt zu haben. Auch diese Tat kann, wie der triumphale Einzug in Jerusalem, als politische Demonstration verstanden werden, obwohl es Jesus um die Heiligkeit des Gottesdienstes ging und nicht um die wirtschaftliche Ausbeutung oder um die Unabhängigkeit des jüdischen Staates. Jedenfalls muß er gewußt haben, daß die Geldwechsler am nächsten Tag zurückkehren würden. Sie sind noch heute dort. Als die Jünger sahen, wie Jesus die Wechsler verprügelte, erinnerten sie sich des Wortes: *Der Eifer um dein Haus verzehrt mich*. Von diesem Eifer angefeuert und wohl wissend, daß er jetzt zum letztenmal vor dem Scheiden sprach, fuhr Jesus fort, im Tempel auf eine Art zu lehren, die, wie uns gesagt wird, seine Zuhörer in Bann schlug. Der Eindruck war so stark, daß man Jesus aufforderte, ein Zeichen zu setzen, das die hochfahrende Art seines Vorgehens gegen die Tempelhändler, und den autoritären Anspruch, mit dem er daraufhin geredet hatte, rechtfertige. So sprach er denn das rätselhafte Wort, das im bald eröffneten Prozeß eine be-

deutsame Rolle spielen sollte: *Reißt diesen Tempel nieder, und in drei Tagen werde ich ihn wieder aufrichten.* Die ihm die Frage gestellt hatten, waren empört – ihr prachtvoller Tempel, den Herodes, «der Große» genannt, mit gewaltigen Kosten in sechsundvierzig Jahren Bauzeit errichtet hatte. Und nun stand dieser Tolle aus Nazareth, dieser mittellose Wicht auf und behauptete, ihn in drei Tagen wieder aufrichten zu können. Es war grotesk.

Das vierte Evangelium erklärt, Jesus habe den Tempel seines Leibes gemeint, der gekreuzigt werden und in drei Tagen wieder auferstehen sollte. Die Äußerung könnte aber auch eine jener wilden Übertreibungen gewesen sein, zu denen er so neigte, wenn er etwas deutlich machen wollte, in diesem Fall, daß seine Autorität – das einzige Zeichen, das er geben konnte – die innerste Wahrheit des von ihm Auszusagenden war. Verglichen damit war auch der Tempel, dessen Heiligkeit er ja nachdrücklich verteidigt hatte, vergänglich und wesenlos wie alles übrige in der Zeit Errichtete. Im gleichen Stil forderte er, ein Auge solle ausgerissen und ein Arm abgehauen werden, wenn sie Anlaß zu Ärger geben; und unsern Beleidigern solle nicht nur siebenmal, sondern siebzigmal siebenmal verziehen werden. Wer aber seinen Bruder einen Narren nenne, der laufe Gefahr ins höllische Feuer zu kommen. Es ist bedeutsam, daß die einzig durchzuhaltende Anklage gegen Jesus sein Ausspruch über die Zerstörung des Tempels war, und daß er ihn in drei Tagen wieder aufbauen könne. Es ist, als hätte man Blake um der Behauptung willen, ein Rotkehlchen im Käfig versetze den ganzen Himmel in Zorn, oder das stärkste je bekannte Gift stamme aus Cäsars Lorbeerkranz, hinrichten wollen. Das vierte Evangelium berichtet, daß aufgrund der von Jesus damals so feurig und inbrünstig ausgesprochenen Worte *viele an seinen Namen glaubten.* Doch auch dann behielt Jesus klaren Kopf; er war auf ihr

Zeugnis nicht angewiesen, legte ihm kein großes Gewicht bei. *Denn er wußte, was im Menschen war* – wußte es tatsächlich besser als jeder andere.

Als Jesus zum letztenmal den Tempel verließ, sagte er seinen Jüngern, dies Haus sei dem Untergang geweiht: *Kein Stein wird auf dem andern bleiben, keiner wird nicht abgerissen werden.* Seine Weissagung ging in Erfüllung; keine vierzig Jahre vergingen, und der Tempel wurde dem Erdboden gleichgemacht und nie wieder aufgebaut. Jesu Wort, *die heilige Stätte werde auf ewig verwüstet* werden, hat sich bewahrheitet. Alles heute übriggebliebene ist ein Stück Mauer, an der die Juden wehklagen können. An der Stelle des Tempels steht jetzt der Felsendom, die Omarmoschee, von den Muslims im Jahr 688 errichtet. Am Ölberg umringten die Jünger Jesus und drängten ihn, ihnen zu verraten, wann genau die vorausgesagte Katastrophe eintreten würde. Er entgegnete, dies sei Gottes Geheimnis, es werde aber Zeichen und Vorwarnungen geben: falsche Propheten würden aufstehen, Krieg, Seuchen, Hungersnot, Erdbeben und andere schlimme Ereignisse seien zu gewärtigen. Chaos und Zerstörung würden die Welt heimsuchen, und für viele würde der einzige Ausweg die Flucht sein, die sie, Heimat und Familie hinter sich lassend, ganz kurzfristig antreten müßten. Und wohl das Allerschlimmste würde der Streit und der Zank unter den Menschen sein, da Bruder sich gegen Bruder, Vater gegen Sohn erhöbe. So entwarf Jesus vorweg das Bild der Apokalypse, der Ankunft der letzten Tage, *wenn der Menschensohn in seiner Herrlichkeit kommen wird und alle Engel mit ihm, und er sich auf den Thron seiner Herrlichkeit setzen wird. Und alle Völker werden vor ihm versammelt werden, und er wird sie voneinander scheiden, wie der Hirt die Schafe von den Böcken scheidet.*

Die Jünger werden dies alles voll Furcht vernommen haben. Wer verbürgte ihnen, sie würden beim Eintritt der

Stunde Null bereit sein? Und sie könnten zu den Schafen gezählt werden, statt das Los der Böcke teilen und hören zu müssen: *Hinweg von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist.* Durch alle Jahrhunderte haben die Christen immerfort in den Weltereignissen nach den Zeichen geforscht, die Jesu Weissagungen bestätigen sollten, und sie haben kaum je vergeblich danach Ausschau gehalten. Die Katastrophen, die seiner Wiederkunft vorausgehen sollten, erwiesen sich als periodisch wiederkehrend, und nie ärger als im zwanzigsten Jahrhundert. Während ich diese Worte schreibe, mehren sich die apokalyptischen Vorboten derart, daß nicht wenige das baldige Kommen der Endzeit erwarten. Für die Gläubigen war somit das Christsein ein Zustand ständiger Bereitschaft; keine Geistesverfassung dürfte unserem Menschsein besser entsprechen. Befähigt sie uns doch, jeden Tag als das mögliche Ende der Zeit zu leben – so wie jede Zeitungsausgabe mit einem Leitartikel von olympischer Bedeutsamkeit versehen sein muß, der doch, einmal veröffentlicht, alsbald zu Wertlosigkeit verblaßt, brauchbar nur noch, um ein Feuer anzuzünden oder Fische einzupacken, während schon die neue Ausgabe mit dem neuen Leitartikel von olympischer Bedeutsamkeit aus der Druckpresse rollt.

Jesus sagte den Jüngern, Gott allein kenne den Zeitpunkt des Weltendes, sie aber sollten in steter Bereitschaft daraufhin leben, achtend auf die Zeichen – die falschen Propheten, Erdbeben, Seuchen und Kriege. Wie die klugen Jungfrauen den Bräutigam erwarten, sollten sie für seine Ankunft immerfort bereit sein. Die Zeichen sind stets da; nie fehlt es an falschen Propheten (heutzutage ist eine Rekordzahl erreicht!), nie an Kriegen, Revolutionen und Seuchen. Die Welt geht dauernd unter, Jesus ist ständig am Kommen und wir stehen immer im Übergang – unterwegs zu einem Ziel, das, wie Augustin im «Gottesstaat» sagt,

jenseits unserer Reichweite, aber innerhalb unseres Begreifenskönnens liegt. Was das Gericht und die große Scheidung der Menschheit angeht – wenn der Menschensohn von seinen Engeln begleitet in seiner Herrlichkeit erscheint, um seinen Thronplatz einzunehmen und die Schafe von den Böcken zu scheiden – so werden dabei keine Gesetzbücher zum Nachschlagen nötig sein, keine gelehrten Advokaten brauchen ihre Talare bei Darlegung und Disput um sich zu schlagen, keine Zeugen werden vorgeladen, um ins Kreuzverhör genommen zu werden. Jesus wird ganz einfach jene als die Seinen bezeichnen, die ihm Hilfe gewährten, als er hungrig, durstig, heimatlos und nackt war. Wenn sie dann verwundert entgegenn, sich solcher Dienste nicht zu entsinnen, wird ihnen erklärt, was sie andern getan, hätten sie ihm erwiesen. Entsprechend werden jene, die für die Nöte anderer kein Herz hatten, so beurteilt, als hätten sie es versäumt, Jesu eigene Nöte zu lindern, so daß sie nur dazu taugen, aus seiner Gegenwart verbannt und in die äußerste Finsternis geworfen zu werden. So einfach wird der Test sein. Wer aber wagt sich ihm zu stellen?

Jesus war nach Jerusalem gekommen, um mit seinen Jüngern das Passahfest zu feiern. Auch wenn er mit den über-orthodoxen Juden wegen ihrer legalistischen Auffassung des mosaischen Gesetzes im Streit lag, wo sie etwa behaupteten, das Heilen eines Menschen oder gedankenloses Ährenrupfen am Sabat sei eine Sünde, befolgte er doch gewissenhaft die normalen jüdischen Observanzen. Gewiß, Hilfe am Nächsten – und dieser ist, wie er im Gleichnis vom guten Samaritan zeigt, jeder, der Hilfe nötig hat –, Sich-ihm-zur-Verfügung-Stellen, ob er reich ist oder arm, geachtet oder von zweifelhaftem Ruf, hat immer den Vorrang vor rituellen Quisquilien, wie etwa den Regeln für die Waschung vor dem Essen. Aber in allem Wesentlichen hielt Jesus sich an die Vorschriften und Praktiken des or-

thodoxen Judentums. Hätte er es nicht getan, so hätten ihm seine Feinde zweifellos nicht nur gelegentlich Laxheit vorgeworfen, sondern den gänzlichen Abfall von der Religion seiner Väter, der er als Jude unabdinglich angehörte.

Er wußte, dies würde sein letztes Passahfest sein, die letzte Gelegenheit, als sterblicher Mensch mit seinen ihm schließlich doch teuren Jüngern an einem Akt der Gottesverehrung und der Danksagung teilzunehmen. Das Fest selbst sinnbildete eine Befreiung – der Kinder Israels aus Ägypten. Es mußte in der Bereitschaft zum Aufbruch gefeiert werden, so wie er seinen Jüngern aufgetragen hatte, für seine Wiederkunft bereit zu sein, ledig aller irdischen Bande und Verpflichtungen, um ohne Verzug aufbrechen zu können. So war das alte jüdische Fest völlig auf das neue christliche hin angelegt; das eine verwandelte sich in das andere, das jetzt beide umfaßt.

In der Geschichte Jesu bildete diese Feier des Letzten Abendmahls – wie es später genannt wurde und wo sich das alte Passahfest zur Eucharistie wandelte – einen der Höhepunkte neben Geburt, Taufe, Kreuzigung und Auferstehung, und als dies wurde das Fest durch alle Jahrhunderte auf zahllose Arten dargestellt, in Wort, Musik, Farbe, Marmor und Stein, in jeder denkbaren begrifflichen Vermittlung. Nach den Evangeliumsberichten fand die Feier in einem Obergemach statt, das Jesus zu diesem Zweck zur Verfügung gestellt worden war, ähnlich wie der Esel, auf dem er in Jerusalem einzog. Petrus und Johannes wurden beauftragt – es mag bedeutsam sein, daß sie es waren und nicht Judas, der sonst mit solchen Dingen betraut wurde –, nach Jerusalem voranzugehen, und, wenn sie einen Mann mit einem Wasserkrug anträfen, diesem in das von ihm betretene Haus zu folgen. Dort sollten sie den Hausherrn fragen: *Wo ist das Gemach, in dem ich mit meinen Jüngern das Ostermahl halten kann?* Man würde ihnen dann ein entspre-

chend ausgestattetes Obergemach zeigen, dort sollten sie alle nötigen Vorbereitungen treffen. Für gewöhnlich wird darauf hingewiesen, daß sowohl im Fall des Esels wie in dem dieses Raums die Leute, die sie zur Verfügung stellten, solche waren, mit denen Jesus in quasi-heimlicher Verbindung stand. Obschon die Sache an sich unerheblich ist, will mir doch scheinen, daß im Drama der letzten Tage und Stunden Jesu die Dinge sich gleichsam von selber fügten, und das machtvolle Drehbuch sich die erforderlichen Requisiten und Statisten selber herbeischaffte. Wie ein Schlafwandler nicht strauchelt noch zögert: Für Hamlet liegt der Schädel bereit, Sokrates braucht nicht nach seinem Schierlingsbecher zu rufen, die Schlange im Garten Eden nicht nach einem Apfel zu suchen.

Die traditionelle Szene zeigt einen langen Tisch: Jesus in der Mitte, die Jünger zu beiden Seiten, Johannes, der Jünger, den Jesus liebte, neben ihm. Nach römischer Sitte liegen sie auf Kissen. Wahrscheinlich war alles wesentlich primitiver; sie waren arme Leute mit einfachen Sitten, besonders die Fischer. Ihresgleichen sieht man in Kleinasien noch heute mitten unter ihren Booten und Netzen ihre Mahlzeit einnehmen: ein Stück Brot und einen eben gefangenen Fisch, dieselbe Nahrung, die an die Fünftausend verteilt wurde. Jesus sagte den Jüngern, wie sehr er es sich gewünscht hatte, dieses Passahfest mit ihnen zu feiern: *Da er wußte, daß seine Stunde gekommen war, aus dieser Welt zum Vater hinüberzugeben, und er die Seinen in der Welt liebte, so liebte er sie bis zum Ende.* Noch immer haben sie eine sehr unklare Vorstellung von dem, was er eigentlich will. Eine letzte praktische Unterweisung will er ihnen noch geben, und zu deren Darlegung zieht er sein Obergewand ab, bindet sich ein Tuch um und geht von einem zum andern – auch zu Judas –, um ihnen die Füße zu waschen; erst benetzt er diese, dann trocknet er sie mit dem Tuch. Danach

zieht er sich wieder an, nimmt seinen Platz wieder ein und erklärt ihnen den Sinn seiner Handlung. Sie nennen ihn Meister, und das mit Recht, doch indem er ihnen die Füße wäscht, erniedrigt sich der Meister bewußt, um zu zeigen, daß Größe nicht in Selbstbehauptung liegt, sondern in Selbstverleugnung. Irdische Macht äußert sich im Befehlerteilen, in prächtiger Kleidung, Scharen von Dienern, schmeichelhaften Anreden. Die Macht hingegen, die Jesus verleiht, ist geistig und äußert sich im Dienen, nicht im Bedientwerden; er will der Geringste und nicht der Größte sein, der Letzte und nicht der Erste, in der Unschuld der Kinder entdeckt er Weisheit und findet Wahrheit eher bei den Törichten als bei denen, die als gescheit und weltklug gelten. Wenn wir Menschen erheben wollen, sagen wir, sie seien gottgleich; als aber Gott Mensch wurde, nahm er die Gestalt des Geringsten unter den Menschen an.

Indem er seinen Jüngern die Füße wusch, zeigte Jesus ein für allemal, daß der Menschensohn der Diener der Menschen ist; daß alles Arrogante, Selbstbewußte, Dogmatische oder Demagogische zum Evangelium der Macht gehört, nicht zu seinem Evangelium der Liebe; daß Demut nicht bloß tugendhaft, sondern die Vorbedingung aller Tugend ist, und Menschen, die sich erniedrigen, zur höchsten Höhe gelangen, so wie jene, die sich selbst rühmen, der untersten Tiefe verfallen. Eine der größten Gaben Jesu war es, eine Flutwelle von Demut auszulösen, wider des Teufels Gegenwelle der Selbstbehauptung: der Teufel ist das große «Ich bin», Jesus das große «Wir sind». Dank dieser Gabe hat das Lachen der Heiligen die Posaunen der Großen übertönt; hat die Nacktheit der Heiligen den Prunk der Feldherren und Könige verspottet und ihre Torheit den Witz und die Weisheit der Gelehrten widerlegt. Jeder Hof hat seinen Narren, und der Narr ist Jesus. Wenn der Größte, der menschgewordene Gott, sich entschließt, Diener aller zu

werden, wer wird dann noch wünschen, Meister zu sein? Wenn er Befehle entgegennimmt, wer wird noch wagen, welche zu geben? Wenn die Aufsteigenden sinken und die Sinkenden steigen, wer wird dann noch nach oben streben? Das sind die Fragen, die Jesus uns hinterläßt; nicht um sie zu beantworten – denn es gibt darauf keine Antwort –, sondern um mit ihnen und durch sie zu leben. Das Christentum ist ein riesiges Rätsel ohne Lösung, ein ungeheurer Witz ohne Pointe, ein gewaltiges Lied ohne Melodie, ein fesselnder Wachtraum, der uns beim Schlafen entfällt, ein Tod im Leben und ein Leben im Tod.

Das Passahfest beginnt mit dem Brotbrechen, etwas an sich und jederzeit sehr Schönes, als Versinnbildung des Mit-einanderteilens der Nahrung, des Leibes erster Notdurft. Wird das Brot gebrochen, dann wird es verfügbar gemacht, und wenn dies in Gesellschaft geschieht und jeder sein Stück erhält, so werden alle eins, so wie das Brot vor dem Brechen eins war. Sein Gebrochenwerden ist Unterpfand dafür, daß alle Teilhabenden Brüder sind und sich kein Leid antun können. Dies ist das älteste aller Sakramente. Jesus aber ging anläßlich seines letzten Ostermahls darüber hinaus: als er das Brot gebrochen und es seinen Jüngern – immer noch einschließlich Judas – gereicht hatte, sprach er die geheimnisvollen Worte: *Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird; tut dies zu meinem Andenken. In gleicher Weise nahm er den Kelch und sagte: Dieser . . . ist der Neue Bund in meinem Blut, das für euch vergossen wird.* Schon früher hatte er in dieser Art gesprochen, etwa als er der Samariterin versprach, ihr das Wasser des Lebens zu geben, und nach diesem Trank würde sie nie mehr dürsten; Wasser, das in allen, die es trinken, zum *Quell* wird, *der ins ewige Leben aufsprudelt.* Oder als er in Galiläa davon sprach, er sei das *Brot des Lebens*, nicht wie das Manna, das die Kinder Israels in der Wüste aßen und doch starben, sondern lebendiges

Brot, das ebenfalls *vom Himmel herabkommt*, aber *wer von diesem Brot ißt, wird in Ewigkeit leben*. Das Brot jedoch, das ich geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt. Später, in der Synagoge von Kapharnaum, wurde er gemäß dem Bericht des vierten Evangeliums noch deutlicher: *Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht eßt und sein Blut nicht trinkt, habt ihr das Leben nicht in euch . . . Denn mein Fleisch ist wahrhaft eine Speise, und mein Blut ist wahrhaft ein Trank. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, bleibt in mir, und ich in ihm. Wie der lebendige Vater mich gesandt hat, und ich im Vater lebe, so wird, wer mich ißt, durch mich leben*.

Beim Letzten Abendmahl wurde diese Vorstellung, daß Jesu Fleisch und Blut nicht nur wie das Manna augenblickliche Stärkung, sondern immerwährende Speise sein sollte, Speise ins ewige Leben: diese geheimnisvolle Vorstellung wurde Wirklichkeit. Sein Fleisch wurde wahrhaft in Stücken Brot und sein Blut in einem Becher Wein ausgeteilt. Die zwölf Jünger, auch Judas unter ihnen, aßen und tranken ihn in einer Feier, die der frühen Kirche den grundlegenden Akt ihres Gottesdienstes schenkte. Er wird schon zur Zeit des Apostels Paulus geübt und hat in verschiedenen Formen bis zum heutigen Tag weitergelebt. Durch die vergangenen zwanzig Jahrhunderte ist sicher keine Woche vergangen, kein Tag vielleicht und keine Stunde, da nicht irgendwer an irgendeinem Ort Leib und Blut Jesu austeilte oder mindestens an das Letzte Abendmahl in Jerusalem und an Jesu Worte erinnerte, indem er ein Stück Brot aß und einen Schluck Wein trank. Es gibt Variationen im Hergang, aber immer ist es das gleiche wesentliche Thema eines Menschen, der seine physische Existenz, sein Fleisch und Blut dahingibt, damit andere Menschen ein unvergängliches geistliches Leben kennen und erfahren sollen. So stimmt ein Papst in festlichen Gewändern die Worte an: *Nehmt und eßt, das ist mein Fleisch . . . Trinkt alle davon, denn*

dies ist mein Blut, am Hochaltar von St. Peter, dessen gewaltiger Raum von der begleitenden Musik überfließt, die gleiche mystische Freude am Kalvaria-Opfer und am Lamm Gottes ausdrückend, das die Sünden der Welt hinwegnimmt. So kann auch ein strenger presbyterianischer Prediger in schwarzem Talar seiner Herde mit steinerner Ehrfurcht Brot und unvergorenen Wein anbieten im Gedenken an jene Versammlung in Jerusalem, da Jesus seine letzten Verfügungen traf, ehe er sich menschlichen Gesetzen und dem Kreuz unterwarf. Ungezählte Variationen desselben Gedenkens, aber immer wird an das gleiche Ereignis und die gleichen Worte erinnert.

Wie ausgehungerte Landstreicher vor einer Suppenanstalt, so warten die Gläubigen am Altar mit offenem Mund und ausgestreckten Händen, um sichtlich gestärkt an ihre Plätze zurückzukehren. *«Heureux les invités au repas du Seigneur! Voici l'Agneau de Dieu qui enlève le péché du monde»*, spricht der Priester in der französischen Messe, während er das geweihte Brot austeilte, *«le Corps du Christ»*. Glückliche sind in der Tat die Gäste bei diesem Mahl. Aber ich habe leider nie zu ihnen gehört und werde wahrscheinlich auch nie dabei sein. Voller Trauer muß ich gestehen, seine erhabene Symbolik ist mir immer entglitten, der Zauber der Transsubstantiation wirkt nicht; Hostie und Wein fallen mir auf die Zunge, aber eben als Hostie und Wein, und werden, wenn überhaupt, als solche geschluckt. Für mich ist nur die *«Furchtbare Symmetrie»* des Lebens wahrhaft überzeugend gewesen, alle sekundären Versionen oder Symbolismen erscheinen schließlich als unhaltbar – etwa wenn ein Monarch umständlich zum symbolischen Staatsoberhaupt gesalbt wird oder wenn ein Zapfenstreich an ein militärisches Ereignis erinnern soll: Begierlichkeit statt Leidenschaft, ein Filmstreifen anstelle von Fleisch. Ähnlich geht es mir mit dem Brot und dem Wein, die Fleisch und

Blut sein sollen. War es dies, frage ich mich, das Judas in die Nacht hinaustrieb, seinen Herrn zu verraten; blieben für ihn wie für mich Brot und Wein unverwandelt und die göttliche Gegenwart unwirklich?

Jesus weiß natürlich, daß Judas ihn verraten wird, obwohl er ihm die Füße wusch, genau wie den andern, und ihm auch sein Fleisch zu essen und sein Blut zu trinken gab. Es wäre für ihn einfach gewesen, Judas auf der Stelle zu entlarven, ihn so zu beschämen, daß er seine böse Absicht hätte zugeben müssen, ihn gar dahinzubringen, sie aufzugeben oder wenigstens seinen Plan zu ändern, um sich auch jenen schrecklichen Kuß zu ersparen. Er tut es nicht, sondern begnügt sich mit der Aussage, daß einer von ihnen ihn verraten wird. Aber welcher? Er sagt es ihnen beinah, aber wie so oft begreifen sie den Sinn seiner Worte nicht. Vielleicht sollten sie es gar nicht, weil das Geheimnis gewahrt werden mußte. Vielleicht auch wollten sie es gar nicht wissen oder fürchteten sich gar, es zu erfahren. Da Judas aufsteht und weggeht, sagt Jesus zu ihm: *Was du tun willst, das tue bald*. Die andern vermuten, Jesus schicke ihn weg, um etwas Nötiges einzukaufen, oder um den Armen Almosen zu verteilen, wie dies zur Zeit des Osterfestes üblich war. Judas, so berichtet das vierte Evangelium, *ging sogleich hinaus, und es war Nacht* – wiederum eine der unvergeßlichen Sinnverdichtungen in sechs Worten.

Jesus hat Judas nie Vorwürfe gemacht, weder vor noch nach dem Verrat. Judas hat ja auch eine Rolle im Drama, in das sie beide verstrickt sind, und sie ist auf ihre Art so unabweichlich wie die Jesu. Sie war ein Kelch der Bitternis, von dem auch er gewünscht haben mag, daß er ihm erspart bleibe. In seiner Kenntnis der tiefsten Quellen menschlichen Verhaltens muß Jesus mit Judas Erbarmen gehabt haben, dieser verlassen und tragischen Gestalt. So jedenfalls erschien es mir, als ich am sogenannten Blutacker saß, dem

Ort seines scheußlichen Selbstmords, wo er *kopfüber stürzte, mitten entzwei barst, und alle seine Eingeweide traten heraus*. Diese Ortsbezeichnung ist wahrscheinlich noch fragwürdiger als die meisten andern, die im Heiligen Land angegeben werden. Und fragwürdig sind sicher auch die Einzelheiten über Judas' Ende, wie sie in der Apostelgeschichte mitgeteilt sind. Trotzdem schien mir der Ort finster und verflucht. Vielleicht wegen der vielen Hunderttausenden von Besuchern, die ihn über die Jahre so angeblickt haben. Da kam es mir plötzlich, daß Jesus, der unter den durch seinen Tod Begünstigten keine Ausnahme machte, der für alle gestorben war, doch wohl auch für Judas gestorben sein wird. Der Gedanke riß mich so hin, daß ich ständig: «Jesus ist sogar für Judas gestorben!» vor mir her wiederholte, als hätte ich eine erstaunliche Entdeckung gemacht.

Nach Judas' Weggang und den ihn begleitenden geheimnisvollen Umständen fühlte Jesus offenbar, daß er die verbliebenen Elf wieder stärken müsse. Sie begriffen immer noch nicht – wie sollten sie auch –, warum Jesus, da er doch unter Gottes besonderem Schutz stand und Engel als Wächter zur Verfügung hatte, trotzdem den Ränken einer unbedeutenden Körperschaft wie des Hohen Rates erliegen sollte. Wie kann er behaupten, er sei ein Teil der Gottheit, und gleichzeitig so völlig wehrlos sein? Sich als Messias ausgeben und im selben Atemzug sich als Opferlamm bezeichnen? Wohin er geht, so sagt er ihnen, dorthin könnten sie nicht kommen, später würden sie dazu fähig sein. Aber wohin geht er? Und weshalb können sie ihm jetzt nicht folgen? Natürlich ist es Petrus, der mit den Worten herausplatzt, wo immer Jesus auch hingehe, er würde ihm sogleich folgen und nötigenfalls sein Leben für ihn hingeben. In seiner alten ironischen Art bringt ihn Jesus zur Wirklichkeit zurück: «Du willst für mich das Leben geben? Tatsächlich? So will ich dir etwas sagen . . .», und es folgt

die herzerreißende Weissagung, daß Petrus ihn schon am nächsten Morgen, ehe der Hahn kräht, dreimal verleugnen wird.

Jesus kennt sie, er hat keinerlei Illusionen über sie. Schließlich sind sie nur Menschen, sie werden davonlaufen, werden miteinander zanken, seine Worte verändern, seine Lehren verzerren. Er wird sie, denke ich, dabei mit besonderer Zärtlichkeit angeblickt haben. Wie unmöglich sie sind! Wie unwürdig, wie töricht, wie lieb! Anführer des großen Heeres seiner künftigen Gefolgschaft: der Päpste, Erzbischöfe, Bischöfe, Prediger und Erwecker, Heiligen und Scharlatane, Theologen und Zungenredner, Bettelmönche und Einsiedler, Kreuzfahrer und höchst vollkommenen Rittersleute, ja und auch der Schreiberlinge mit ihrer verspäteten Hoffnung, ihm ein paar zögernde Worte als Sühne für alle andern wie Staub verwehten zu Füßen zu legen. Was ist er im Begriff auf die Welt loszulassen! Wenn sie nur wenigstens jetzt, da er noch leibhaft unter ihnen weilt, das letzte, das neue Gebot halten würden, das er ihnen vorlegt: *Liebet einander! Wie ich euch geliebt habe, so sollt ihr einander lieben.* Dann wäre alles gut. Dann brauchten sie sich keine Sorgen zu machen, weil jeder dann wüßte, *daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr einander liebt.*

Es muß ein Augenblick großer innerer Erhebung gewesen sein: Jesus leuchtenden Blickes, das Antlitz strahlend wie bei der Verklärung, die andern, teilhabend an seiner Stimmung, für den Augenblick eingefangen in ihr Einssein mit ihm und untereinander. Und doch, wie äußerst kennzeichnend für Menschen damals und immer: während Jesu erhabene Worte ihnen noch frisch in den Ohren klingen, beginnen die Jünger darüber zu streiten, wer von ihnen der Größte im Himmel sein werde! Ein unglaublicher Herausfall aus der Gnade! Hatten sie doch eben erst den einzigartigen Vorzug gehabt, aus Jesu eigenem Mund die Forde-

rung zu hören, ihre Liebe zu ihm und zueinander als das Emblem ihrer Jüngerschaft zu tragen. Ein so ungeheuerlicher Fall, daß die Verfasser der Evangelien versucht sein mochten, den Zwischenfall zu unterschlagen. Und doch muß er hinein. Denn wie könnten wir je ohne solches Versagen die Demut erlangen, unsere eigene Unvollkommenheit einzusehen und so die Vollkommenheit zu erkennen und nach ihr zu streben? Wie könnten wir auch nur jemals lachen, wo doch das Lachen geboren wird aus der Einsicht in die Kluft zwischen dem, was wir sind, und dem, was zu sein wir uns bemühen, zwischen der Vollkommenheit, die wir absehen können, und der wesentlichen Unvollkommenheit unseres ganzen Tuns? Und je breiter die Kluft, desto lauter das Lachen. Könnten wir selbstlos lieben, ein für allemal Begehrlichkeit, Fleischeslust, Eitelkeit und alle übrigen schwarzen Dämonen unseres Strebens von uns schieben, dann müßte ja die larmoyante Komödie unseres irdischen Lebens aus Mangel an befreiender Komik am Ende sein. Der Sündenfall würde rückgängig gemacht, der Garten Eden seine schmerzliche Schönheit verlieren und zur bloßen Gartenstadt herabsinken, die Erkenntnis von Gut und Böse, Ursache der Verbannung von Adam und Eva aus dem Paradies, würde zusammen mit Gut und Böse verschwinden. Es gäbe keine Kunst, keine Literatur, keine Musik mehr, nur Fernsehfilme über die Zivilisation, die Evolution des Menschen und ähnliche Themen. Endloses Jagen auf einer himmlischen Autobahn, endloses Himmelwärtssteigen und Höllenwärtsfallen, immer auf Rolltreppen.

Nach dem vierten Evangelium fährt Jesus an dieser Stelle fort, den Jüngern eine zugleich realistische und beruhigende Darstellung zu geben, wie es ihnen ergehen wird, wenn er einmal nicht mehr leiblich unter ihnen weilt. Sie sollen sich keine Sorgen machen, sagte er ihnen: *in meines Vaters Haus sind viele Wohnungen; wäre dem nicht so, hätte ich*

es euch gesagt. Sie dürfen die Gewißheit haben, daß er vorausgeht, um für sie einen Platz zu bereiten. Thomas, der Zweifler, fragte nicht ohne Grund, wie man von ihnen erwarten könne, Jesus zu folgen, wenn sie nicht wüßten, wohin er geht. Darauf sprach Jesus eines seiner umfassendsten Worte – nämlich er selber sei *der Weg, die Wahrheit und das Leben*. Für seine Nachfolger heißt das: wer ihn erkennt, weiß auch, wohin er geht, und weshalb, und er wird mit der Kraft ausgestattet, den Weg bis an jenes Ende abzuschreiten, wo Jesus sie erwartet. Viele Wegmarken gibt es, er aber ist der Weg selbst! Vielerlei Worte und Bedeutungen gibt es, er aber ist das Leben selbst. Zur Veranschaulichung wandte er sich den Weinbergen zu, die rings um die Stadt angelegt waren, in jener Jahreszeit standen sie noch im Laub, waren bereits beschnitten worden, so daß überall Zweige auf der Erde lagen, einige noch grün, andere von der Sonne verdorrt und reif für das Feuer. *Ich bin der wahre Weinstock*, sprach Jesus. Gott Vater ist der Winzer, die Jünger sind die Zweige, die beim Fruchttragen am Leben des Weinstocks teilhaben; bleiben sie unfruchtbar, so werden sie weggeschnitten, verdorren und werden ins Feuer geworfen. Die Jünger sollen gewärtigen, daß die Welt sie haßt, wie sie ihn gehaßt hatte. *Wenn ihr von der Welt wärt, würde die Welt das Ihre lieben. Weil ihr aber nicht von der Welt seid, sondern ich euch aus der Welt heraus erwählt habe, deshalb haßt euch die Welt.* Damit sie darob nicht mutlos und furchtsam werden, fährt er fort: Ein Tröster wird kommen, sie zu trösten und ihnen Kraft zu geben. Der Tröster ist der Heilige Geist, die dritte Person in der Trinität, die die menschliche Einsicht in Gott abrundet: Gott der Vater ist der Schöpfer des Alls, Gott der Sohn hat unter uns gewohnt voll Gnade und Wahrheit und er bleibt bei uns, Gott der Heilige Geist soll unser Tröster sein.

Wie sonderbar ist es für einen Geist des zwanzigsten

Jahrhunderts, feststellen zu müssen, daß der alte knarrende Begriff der Trinität, der ihm langweilige Scholastiker in Erinnerung ruft, brütend über vergessenen Folianten irgend-einer Klosterbibliothek, immer noch einwandfrei funktioniert, fast als würde während einer Energiekrise ein altes, ausgedientes Wasserrad wieder in Gang gesetzt und drehte sich munter und reibungslos, um so wirksam wie eh und je das Korn zu mahlen. Zunächst Gott der Vater, der überall ist und nirgends. Das Eins aller Dinge noch bevor es Dinge als einzelne gibt. So fragt sich Augustin an einer bemerkenswerten Stelle der «Bekenntnisse», was er denn liebe, wenn er seinen Gott liebt. Ist es materielle oder zeitliche Schönheit? Sicherlich nicht. Nicht der Glanz des irdischen Lichts, nicht die liebliche Melodie, nicht Harmonie und Gesang, nicht der Duft der Blumen, nicht Manna oder Honig, auch die Glieder nicht, die zu umarmen dem Leib ein Entzücken ist. Nichts von all dem liebt er, wenn er seinen Gott liebt. Und doch liebt er, Gott liebend, auch all dies in seinem innersten Selbst, wenn seine Seele im endlosen Licht badet, einen Duft atmet, den der Wind nicht verweht, auf nie verstummende Töne lauscht, in einer Umarmung verharret, die nicht durch Stillung der Begierde unterbrochen wird. Was aber ist dann sein Gott? Er fragt die Erde, und sie antwortet: Ich bin nicht Gott. Er fragt das Meer, die wehenden Winde, den Himmel, Sonne, Mond und Sterne, alles, was durch das Tor der Sinne eingehen kann, und eines jeden Antwort ist dieselbe – sie alle sind nicht Gott. Wo also ist Gott? Die Antwort lautet, er ist im innersten Herzen der Schöpfung und zugleich in all ihren Teilen. Er ist die Seele der Schöpfung, und weil wir Seelen haben, die an der seinen teilhaben wie ein winzigstes Wasserstäubchen im Gischt teilhat am Ozean, sind wir eins mit Gott, wie er eins ist mit uns. So schließt Augustin triumphierend: «Er ist das Leben des Lebens meiner Seele.»

Gott der Vater ist gleichzeitig weit weg und nahe bei uns; seine Stimme ist zugleich betäubend in ihrem Donnergetöse, und allzu still und zu leise, um leicht vernommen zu werden. In unserer irdischen Stadt können wir Winkzeichen aus der göttlichen Stadt empfangen, wo Gott wohnt, und ebenso können wir ihm Signale vermitteln, doch gähnt eine tiefe, unüberschreitbare Kluft zwischen den zwei Städten. Um hinüberzugelangen brauchen wir eine Hängebrücke, die, anscheinend gebrechlich und schwankend im Wind, den Beherzten, Glaubenden erlaubt, die Kluft zu überqueren. Diese schwebende Brücke ist Gott der Sohn; durch ihn können wir Gott in aller Wahrheit als Vater erkennen; durch ihn wird das Umfassende zum Besonderen, das Immanente zum Transzendenten, das Einbegriffene zum Ausdrücklichen, das Immer zum Jetzt. Die reinen Herzens, sagt uns Jesus, sind selig, weil sie Gott den Vater erkennen werden; doch dank dem Sohn werden es auch die unreinen Herzens vermögen, wenn sie Jesus erkennen. Zu diesem Zweck – um Sündern einen Weg der Gotteserkenntnis zu bahnen – ist Jesus zu uns gekommen. Und gerade dies war auch das Vergehen, für das er gekreuzigt wurde. Gott der Sohn ist der Bevollmächtigte des Vaters in einer gefallenen Welt, der durch seinen Tod am Kreuz die Sünde Adams sühnte und den Fall ausglich; gemäß der Heilsverfügung Gottes überwindet der Sohn, Jesus, den Tod.

Dann gibt es den Heiligen Geist, den Jesus den *Tröster* nannte, ja *den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann*, der aber für immer bei den Jüngern bleiben und sie alles lehren wird. Von den drei Elementen der Trinität ist dieses begrifflich das nebelhafteste, erfahrungsgemäß aber das unmittelbarste. In der Apostelgeschichte wird uns berichtet, daß der Geist am ersten Pfingsttag, fünfzig Tage nach dem Passahfest, zunächst auf die Jünger herabkam. Er

tat sich kund in *einem Rauschen . . . wie von einem daherfahrenden gewaltigen Wind*; die Jünger schienen zu brennen, vom Geist so erfüllt, daß sie *in anderen Zungen zu reden begannen, wie der Geist ihnen zu sprechen verlieh*. Was auch immer die genaue Form und Art des Ereignisses gewesen sein mag, sicher ist, daß von diesem Augenblick an die leicht erschreckbaren, eher streitsüchtigen und verwirrten Männer würdige und tüchtige Diener ihres Herrn wurden, geniale Propagandisten und Märtyrer von unbeugsamem Heldentum, was die Art bezeugt, wie die frühe Kirche, deren erste Mitglieder sie waren, sich ausbreitete und gedieh. Zudem ist die Tatsache unbestreitbar, daß es seither zahllose Zeugnisse ähnlicher durch das Wirken des Heiligen Geistes hervorgebrachter Erfahrung und Verwandlung gibt. Ja, es kann nur sehr wenige gegeben haben, die sich ernsthaft in der Nachfolge Jesu versucht und nicht in irgendeiner Art diese Erfahrung gemacht haben. Es ist, als breche an einem grauen, kalten Tag plötzlich die Sonne durch und durchströme das ganze Wesen des Menschen mit Wärme und Licht. Worte fallen von Lippen, die sonst nicht sonderlich beredt sind, oder fließen aus der Feder, ohne den Willen dessen, der sie führt. Sie quellen hervor unbeengt durch die Zwangsjacke des Beabsichtigten, ausgreifend nach einer anderen, höheren Synthese. Unbekannte Gesichter können nicht fremd sein, da ja alle Männer und Frauen Brüder und Schwestern sind. Es gibt keinen Fremden. Zwietracht ist verschwunden, Eintracht allein ist geblieben; der Kampf ist beendet und hat nur den Frieden übriggelassen; Haß ist nicht mehr, nur Liebe. Lauter Ordnung, heitere Ruhe, Freude. Johannes vom Kreuz erzählt uns von der dunklen Nacht der Seele; hier waltet ihr heller Tag.

Jesus erklärt den Jüngern, wie bitter sie den Heiligen Geist benötigen werden. Weil sie die Wirklichkeit erkannt haben und in ihr gewandelt sind, wird die Welt, die das

Unwirkliche liebt, sie hassen, wie sie Jesus gehaßt hat. Weil sie die Wahrheit reden, wird die Welt, die die Lüge liebt, sie verfolgen, wie sie Jesus verfolgt hat. Wenn sie den Mut verlieren, was sicher vorkommen wird, wird der Tröster bei ihnen sein und ihren Mut wieder aufrichten, wie er sie auch, wenn sie in das Gespenstische der Welt sich verirren, durch sein Da-Sein zur Wirklichkeit zurückführen wird. Und wenn ihnen die Worte fehlen, wird er ihre Lippen entsiegeln. Ich selber bin oft in der Finsternis gesessen und habe laut nach dem Heiligen Geist geschrien, er möge mich befreien von den Wahngedanken, die sich um eine ausgetrocknete Seele sammeln wie Fliegen um ein faulendes Geäs in der Wüste. Saß da mit gebundener Zunge und rief nach Worten, nach Erlösung von den Ängsten, die den Erdgebundenen bedrängen. Und niemals schrie ich schließlich vergebens. Jesu Verheißung ist gültig, doch muß der Tröster herbeigebeten werden. Die Not ist der Ruf, der Ruf ist die Gegenwart, und die Gegenwart ist der Tröster, der Geist der Wahrheit.

Nun, da Jesus sich mit seinen Jüngern – ohne Judas natürlich – in den Garten Gethsemani begeben hat, überkommt ihn eine furchtbare Traurigkeit. Der letzte noch verbleibende Teil des Dramas seines irdischen Lebens muß in Einsamkeit zu Ende gespielt werden; ihm bleibt nur Gott als Begleiter und zuweilen verliert er den Kontakt auch mit ihm. *Bleibt hier und wacht mit mir*, sagt er zu seinen Jüngern, wählt drei von ihnen – Petrus, Jakobus und Johannes – zu seinen Begleitern und begibt sich in den stillsten Teil des Gartens. *Meine Seele*, so gesteht er ihnen, *ist zu Tode betrübt*. War Jesus vielleicht versucht, sich das Leben zu nehmen, um der schrecklichen Prüfung zu entgehen, die ihm bevorstand? Nicht bloß der Verhaftung, der Schmach, dem Geschundenwerden, dem Prozeß und der Hinrichtung mit ihren scheußlichen Begleitumständen,

sondern mehr noch dem Gefühl des Versagthabens. Er wird hören müssen, wie seine eigenen erhabenen Worte in Spott und Verhöhnung gegen ihn gerichtet werden, sich fragen, ob seine Sendung schließlich nicht doch eine Ausgeburt der Phantasie war, wird erleben, wie sein Reich und sein Dasein zusammen verflackern. Sollte Jesus in seiner Verzweiflung eine derartige Absicht gehegt haben, so war sie nur eine vorübergehende Anwandlung; er wußte über jeden Schatten eines Zweifels hinaus, was von ihm verlangt wurde, und daß Gott ihm die Kraft, den Glauben und die Ruhe schenken würde, es durchzustehen. Was er jetzt brauchte, war Gottes Nähe; so sollten denn die drei Jünger *ausbarren . . . und mit mir wachen*, während er sich einen Steinwurf weit entfernte und dort auf die Knie fiel, sein Haupt bis zum Berühren des Bodens beugte und in qualvollem Gebet flehte: *Mein Vater, wenn es möglich ist, laß diesen Kelch an mir vorübergehen.*

Jesus hatte seine Jünger dahin belehrt, alles würde ihnen gewährt, um was sie aufrichtig in seinem Namen bäten, sogar Berge würden durch Gebet versetzt. Hätte er deshalb Gott allen Ernstes gebeten, ihn vor Judas' Verrat mit all seinen Folgen zu bewahren, wäre sein Gebet gewiß erhört worden und die bevorstehende Agonie mit dem Blut-schweiß wäre ihm erspart geblieben. Aber er brachte – natürlich – einen Vorbehalt an: nicht so sollte es sein, wie er wollte, sondern wie Gott wollte. Und Gottes Wille war, daß er ans Kreuz genagelt werden sollte und als Opfer dieser vielleicht grausamsten Hinrichtungsform, die je ersonnen wurde, der Menschheit aller Zeiten einen Quell der Freude und der Hoffnung verschaffe, einen Ansporn zu höchstem Einsatz und zur Gewißheit des Heils.

Wie lange er dort verharrte, die Stirn an den Boden gepreßt, während die Antwort auf sein Gebet sich den Weg in sein Bewußtsein bahnte, weiß man nicht, doch die Zeit

war für Petrus, Jakobus und Johannes lang genug, daß er sie bei seiner Rückkehr alle drei schnarchend vorfand. Nicht einmal eine Stunde, so dachte er enttäuscht, versuchten sie wachzubleiben, und so befahl ihm für einmal, höchst menschlich, eine Anwandlung von Selbstmitleid. Dann rüttelte er sie wach, wahrscheinlich nicht allzu sanft, indem er sagte: *Wacht und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallt*, und das vielzitierte Wort beifügte, das etwas wie eine Definition unserer menschlichen Lage ist: *Der Geist ist zwar willig, aber das Fleisch ist schwach*. Nach all ihren großspurigen Worten hatten sie sich als unfähig erwiesen, auch nur diese kleine Pflicht zu erfüllen, die er ihnen aufgetragen – bloß wach zu bleiben, vermutlich um ihn zu warnen, wenn Judas und die Schergen des Hohen Rates erschienen. Er wollte wohl nicht von diesen in der Haltung des Flehenden überrascht werden. Die armen Kerle! Ihre Lider sind schwer, und kaum kehrt Jesus wieder zum Gebet zurück, nicken sie wieder ein. Diesmal scheint Jesu Qual so entsetzlich zu sein, daß nach Lukas *sein Schweiß wie große Blutstropfen zur Erde niederrann*.

Was in Jesus vorging, wie Angst und Hoffnung sich ablösten, um diese äußersten Gemütsschwankungen in ihm auszulösen, zwischen freudiger Annahme von Gottes Willen und dem verzweifelten Schrei, vor dem letzten Opfer bewahrt zu werden, das ahnen wir nicht und wagen es kaum, Vermutungen darüber anzustellen. Worte und Gedankengänge werden hier unerheblich. Wie um jede tiefe Trauer und um jedes hohe Entzücken herrscht Schweigen; jedes Wort – und wäre es das liebevollste, beredteste, einsichtsvollste – fällt wie ein toter Stein in einen stillen Teich. Auf der einen Seite ein Mensch, den man aufruft, über alle Grenzen des Menschlichen hinaus zu leiden, auf der andern Gott selbst auf der Folterbank angesichts der Unzulänglichkeit einer Schöpfung, der er den freien Willen gewährt hat.

So mochte Shakespeare an seine Brust klopfen wegen der Jämmerlichkeit der Wut König Lears, oder Bach über den mangelnden Schwung der Klänge seiner Matthäus-Passion, oder El Greco verzweifelt den Blick abwenden von der Glanzlosigkeit seiner Bilder. Hier liegt der Anfang dessen, was wir die Passion nennen – ein geheimnisvolles Wort, das gleichzeitig das denkbar größte Leiden und die denkbar größte Versunkenheit in eine andere Person bedeutet; Leiden, das bis zu dem Punkt ertragen wird, wo es ekstatisch wird und zwei Leiber, zwei Gesinnungen und zwei Seelen zum Schmelzen bringt, so daß sie ein werdend ineinanderfließen.

*But as all several souls contain
Mixture of things they know not what,
Love these mix'd souls doth mix again,
And makes both one, each this, and that.**

Jesu Passion hat durch die äußerste Intensität seines Leidens alles übrige Leiden ausgebrannt, so sehr, daß am höchsten erreichbaren Punkt einer Lebenserfahrung, wenn ein Mensch am letzten Ende seiner Sterblichkeit, gleichsam schwankend am Rand ihres Abgrunds steht, er undeutlich wahrnehmen kann, daß selbst das Leid eine Kundgabe von Gottes Gnade und Liebe ist, und er sein Leid als eine seltene und kostbare Opfergabe Gott darbringen darf. Ebenso läßt die Liebe, die Jesu Passion entströmte, wie das Blut, das aus seinen Wunden floß, uns alle eins werden, eins mit ihm und untereinander, so wie Liebende im Erleiden ihrer menschlichen Leidenschaft eins werden.

* Doch da in allen mehrere Seelen wohnen,/Mischung von ihnen unbekanntem Dingen,/Wird Liebe gemischte Seelen nochmals mischen,/Und macht beide eins, jede zu dem und zu jenem.

Jesus selbst sagte, die größte Tat der Selbstlosigkeit, zu der ein Mensch fähig sei, bestehe darin, sein Leben für seine Freunde dahinzugeben. Er freilich sollte den Trost nicht haben, für einen bestimmten Menschen zu sterben; er mußte für jeden sterben. So für die Menschheit sterben hieß, menschlich gesprochen, sterben für eine Abstraktion, als wäre man der Unbekannte Soldat in der Abtei zu Westminster oder unter dem Arc de Triomphe, statt der postum mit dem Verdienstkreuz ausgezeichnete Held. Opfer muß wie Liebe, um menschlich zu befriedigen, etwas Zweiseitiges sein; darin gibt es ein Wer für Wen?, wie in einer Revolution. Jesu Opfer hatte einen so gewaltigen Umfang, daß ihm scheinen mußte, nie ans Ende seiner Umkreisung gelangen zu können. Wir, die wir die ungeheuren Folgen seiner Tat kennen, stellen ihn uns vor als gestützt und gehalten von der Gewißheit des erhabenen Ergebnisses; aber der Einsame im Garten Gethsemani, dessen kleine Schar unbedeutender und unzuverlässiger Jünger nicht einmal auf sein Geheiß hin wachbleiben kann und sich ohnehin bald in alle Winde zerstreuen wird, hat nichts als seine einmalige Beziehung zu Gott und die innere Sicherheit, wie sehr die ihm anvertraute Sendung Gültigkeit hat: dies muß ihm Kraft verleihen angesichts der Aussicht, in die Hände seiner Feinde zu fallen, die zu seiner Ermordung entschlossen sind.

Die einzig mögliche Erklärung für Jesu Seelenverfassung in jenen Stunden ist diese: entweder war er völlig verrückt und von einem großenwahnsinnigen Todeswunsch besessen, oder ein verschrobener Scharlatan, der sich in den Schlingen seiner eigenen Betrügerei verfangen hatte. Oder er war, wie die Evangelien lehren, wirklich der menschengewordene Gott, der gemäß den Weissagungen sterben mußte, damit in Zukunft die Menschen in ein neues geistliches Dasein hineingeboren werden, auf Erden schon Gottes

ewiges Reich der Liebe zu erfahren, woher sie stammten und in das sie wieder zurückkehren sollten. Lebte Jesus in einem Wahn, so haben doch seine Wahnvorstellungen ungezählten Millionen von Christen, von den einfachsten bis zu den anspruchvollsten, die Wahrheit geschenkt. War er wahnsinnig, so ist sein Wahnsinn doch zweitausend Jahre hindurch für die Christenheit zur Quelle geistiger und seelischer Gesundheit geworden. War er aber, wie er für sich in Anspruch nahm, in einem besonderen und einmaligen Sinn Gottes Sohn, dann bilden die Worte, die er sprach, die Taten, die er setzte, der Tod, den er starb und sein wiedererstandenes Leben eine Einheit, und diese Einheit ist unser Heil. *Es gibt aber auch noch vieles andere, was Jesus getan hat* – so schließt das vierte Evangelium. *Wollte man alles im einzelnen niederschreiben, würde – so glaube ich – selbst die ganze Welt die Bücher nicht fassen, die man da schreiben müßte.* Das ist ein rührendes und für uns Wortverkäufer – so nennt uns Augustinus – tröstendes Wort. Wir neigen zu solchen Bemerkungen, wenn wir das uns zur Verfügung stehende Spatium ausgefüllt haben, ohne den Gegenstand zu erschöpfen. Seit jener Zeit sind viele Bücher über die Ereignisse Jesu geschrieben worden. Die Welt kann sie gerade noch fassen, und sicher werden noch viele geschrieben werden. Aber nimmt man sie zusammen, so gleichen sie nur dem Inhalt der Körbe, die nach der Speisung der Fünftausend gefüllt wurden. Die eigentliche Nahrung, die fünf Gerstenbrote und zwei Fische, sind und bleiben die Evangelien selber.

Als Jesus abermals zu den Jüngern zurückkehrte und sie wieder schlafend fand, hieß er sie *weilerschlafen* und der Ruhe pflegen. Es kommt jetzt wirklich nicht mehr darauf an, ob sie wachen oder schlafen. Für den Augenblick sind sie unwichtig. Die Stunde des Verrates Jesu ist da: *der mich verraten wird, ist nahe.* Nun erscheint, von Judas angeführt,

eine Schar römischer Legionäre und Tempelwächter, dazu eine vermischte Gesellschaft von der Sorte, die bei Verkehrsunfällen gafft oder darauf wartet, bis ein Lebensmüder von einem hohen Gebäude springt. Die Legionäre und Wächter sind mit Schwertern und Knüppeln bewaffnet: einige tragen Laternen oder Fackeln – ein gespenstisch grelles Bild, eher melodramatisch aufregend als echt ergreifend, mehr Theater als Leben. Jesu Einsamkeit ist vorbei; die Welt hat sich in den Garten Gethsemani gedrängt, jetzt wird *er in die Hände der Sünder ausgeliefert*. Abgemacht ist, daß wenn Judas ihn küßt, dies das Zeichen sein soll, ihn in Gewahrsam zu nehmen – aber vorsichtig, wegen seiner übernatürlichen Kräfte. Wie bezeichnend für Menschen dieser Welt, zu glauben, Kräfte, die Kranke heilen und geistig Gestörten Klarheit zurückgeben, könnten gleichermaßen dazu dienen, einen physischen Angriff abzuwehren! Als sei die Kunst eines behandelnden Chirurgen ebenso wirksam im Zerschneiden von Knochen wie in deren Heilung. Judas zögert; immer wieder schiebt er den schicksalsschweren Augenblick hinaus – den Kuß, der nie ungeschehen gemacht werden kann. Also tritt Jesus selbst hervor und fragt, wen sie suchen. *Jesus von Nazareth*, antworten sie, und lakonisch erwidert er: *Der bin ich*. Nach dem Bericht des vierten Evangeliums geschah dann etwas sehr Sonderbares; Judas und all die andern weichen zurück und beugen sich einmütig vor Jesus.

Die Macht der Wahrheit ist sehr groß, was selbst solche, die Scheingebilde mehr lieben und deshalb die Wahrheit hassen und sie zu besudeln und niederzutreten suchen, schließlich anerkennen müssen. So mußten sich die Männer, die Stephanus steinigten, die Ohren verstopfen und sich blindwütig auf ihn stürzen, denn seine leuchtenden Worte und sein strahlendes Antlitz hatten sie mitten ins Herz getroffen. Sogar der böse alte Karamasow lag plötz-

lich vor Vater Sossima auf den Knien, obwohl er gekommen war, ihn zu verhöhnen. Daß die Rotte, die mit Judas gekommen war, um Jesus festzunehmen, sich vor ihm demütigte, war eine ähnliche Reflexhandlung. Erneut gefaßt, nehmen sie ihre drohende Haltung wieder ein, und Jesus fragt sie abermals: *Wen sucht ihr?*, um die gleiche Antwort zu erhalten: *Jesus von Nazareth*. Wiederum entgegnet er: *Ich bin es*, diesmal hinzufügend, sie seien frei, ihn zu ergreifen. Er verlangt nur, daß *diese* – er zeigt auf die Jünger – unbehelligt *ihre Wege gehen dürften*. Mit Ausnahme von Petrus und Johannes verschwinden nun die Jünger von der Szene bis nach der Auferstehung und der Herabkunft des Heiligen Geistes, der sie stärken und ihnen seine Kraft einhauchen wird.

Noch immer trifft man keine Anstalten, Jesus zu ergreifen. Alle warten auf das verabredete Zeichen – den Judaskuß. Für Judas ist es die letzte Demütigung, daß sein Verrat Jesu sich schließlich als unnötig herausstellt, sein Kuß als zwecklos. Doch er kann nicht umgangen werden; jeder Mensch ist sein eigener Folterer und Henker. Er tritt vor – *sogleich ging er auf Jesus zu und sagte: «Sei begrüßt, Rabbi», und küßte ihn*. Immer noch kein Vorwurf. *Freund*, sagt Jesus ruhig, *wozu bist du gekommen?* Vergeblich suche ich mir die Verzweiflung vorzustellen, die nun über Judas hereingebrochen sein muß – was er verlor, was er getan, und all dies sinnlos. Er flieht von der Stätte und von denen, die er dorthin geführt hatte; sie brauchen ihn nicht mehr und es ist ihnen gleichgültig, ob er bleibt oder geht, sie sind froh, nicht weiter an ihn erinnert zu werden. Er bringt – denn *es reute ihn* die dreißig Silberlinge den Priestern und Ältesten zurück, die jedoch das Geld nicht mehr wollen – *was geht das uns an? Sieh du zu*. Darauf wirft er das Geld im Heiligtum hin, geht davon und bringt sich um. Was blieb ihm anderes übrig?

Zum ersten Mal sieht sich Jesus der Macht in ihrer nackten Form von Gewalttätigkeit gegenüber. Natürlich war ihm die Macht des kaiserlichen Rom nicht unbekannt – die Soldaten, Waffen, der imperiale Pomp und Umtrieb. Hätte er das Angebot des Teufels angenommen, alle Reiche der Erde zu besitzen, so stünde er selbst nun an der Quelle der Autorität und brauchte sie nicht über sich ergehen lassen; er könnte Befehle erteilen und wäre nicht ein Opfer des Machtapparats. Wie die Dinge aber liegen, wird er jetzt *unter die Übeltäter gezählt*. Kurz zuvor noch hatte er im Gegensatz zu den früheren Weisungen bei der Aussendung zum Predigen, nichts mit sich zu nehmen, den Jüngern gesagt, *wer eine Börse oder eine Tasche hat, soll sie mitnehmen, und wer kein Schwert besitzt, soll sein Gewand verkaufen und mit dem Erlös eines erwerben*. Die Jünger nahmen das wörtlich und wiesen zwei Schwerter vor, die sie sich vorsorglich verschafft hatten. Vermutlich hatte Petrus eines dieser Schwerter in den Garten Gethsemani mitgebracht. Da er nun sieht, wie Jesus von den Legionären und Tempelwächtern ergriffen und von der übrigen Meute bedrängt wird, zieht er sein Schwert und greift einen Diener des Hohenpriesters an – einen Mann namens Malchus – und schlägt ihm das Ohr ab. Jesus heilt sogleich die Wunde und tut dabei einen jener erhabenen Aussprüche, die Jahrhunderte hindurch in der Welt widerhallen sollten. Indem er Petrus das Schwert einzustecken befiehlt, fügt er hinzu: *Denn alle, die zum Schwert greifen, werden durch das Schwert umkommen*.

Dieses Wort hat sich in allen Situationen und auf allen Ebenen der Gewalt bewahrheitet, vom erbärmlichen kleinen Terroristen, der in Deckung auf der Lauer liegt, um bei günstiger Gelegenheit seinen Schuß abzufeuern, bis zu den großen Feldzügen und Schlachtfeldern der Geschichte. Sieger und Besiegte sind gleichermaßen Beispiele für das

Wort; haben sie einmal zum Schwert gegriffen, so hängt es immerfort über ihnen als ihr Richter und Zerstörer. Alexander ging ebenso durch das Schwert zugrunde wie jene, die er damit besiegte: Mörder wie Opfer. Dennoch besteht die Illusion weiter, sogar Jesus könne mit dem Schwerte gedient werden, ja ihn selber könne man dazu bringen, es zu ergreifen. Viele sind zu verschiedenen Zeiten, wie die Kreuzfahrer und Cromwells Eisenreiter, mit dem Schwert in der Hand marschiert, angeblich um Jesu Reich zu fördern. Und noch heute erleben wir das merkwürdige Schauspiel exaltierter Kleriker, die im Namen Jesu Gewaltakte befürworten, offenbar in der Erwartung, daß wer zum Schwert greift, mit ihm siegen wird, sofern seine Sache gerecht ist. Bevor Jesus abgeführt wird, wendet er sich hart an jene, die ihn ergriffen hatten: *Wie gegen einen Räuber seid ihr ausgezogen mit Schwertern und Knütteln. Als ich täglich bei euch im Tempel lehrte, habt ihr nicht Hand an mich gelegt, aber dies ist eure Stunde und die Macht der Finsternis.* Und doch, so fährt er fort, müßten sie nicht meinen, er sei wehrlos. Hätte er gewollt, der Vater hätte ihm mehr als zwölf Legionen Engel zu seinem Schutz geschickt. Dies aber hätte die Schrift Lügen gestraft, nach der er in die Hände seiner Verfolger fallen mußte. Alle Hilfe von oben ausschlagend und ohne jeden irdischen Beistand ergibt er sich ihnen, damit sie mit ihm nach ihrem Willen verfahren.

Dergestalt mit der Gewalt, dem rechten Arm und Hauptwerkzeug der Macht, fertig geworden, hat sich Jesus nunmehr einem andern großen Wahngelbte dieser Welt zu stellen – der Justiz. Er wird zitiert, der Reihe nach zu erscheinen vor den jüdischen Behörden: in der Person des Kajaphas und des Hohen Rats, vor den römischen Behörden in der Person des Statthalters und Prokurators Pontius Pilatus, und als Galiläer vor dem römischen Satrapen Herodes. In all den aufgezeichneten Groß-Prozessen der Ge-

schichte – handle es sich um Sokrates, Jesus oder Nürnberg – ist das Thema immer dasselbe und im Wesentlichen auch der Rahmen. Man käme mit einer einzigen Kulisse aus, sie alle darzustellen, nur der Angeklagte würde jeweils wechseln, alle übrigen Mitspieler – Richter, Polizei, Zeugen, Verteidiger und Ankläger – können die gleichen bleiben, und vor allem das Publikum. In jedem dieser Fälle verurteilen die Starken die Schwachen, der Sieger den Besiegten, und tarnen dies mit unterschiedlicher Spitzfindigkeit und Raffinesse als Rechtssystem. In dieser Welt Gerechtigkeit verlangen (was Jesus übrigens niemals tat, auch ließ er nie durchblicken, sie sei zu erwarten und verwendete das Wort in keiner seiner Äußerungen), heißt praktisch nach etwas rufen, das seinem Wesen nach nicht gerecht sein kann – nach dem Gesetz. Nach Gerechtigkeit gemäß menschlichen Begriffen schreien, ist so töricht wie mitten in der Sahara Eiswasser verlangen. Von Menschen können wir Erbarmen und Mitleid erhoffen, und von Gott, dank Jesus, Verzeihen; bloße Gerechtigkeit – niemals! Wie feinsinnig drückt dies Pascal aus, wenn er sagt, die Richter seien darauf angewiesen, Perücken, Hermelin und rote Roben zu tragen! Wer könnte sonst ihre trügerischen Urteile ernstnehmen? Wären wir fähig, Gerechtigkeit zu gewähren und zu empfangen, brauchten wir keine Gesetze, um die Ungerechtigkeit zu kodifizieren, keine Parlamente, um Gesetze zu erlassen, keine Juristen, um über diese zu streiten, keine Polizei, um ihnen Nachdruck zu verschaffen, keine Revolutionäre, um sie umzustößeln und sie zu gegebener Zeit durch andere zu ersetzen, keine Gefängnisse und Henker, um mit all jenen aufzuräumen, die sich ihnen nicht fügen. «Mir geht es allein um Gerechtigkeit», ist der Schrei eines jeden Fälschers, sei es der Hoffnung oder der Ängste oder auch nur des Geldes, womit wir leben. Verglichen mit der Forderung nach Gerechtigkeit ist der Griff nach dem Mond eine Klei-

nigkeit, der nach der Ewigkeit billig und das Glück in jedem Supermarkt zu haben.

Jesus erscheint zunächst vor dem Hohen Rat unter dem Vorsitz von Kajaphas, zu dessen Haus er vom Garten Gethsemani gebracht worden war. Auf dem Weg dorthin begab sich nach Markus eine seltsame Episode. Ein Jüngling folgte Jesus mit besonderem Eifer. Er war mit einem bloßen Linnen bekleidet, vielleicht weil der Lärm ihn aus dem Bett aufgeschreckt hatte. Oder war er ein weiterer Geistesgestörter, der sich zu Jesus hingezogen fühlte wie jener im Land der Gadarener? Sein Eifer, Jesus zu folgen, erregte Verdacht, und man wollte ihn ergreifen, worauf er sich losriß und nackt in die Nacht entfloh, das Linnen in den Händen jener zurücklassend, die ihn festnehmen wollten. Manche haben vermutet, es sei Markus selbst gewesen; meines Erachtens muß es sich eher um einen Berichterstatter auf der Suche nach einer Story für etwas der heutigen «Jerusalem Post» Entsprechendes gehandelt haben.

Kajaphas und der Hohe Rat hassen Jesus. Für sie ist er nicht nur ein Übeltäter und Hochstapler, der sich mit wildem Gerede und Scheinwundern ein Gefolge verschafft hat – ein zweiter und ärgerer Johannes der Täufer. Weit schlimmer als das, hat er sich in ihr ureigenstes Gebiet eingedrängt – das der Weissagungen, und behauptet, er sei der Messias, dessen Kommen diese voraussagen. Dieser dubiose, ungebildete Niemand, und ausgerechnet aus Nazareth, der sich als den verheißenen Knecht Gottes ausgab, als den Erlöser, auf den sich all ihre Hoffnungen richteten in Erwartung der Wiederherstellung von Israels Geschick und Größe als auserwähltes Volk Gottes? Unerträglich.

Das Verhör beginnt ziemlich ruhig. Mehrere bestochene Zeugen werden vorgeführt, Aussprüche Jesu wiedergegeben, die so verdreht werden können, daß sie die Anklage gegen ihn erhärten, namentlich die Bemerkung, er

könne den Tempel niederreißen und ihn in drei Tagen wieder aufbauen. Jesus äußert sich nicht dazu; wie Dostojewskis wiedergekehrter Christus vor dem Großinquisitor bewahrt er vollkommenes Schweigen, als habe der ganze Wortschwall, der sich über ihn ergießt, nichts mit ihm zu tun. Dies ist die vollendete Antwort, sie versetzt Kajaphas genauso in Wut wie den Großinquisitor. Die Stärke des Gesetzes und der trügerischen Justiz, die es verkörpern möchte, liegt in der Leichtigkeit, mit der wir in ihre Vorgänge verwickelt werden können. Schon bloß eine Frage beantworten heißt, sich auf Bezugspunkte einzulassen, und bereits sind wir verurteilt. Kajaphas, wütend über die Art, wie Jesus durch sein Schweigen die Anklage gegen ihn zunichte macht, steigt von seinem Richterstuhl herab, geht auf Jesus zu und fragt ihn, weshalb er seinen Anklägern nicht antwortet. Jesus schweigt weiterhin. Da verliert Kajaphas die Beherrschung und brüllt: *Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, sag uns, ob du der Messias bist, der Sohn Gottes.* Endlich spricht Jesus: *Du hast es gesagt.* Dann fügt er hinzu: *Von nun an werdet ihr den Menschensohn sehen, sitzend zur Rechten der Kraft und kommend auf den Wolken des Himmels.* Das ist mehr, als Kajaphas ertragen kann; in seiner Wut zerreißt er seine Kleider und zieht Jesus der Gotteslästerung. Zu den übrigen Vertretern des Hohen Rats gewandt, fragt er nach ihrer Meinung, und einstimmig antworten sie, Jesus habe den Tod verdient. Nachdem sie so seine Schuld festgestellt und das Todesurteil ausgesprochen haben, wenden sie sich wieder Jesus zu, rempeln und speien ihn an, verhöhnen ihn und fordern ihn ironisch auf, zu prophezeien, wie es sich für einen Messias schicke.

War Jesus schuldig? Gewiß war er es. Ebenso schuldig wie Jeanne d'Arc, Thomas Morus und Servet, ebenso wie die alten Bolschewiken, denen Stalin den Prozeß machte und die vielen Nazis, die in Nürnberg von ihren Besiegern

verurteilt wurden. Van der Lubbe, Kardinal Mindszenty, Robert Oppenheimer, Pétain und viele, viele andere, sie alle sind insgesamt schuldig. Der Held von Kafkas Roman «Der Prozeß» hat keine klare Vorstellung, wofür er angeklagt ist oder weshalb. Alles, was er weiß, ist, daß er schuldig ist des einzigen bestehenden Verbrechen, des Kernstücks jeder Kriminalität zu allen Zeiten und in allen Umständen – auf der Seite der Verlierer zu stehen. Jesus nimmt in seiner göttlichen Hellsicht diese Situation hin; nur gelegentlich tritt er aus dieser Haltung heraus und weist darauf hin, daß er nur ein Wort zu sagen brauche, und Legionen von Engeln würden zu seiner Hilfe eilen und ihn von so erbärmlichen Feinden wie Kajaphas erretten. Hätte er sie wirklich herbeigerufen, so wäre seine Unschuld in einem Augenblick erwiesen gewesen und Kajaphas hätte sämtliche Anklagen zurückgezogen; Pilatus hätte ihn für die Verleihung eines bescheidenen Ordens vorgeschlagen und Herodes ihm ein einträgliches Amt an seinem Hof angeboten. Statt dessen hielt Jesus an seiner Schuld fest. Jesu Schuld ist unsere Unschuld, wie seine Gefangennahme unsere Freiheit ist und sein Tod unser Leben.

Nachdem Jesu Schuld festgestellt und der Entscheid gefällt war, daß er den Tod verdiene, war es nach den Evangelien erforderlich, daß das Urteil durch die römische Behörde bestätigt und vollstreckt würde. Hätte der Hohe Rat selber die Vollmacht gehabt, Jesus hinzurichten, dann wäre er wahrscheinlich wie Stephanus gesteinigt und nicht gekreuzigt worden. Dann hätte es kein Kreuz gegeben und somit auch keinen Anlaß für Gott, ein so barbarisches Instrument der Hinrichtung in ein Symbol des Heils der ganzen Menschheit zu verwandeln. Jesus mußte also nicht bloß den Tod erleiden, er mußte gekreuzigt werden. Sein Auftritt vor Pilatus war ganz anderer Art als der vor dem Hohen Rat, und Jesus selber reagierte völlig anders. In Pilatus'

Augen war Jesus nicht die hassenswerte und gefährliche Gestalt, als die der Hohe Rat ihn sah, vielmehr bloß ein weiteres Element im endlosen Aufruhr Judäas, für dessen Ruhe und Ordnung der Prokurator verantwortlich war. Der einzige Punkt, wo römische Interessen im Gegensatz zu den jüdischen unmittelbar betroffen wurden, war Jesu angebliche Behauptung, der König der Juden zu sein. Nach römischen Begriffen roch das nach Umsturz, und sollte es dem Kaiser zu Ohren kommen, vielleicht gar in entstellter Form, könnten sich daraus für Pilatus leicht Unannehmlichkeiten ergeben und ein Rückschlag seiner Laufbahn im Kolonialdienst. Gleichzeitig war Pilatus von Jesus eindeutig gefesselt, ja es wird sogar darauf hingewiesen, daß seine Frau von der Lehre Jesu angezogen war und durch einen angeblichen Traum veranlaßt wurde, ihren Gatten davor zu warnen, sich an der Kreuzigung Jesu zu beteiligen. Ihr Name – Claudia Procula – findet sich im offiziellen Martyrologium der griechisch-orthodoxen Kirche.

Jedenfalls war es eine eigenartige Gegenüberstellung: der gebildete, urbane Römer auf der einen Seite, der ungelehrte jüdische Mystiker auf der andern, der Weltmann gegenüber dem Manne, der nicht von dieser Welt ist, Cäsars Stellvertreter in Judäa und der Stellvertreter Gottes auf Erden. Es wäre irgendwie reizvoll anzunehmen, Jesus habe auf Pilatus einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, doch hat wohl eher Anatole France in seiner Erzählung recht, wo einer den altgewordenen Pilatus aufsucht, um von ihm seine Eindrücke von Jesus zu erfahren und dabei feststellen mußte, daß er sich überhaupt nicht mehr an ihn erinnert. Zu Pilatus Zeiten trieben sich allerlei religiöse Fanatiker in Judäa herum. Er scheint sich eher an Johannes den Täufer erinnert zu haben, und dies wohl nur weil Herodes mit seinem Schicksal verquickt war. Die Geschichte vom Tanz Salomes und ihrer Forderung, das Haupt des Täufers in einer Schüs-

sel überreicht zu erhalten, hat gewiß in den Kreisen, in denen Pilatus sich bewegte, die Runde gemacht. In ähnlicher Weise mag auch zur Zeit der britischen Herrschaft in Indien ein Gouverneur von Bombay den Fall eines jungen Advokaten namens Gandhi vergessen haben, der, eben aus Südafrika zurückgekehrt, in subversive Tätigkeiten verwickelt war.

Der Dialog zwischen Pilatus und Jesus ist eines der Schlüsselgespräche in den Evangelien – ähnlich dem mit Nikodemus, mit dem reichen Mann oder mit Martha in Bethanien. Jesus konnte mit Pilatus sprechen, was er mit Kajaphas nicht konnte, denn Pilatus suchte wirklich nach Aufklärung, während es Kajaphas nur darum ging, Jesu Schuld festzustellen, über die er in seinem Innern bereits entschieden hatte. Pilatus beginnt mit der Frage an Jesus, ob er wirklich der König der Juden sei, worauf Jesus ihm mit einer andern Frage antwortet: ob Pilatus dies von sich aus frage, oder ob andere ihm zugetragen hätten, er erhöhe Anspruch darauf, diesen Titel zu führen? Pilatus weicht der Antwort auf eine so spezifische Frage aus mit einer rhetorischen Gegenfrage: *Bin ich denn ein Jude?* Jesus, so fährt er fort, sei ihm von seinen eigenen Landsleuten überliefert worden, namentlich vom Hohenpriester und vom Hohen Rat. Sie müßten dafür doch einen Grund gehabt haben, was ihn endlich zum Kern der Sache bringt: *Was hast du getan?* Jesus antwortet mit dem unvergeßlich und wahrhaft erhabenen Wort: *Mein Reich ist nicht von dieser Welt.* Wäre sein Reich von dieser Welt, so fährt er fort, dann hätten seine Diener zu den Waffen gegriffen, um seine Auslieferung an die jüdischen Behörden zu verhindern. (Man denkt dabei an die verängstigten Jünger mit ihren zwei Schwertern!) So wie die Dinge liegen, stammt seine Autorität aus andern als irdischen Quellen. Dies scheint für Pilatus eine Königsrolle irgendwelcher Art zu besagen: *Also bist du doch*

ein König?, fragt er. Du meinst, ich sei ein König, entgegnet Jesus, aber ich will dir sagen, was ich bin – und darauf ergeht die ungeheure Antwort: *Dazu bin ich geboren und in die Welt gekommen, um für die Wahrheit Zeugnis abzulegen. Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört auf meine Stimme.*

Der arme Pilatus ist überwältigt und kann nur hilflos murmeln: *Was ist Wahrheit* – drei Worte, deretwegen er bis ans Ende der Zeiten bekannt bleiben wird. Selbst wenn Pilatus ernsthaft nach einer Antwort auf diese Frage gesucht hätte, Jesus würde ihm wie den Jüngern nur gesagt haben, daß er, der Menschensohn, *der Weg, die Wahrheit und das Leben* sei. Etwas, das die Jünger vage verstanden, Pilatus aber überhaupt nicht begriffen hätte. Von Amtes wegen hat er sich mit Justiz, Gesetz, öffentlicher Ordnung und Regieren zu befassen, eher als mit Wahrheit. Um weiteren Verwicklungen zu entgehen, eilt er hinaus zu den Leuten des Hohen Rats, die ihm Jesus hergebracht hatten, selber aber draußen geblieben waren, aus Furcht, sich vor dem Passahfest zu verunreinigen. Pilatus teilt ihnen mit, er könne an Jesus keine Schuld finden. Sie aber bestehen umso mehr darauf, daß er gekreuzigt werden müsse, und sagen: *Er bringt das Volk in Aufruhr in ganz Judäa, von Galiläa angefangen bis hierher.* Beamte sind stets darauf bedacht, sich fälligen Entscheidungen zu entziehen, und jegliches wird ihnen als Vorwand dienen, auf eine Akte zu kritzeln: Betrifft Abteilung so und so oder Herren X Y, wenn nur das lästige Dokument weiterwandert. Im Wort «Galiläa» erblickt Pilatus einen solchen Rettungsanker und greift danach wie ein Ertrinkender. Ist denn Jesus ein Galiläer? Ja, das ist er. In diesem Fall ist Herodes zuständig und Jesus soll ihm sofort überstellt werden.

Herodes, wie Pilatus – der gewöhnlich in Caesarea residierte –, hielt sich für das Passahfest in Jerusalem auf. In der Regel nahm Pilatus, wenn er nach Jerusalem kam, in

Herodes' prächtigem Palast auf dem Berg Sion Quartier. Da nun aber Herodes anwesend war, bezog er die Festung Antonia, von der her man den Tempel gut überblickte, ein sicherer Schutz für den Fall von Unruhen, womit bei jüdischen Festen immer zu rechnen war. So wurde denn Jesus zum Palast des Herodes gebracht und dem Kleinfürsten vorgeführt, von dem er einst als von *jenem Fuchs* gesprochen hatte. Herodes war seit langem neugierig, Jesus zu sehen. Doch dieser, eingedenk des Schicksals des Täufers, war ihm sorgfältig aus dem Weg gegangen, bisweilen auf den See von Genesareth ausweichend, um nicht in seinen Machtbereich zu geraten. Herodes hoffte gewiß, Jesus könnte dazu gebracht werden, zur Unterhaltung der Hofgesellschaft eines seiner Wunder zu wirken. Obwohl er ihn mit Fragen überschüttete und die Juden, die den Palast mitbetreten hatten, ihn weiterhin heftig schreiend anklagten, schwieg Jesus still, diesmal wohl aus Verachtung. Die Überlegung ist aufschlußreich: hätte Jesus mit den Zeloten gemeinsame Sache gemacht und in der jüdisch-nationalen Bewegung eine führende Stellung eingenommen, so in der Absicht, die Herrschaft aus römischen Händen in die irgendeines eingeborenen Monarchen in Judäa zu übertragen, etwa des Herodes, so wie die Herrschaft irgendeiner goldbetreßten Exzellenz an einen Kaunda, Bokassa oder Amin übergeht. Für eine solche Übertragung aber wäre eine Menschwerdung kaum nötig gewesen. Da Herodes Jesus weder eine Antwort noch ein unterhaltsames Wunder entlocken konnte, verhöhnnte er ihn mitsamt seinem Gefolge; *er ließ ihm ein Prunkgewand anziehen und schickte ihm zu Pilatus zurück*. Aus irgendeinem unerklärlichen Grund führte diese Fühlungnahme zwischen dem Satrapen und dem Landpflieger anlässlich des Gerichtsfalls Jesu zu einem freundlicheren Verhältnis, als es bisher bestand. Vielleicht führte sie eine unbewußte Einsicht, Gott in Person gesehen und gleicher-

maßen keine adäquate Antwort zustandegebracht zu haben, näher zusammen.

Da ihm Jesus wieder zugeschoben wird, versucht Pilatus nochmals ihn zu retten, er bietet seine Geißelung an, um ihn dann freizulassen; denn er und Herodes haben beide festgestellt, daß er nichts Todeswürdiges verbrochen hat. Der Pöbel aber, der Jesus auf den Fersen ist und es bis zu seinem Tod bleiben wird, schreit unerbittlich: *Kreuzige ihn! Kreuzige ihn!* Solcher Pöbel ist in der Geschichte ein immer vorhandenes Moment und leicht zu manipulieren – in diesem Fall durch den Hohen Rat. Er wird ebenso schnell dazu gebracht, nach dem Tod eines Märtyrers zu schreien wie einen Tyrannen zu verherrlichen, und, ins Geschirr der allgemeinen Meinung gespannt, kann er leicht für jedermann reden. Eine moderne Abart davon ist das Publikum im Fernsehstudio. Man braucht bloß dem jeweiligen Teamchef zuzuschauen, wie er die Leute erwärmt und dazu bringt, je nach Bedarf zu applaudieren, zu lachen, zu stöhnen oder zu pfeifen, so steckt man mitten im heutigen Machtprozeß. Das Verfahren läßt sich auf alle Herrschaftssysteme anwenden, seien sie demokratisch, oligarchisch, autoritär, paternalistisch, hierarchisch oder monarchisch. Da fällt Pilatus ein, daß es am Passahfest Brauch ist, einen vom Hohen Rat bezeichneten Gefangenen zu begnadigen, und so schlägt er vor, Jesus diese Gunst zu gewähren. Wiederum vereitelt der Pöbel seine Absicht und schreit nach Barabbas; dieser und nicht Jesus soll freigelassen werden. Barabbas war offenbar eine Art Che Guevara jener Zeit, ein Guerillaführer und Freiheitskämpfer, *der nämlich wegen eines Aufruhrs in der Stadt und wegen Mordes ins Gefängnis geworfen worden war.* Damit ist Jesu Schicksal besiegelt. Die ironische Frage des Pilatus: *Soll ich euren König kreuzigen?*², steigert nur die Wut des Hohen Rats und die Hohenpriester entgegen, wie Pilatus scheint mit einem drohenden Unterton: *Wir haben*

keinen König außer Cäsar. Nachdem er sich feierlich die Hände gewaschen, um zu bedeuten, er sei *am Blute dieses Gerechten unschuldig*, wird Barabbas auf seinen Befehl hin freigelassen und Jesus seinen Henkern übergeben. Wäre umgekehrt Jesus freigelassen und Barabbas gekreuzigt worden, ist es höchst unwahrscheinlich, daß ein Barabbianertum die westliche Welt so überflutet hätte, wie das Christentum es tat. Über das weitere Schicksal des Barabbas wissen wir nichts, doch können wir uns vorstellen, wie er seine staatsfeindliche Tätigkeit fortsetzte, vielleicht der Gemeinschaft von Qumran beitrug und dort gerüchtweise von der Ausbreitung des Christentums hörte, dessen Begründer der verrückte König der Juden war, den Pilatus damals an seiner Statt freigegeben wollte.

Die zahlreichen Anspielungen des Pilatus auf Jesus als den König der Juden zielten absichtlich darauf hin, die Wut des Hohen Rates zu entfachen – und dies mit Erfolg. Sie halfen Pilatus vielleicht auch, seine Bedenken zu erstickten, einen Menschen, an dem er keine Schuld finden konnte, ans Kreuz zu schicken. Schließlich war ja Jesus, insofern er – nach Pilatus' Begriffen lächerlicher Weise – behauptet hatte, ein König zu sein, ein Umstürzler, der nach römischem Gesetz mit der Kreuzigung bestraft wurde. Um diesen Sachverhalt klar herauszustellen, ließ Pilatus eine Tafel anfertigen und über Jesu Haupt am Kreuz befestigen, die in den drei den Lesekundigen Jerusalems geläufigen Sprachen – Hebräisch, Lateinisch und Griechisch – verkündete, Jesus sei der König der Juden. Der Hohe Rat protestierte natürlich, doch wenigstens in diesem Punkt blieb Pilatus eisern und lehnte ab, die Inschrift dahin abzuändern, daß Jesus *gesagt habe*, er sei der König der Juden. *Was ich geschrieben habe, bleibt geschrieben*, sagte er. So starb denn Jesus, nach Pilatus' Wunsch, unter dem Vermerk, der ihn als König der Juden kennzeichnete. Jesus selber sprach Ara-

mäisch, den Ortsdialekt, und wird ohnehin unfähig gewesen sein, die Inschrift zu lesen. In Wirklichkeit erwies sich der Scherz, dürftig wie er war, als Mißgriff. Jesus hat sich weit über jede Vorstellung des Pilatus als König der Juden erwiesen. Gleichzeitig brachte der Spott in Pilatus' Inschrift nicht so sehr Jesus in Verruf als sämtliche übrigen Könige damals und später. Für jene, die Augen haben, um zu sehen, kann es nie wieder einen völlig glaubwürdigen König geben.

So verhält es sich auch mit dem Possenspiel der römischen Soldaten, da sie Jesus in einen roten Mantel kleideten, eine Krone aus Dornen flochten, sie ihm aufs Haupt drückten und ihm ein Rohr als Zepter in die Hand gaben, alsdann vor ihm niederknieten und in nachgeächter Ehrfurcht schrien: *Heil dir, König der Juden!* Auch sie verhöhnten nicht bloß, wie sie meinten, einen armen, irregeleiteten Menschen, der alsbald sterben sollte, sondern waren daran, sämtliche Könige, Herrscher, alle Autoritätsträger, die es je gab und geben wird, zu verhöhnen. Sie zogen die Macht selbst ins Lächerliche und sorgten dafür, daß es inskünftig unter jeder Krone Dornen und unter jedem Purpurmantel einen geschundenen Leib gibt.

Im Garten Gethsemani hatte Jesus das Scheingebilde der Gewalt aufgezeigt; dann, als er vor dem Hohen Rat, vor Pilatus und Herodes erschien, das Scheingebilde der Justiz. Nun, in diesem gräßlichen Mummenschanz mit ihm als Spottkönig der Juden, wird das Trugbild der Macht selbst für alle Zeiten bloßgestellt. Es gab zwar Tyrannen, die nach Jesu Tod sich in seinem Namen erhoben, und es währte nicht sehr lange, bis in Rom ein Pontifex als Jesu Stellvertreter auf Erden mit einer dreifachen Krone gekrönt wurde. Doch es bestand, dank Jesus, auch immer ein Vorbehalt: stellte der jeweilige Machthaber nicht doch eine Spottfigur dar wie Pilatus' König der Juden, eher als eine ehrfurchtheischende Gestalt? Hinter den noch so lauten Lobgesängen

und triefenden Schmeichelreden wird der Klang des Hohn-
gelächters nie zu überhören sein. Wie absolut auch die
Macht – im Gottesgnadentum der Könige, in unfehlbaren
Päpsten, Heilig-Römischen und andern Kaisern – auch sein
mag, Jesu Gegenwart wird doch irgendwo spürbar bleiben
und die Frage aufwerfen: Ist etwa jene juwelenbesetzte
Krone nicht doch aus Dornen geflochten? Jener Purpur-
mantel nicht doch Maskerade? Jenes funkelnde Zepter
nicht doch bloß ein Rohr? Sind jene unterwürfigen Höf-
linge nicht doch höhnende Soldaten?

Der gesalbte Monarch hat sich vor dem Altar unter
einen anderen, höheren König zu beugen. Im Mysterium
der Passion werden die Werturteile der Welt auf den Kopf
gestellt: das Stärkste erscheint als das Schwächste, das Aller-
ernsteste als das Possenhafteste, das Beeindruckendste als
das Lächerlichste. Außerhalb des Mysteriums der Passion je-
doch wird die Macht allumgreifend, und nichts vermag ihre
Ansprüche zu mäßigen und ihre Grausamkeit zu mildern.
Es ist Macht um ihrer selbst willen erstrebt, wie in Orwells
«Neunzehnhundertvierundachtzig». Die ungesalbten Mon-
archen unserer Tage – die Stalin, Hitler, Mao Tse-tung –
haben sich als weit tyrannischer erwiesen, als die gesalbten
es je waren. Wenn wir, wie das nicht selten der Fall zu sein
scheint, Jesus vertrieben oder zumindest in die Katakomben
zurückgedrängt haben, sind wir unsern Beherrschern
restlos ausgeliefert, einerlei wer sie sind und aufgrund wel-
cher Ideologie sie zu regieren vorgeben. Das einzige Gegen-
mittel wider das Gift aus Cäsars Lorbeerkranz stammt aus
Jesu Dornenkrone. Er allein kann uns von den Ungeheuer-
lichkeiten und Narreteien der Macht befreien. Dies haben
die wachsten Geister unserer Zeit erfaßt, Leute wie Solsche-
nizyn. Angesichts der Macht in ihrer hemmungslosesten
und brutalsten Gestalt suchen sie Trost und Hilfe nicht in
den Universalen Erklärungen der Menschenrechte oder ähn-

lichen Verlautbarungen, sondern bei dem Mann, der die Dornenkrone trägt, zum Spott in einen Purpurmantel gehüllt wird und von einem Hofstaat höhrender Soldaten umringt ist. Dort allein wird der Macht der Stachel gezogen und ihre Anmaßung zum Bersten gebracht, und den Fürsten dieser Welt, einerlei mit welcher Ideologie und welchem Machtapparat sie ausgestattet sind, bleibt kein anderer Ausweg als, wie Judas, in die Nacht hinaus zu fliehen.

Nachdem Jesus mit Gewalt, Justiz und Macht abgerechnet hatte, den drei apokalyptischen Reitern, galt es noch den vierten aus dem Sattel zu werfen – den Tod. Dies mußte er durch sein eigenes Sterben vollbringen, auf qualvollste und schmachlichste Art, und damit zeigen, daß der Tod kein Ende, sondern Erneuerung des Lebens ist; gleich dem Weizenkorn, das, in die Erde gelegt, stirbt, um zu sprießen und erst zum grünen Halm und schließlich zur goldenen Ähre zu werden. Wie es Paulus in seinem unvergleichlichen Brief an die Korinther ausdrücken sollte: *Wenn aber dieses Verwesliche Unverwesliches und dieses Sterbliche Unsterblichkeit angezogen haben wird, dann wird sich das Wort erfüllen, das geschrieben steht: Verschlungen ist der Tod im Sieg!* Jesus am Kreuz ist die Verheißung dieses Sieges, die Auferstehung wird seine Verwirklichung sein.

Wie die Macht ohne das Eingreifen Jesu dazu neigt, absolut und tyrannisch zu werden, so eröffnet der Tod ohne sein Dazwischentreten die grauenerregende Aussicht eines endlosen Weiterdauerns unseres sterblichen Lebens, wie das der Struldbrugs, denen Gulliver auf seiner dritten Reise nach Laputa begegnete. Diese Unglückseligen, so erfuhr Gulliver, waren zur Unsterblichkeit bestimmt und boten dabei ein solches Bild des Jammers, daß er zum Schluß kam, «kein Tyrann könnte je eine Todesart erfinden, der ich nicht freudig entgegenteilte, bloß um einem solchen Leben zu entrinnen». Die eigenen Bemühungen, unser Leben

in dieser Welt auf unbestimmte Zeit zu verlängern, sind nicht verheißungsvoller; ebensowenig ist es unsere Übereinkunft, den Tod totzuschweigen in der Hoffnung, er werde, einmal aus unserer Sprache verbannt, gänzlich verschwinden. Auch nicht die erwartete Entdeckung einer Zauberpille gegen den Tod, als Gegenstück zur Anti-Baby-Pille: die eine soll uns gewährleisten, daß wir niemals sterben, die andere, als notwendige Ergänzung, daß wir ewig in einem Zustand unverletzlicher, seliger Unfruchtbarkeit dahinleben können.

Um diese letzte Erleuchtung zu erringen – die Abschaffung des Todes durch den Tod –, muß Jesus sein Kreuz durch die Via Dolorosa zur Schädelstätte schleppen, zum Hügel Golgotha gerade außerhalb der Stadtmauer. In dem kleinen Zug, der ihn dorthin begleitet, werden zwei andere Übeltäter zur Kreuzigung mitgeführt und tragen ihre Kreuze. Nach der Geißelung und den andern Mißhandlungen ist die Last des Kreuzes für Jesus zu schwer. Einer der Umstehenden, Simon von Kyrene, wird gezwungen, es für ihn zu tragen. Für diesen Simon, der das Glück hatte, zur Stelle zu sein, als die römischen Soldaten einen suchten, um ihm Jesu Kreuz aufzuladen, habe ich stets eine besondere Zuneigung empfunden. Wenn ich auch, das spüre ich, als würdiger Nachfolger Jesu in jeder Hinsicht versagt, ja Petrus in seiner Verleugnung, Thomas mit seinen Zweifeln und vielleicht sogar Judas in seinem Verrat übertroffen hätte: was Simon tat, dazu wäre ich wohl gerade noch imstande gewesen.

Ein paar Frauen ziehen hinter Jesus her und beginnen beim Anblick seines erbärmlichen Zustands laut zu klagen und zu jammern. Da wendet er sich ihnen zu und heißt sie, nicht über ihn zu weinen, sondern über sich selbst und ihre Kinder, in Erwartung der bösen Tage, die mit Sicherheit kommen, wenn Unfruchtbare gesegnet erscheinen und die

entsetzten Menschen laut schreiend die Berge auffordern, sich über sie zu stürzen, und die Hügel, sie zu begraben. *Denn wenn dies am grünen Holz geschieht, so spricht er, was wird dann mit dem dürren geschehen?* Vierzig Jahre später, als die Römer Jerusalem zerstörten, hatten diese Frauen, sofern einige noch am Leben waren, allen Grund, sich an diese Worte zu erinnern. Heute, zweitausend Jahre später, haben wir abermals allen Grund, uns ihrer zu entsinnen.

Für die Christen ist die Via Dolorosa Abbild des Erlösungswegs geworden, dessen Kreuzwegstationen, in Kirchen und Kathedralen auf die eine oder andere Art bildhaft dargestellt, eine beträchtliche Rolle in der christlichen Andacht gespielt haben. Heute ist das Bild unannehmbar: ein Mensch, der dahinstolpert mit Balken auf dem Rücken, auf die er hingestreckt und festgenagelt werden soll, wie auch wir in unserem Fleisch die Triebe mitschleppen, die uns zeren und fesseln – damit ist nicht geholfen. Besser als die Via Dolorosa die Autobahn, sechsspurig in jeder Richtung und Wagen in endloser Folge, unterwegs von nirgendwoher nach nirgendwohin; Klänge und liebliche Weisen erschallen vom Autoradio her und auch die neuesten Nachrichten über Mord und plötzlichem Tod, was den Fahrer, zusammen mit der an den Lippen baumelnden Zigarette, in der richtigen Stimmung von Schläfrigkeit und Leere erhält, so daß er durch die endlose Bewegung eingelullt und verhext das Gefühl hat, ewig weiter zu rollen bis ans Ende der Zeit mit neuen Ausblicken auf unabsehbar sich erstreckenden Asphalt. Oder besser noch ein Fließband, ein hingleitendes Füllhorn, das den Überfluß aus sich gebiert und einer gierigen Welt hinschüttet. Oder vielleicht am allerbesten der evolutionäre Aufstieg vom Urschlamm zum Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts in seiner ganzen Herrlichkeit, fähig zum Mond zu fahren, schneller als das Licht zu reisen, dessen Gene gezählt und dessen Organe ersetzbar sind. Er

kann huren, ohne Leben zu erzeugen, essen, ohne dick zu werden und ein strahlendes Lächeln blitzen lassen, ohne glücklich zu sein. Fast alles ist besser als jene wankende, verhöhte Gestalt auf ihrem Weg nach Golgotha und zum Tod.

Wir kommen nun zu dem Höhepunkt der Geschichte Jesu, zum Punkt, wohin alles geführt hat – zu seinem Tod am Kreuz. In einem gewissen Sinn trifft für jedes Leben zu, daß der Tod sein Höhepunkt ist; stürben wir nicht, hätte es keinen Sinn zu leben. Mit Jesu Tod begann die Welt von neuem; sogar bis zur trivialen Tatsache, daß in unserem westlichen Kalender Ereignisse von daher datiert werden – vor und nach Christus. Nach den Evangelisten wurde Jesu Tod von verschiedenen übernatürlichen Geschehnissen begleitet: die Erde bebte, Finsternis bedeckte das Land und der Vorhang im Tempel zerriß von oben bis unten. Berichte aus jener Zeit, soweit sie existieren, lassen auf nichts Außergewöhnliches beim Sonnenauf- und Untergang schließen, noch wird ein außergewöhnliches Erdbeben verzeichnet. Es ist auch recht unwahrscheinlich, daß, wäre zufällig eine Fernsehkamera beim Grab aufgestellt gewesen, sie das Wegrollen des verschließenden Steins, oder das Hervortreten des auferstehenden Jesus hätte festhalten können. Wäre es trotzdem geschehen, so hätte sich das erhabene Drama von Jesu Tod und Auferstehung auf das reduziert, was wir euphemistisch als einen «lebenstreuen Dokumentarbericht» bezeichnen – eine *contradictio in adjecto*, wenn es je eine gab. Ein Chirurg kann mit Recht behaupten, er habe beim Herumstochern im Innern eines Patienten keine Spur einer Seele gefunden, wie auch ein durch den Welt-raum fahrender Astronaut versichern kann, keine Himmeltore gesichtet zu haben. Wäre aber der Chirurg in unseren Eingeweiden einer Seele auf die Spur gekommen, oder hätte der Astronaut auf seinem Radarschirm Anzeichen einer

himmlischen Stadt entdeckt, so hätte dies nur endgültig bewiesen, daß es keine Seele und keinen Himmel gibt. Die Ewigkeit verschwindet, wenn die Zeit sie umfassen kann, und Gott ist inexistent, wenn der Mensch ihn außerhalb der Gnade Jesu Christi zu sehen und zu erkennen meint. Jedenfalls sind die erwähnten übernatürlichen Begleiterscheinungen bei Jesu Tod unerheblich im Vergleich zur ungeheuren Wirklichkeit dieses Todes und seiner Folgen.

Die scheußlichen Vorkehrungen werden getroffen, um Jesu Leib ans Kreuz zu heften und dieses aufzuhissen, wie auch für die beiden Übeltäter links und rechts von ihm. Der Sitte gemäß mußte Jesus nackt gekreuzigt werden, seine Kleider werden unter den Soldaten verteilt – eines ihrer Vorrechte; in diesem speziellen Fall ein mehr als mageres. Das Hauptgewand läßt sich nicht teilen, so würfeln sie darum in Erfüllung der Weissagung: *Sie teilen unter sich meine Kleider und losen um mein Gewand.* Jesus lehnt das betäubende Getränk ab, das man den zum Kreuz Verurteilten aus Mitleid zu verabreichen pflegte, er mußte bei vollem Bewußtsein leiden. Sein höchstes Opfer hat, um gültig zu sein, bewußt ausgelitten zu werden. Unter der Menge, die sich um die drei Kreuze drängen, befinden sich Soldaten, ein oder zwei Vertreter des Hohen Rates, die dafür sorgen, daß alles planmäßig verläuft, dann Zuschauer mit dem morbiden Geschmack an solchen Ereignissen, der Pöbel und eine kleine Gruppe Frauen, die Jesus lieben, unter ihnen Maria, seine Mutter, und Maria Magdalena. Der einzige Jünger, der als anwesend erwähnt wird, ist Johannes, dem Jesus die Sorge für seine Mutter anvertraut: *Sieh, deine Mutter! Frau, sieh deinen Sohn!* Es wird viel gehöhnt – dieser Wundertäter heilte andere, sich selber aber kann er nicht heilen; dieser Prahlhans, der sich brüstete, den Tempel zu zerstören und in drei Tagen wieder aufzubauen, scheint unfähig, von seinem Kreuz herabzusteigen; dieser sogenannte

König der Juden, der behauptet, er vertraue auf Gott: also *soll Gott ihn jetzt retten, wenn er Wohlgefallen an ihm hat. Er hat ja gesagt: «Ich bin der Sohn Gottes»*. Sogar einer der Übeltäter stimmt in den Spott ein und fragt, wenn Jesus der Sohn Gottes sei, wie er behauptete, weshalb er denn nicht für alle drei die Rettung erwirke? Der andere weist ihn zurecht, indem er bemerkt, Jesus habe, anders als sie, kein Verbrechen begangen. Dafür verspricht ihm Jesus, er werde noch am gleichen Tag mit ihm im Paradies zusammen sein.

Dann aber bricht die Verzweiflung aus Jesus heraus mit den Anfangsworten des dreiundzwanzigsten Psalms: *Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?* In diesem dunklen Augenblick, dem Tod so nah und seinen Feinden so gänzlich ausgeliefert, fühlt sich Jesus sogar von Gott getrennt. Was immer in seinem sterblichen Wesen für vage Erwartungen bestanden haben mögen, Gott würde zu seinen Gunsten eingreifen, sie mußten aufgegeben werden. Gott hat ihn anscheinend verlassen; das Opfer, das von ihm verlangt wird, heißt *als Mensch* dem Tod begegnen, ohne Engelslegionen, die auf jeden Wink bereit sind, ihm zu Hilfe zu eilen; ohne Aussicht auf den ihn erwartenden himmlischen Thron, ohne Wolken der Herrlichkeit, um darauf einherzufahren zum Schrecken seiner Feinde, und am allerentsetzlichsten, ohne einen liebenden Gott, der sich um ihn sorgt, dessen bevorzugter Sohn er ist und um dessen willen er ans Kreuz genagelt ist und alsbald sterben wird. Dahinein drängt sich die leibliche Not, und er schreit: *Mich dürstet* – zwei Worte, die Mutter Teresa auf den Altären aller Niederlassungen der Missionarinnen der Liebe hat anbringen lassen. Ein paar Umstehende erbarmen sich seines Zustands, und da sie einen Kessel Essig in der Nähe stehen sehen, stecken sie einen Schwamm voll Essig *auf einen Ysopstengel und führen ihn an seinen Mund*. Als er

nun den Essig genommen, spricht Jesus: *Es ist vollbracht*; dann neigt er sein Haupt und gibt seinen Geist auf.

Damit endet nach menschlichen Begriffen die Lebensgeschichte Jesu. In Wirklichkeit, weitab von jedem Ende, beginnt sie erst. Paulus, aus einem Verfolger der Christen zum glühendsten und wirksamsten Verfechter Jesu geworden, wird die frohe Botschaft von der Ankunft des Reiches nach Europa bringen, wo sie das Fundament zu einer neuen großen Kultur bilden wird, auf den Trümmern Roms, um von dort aus, wie Jesus verlangt hatte, in jeden Winkel der Erde zu dringen. Mehr als das: Jesus selbst wird, obwohl er gestorben ist, in der Welt weiterleben; nicht bloß in seinen Nachfolgern und in seiner Lehre wie andere große Geister, sondern *als Person*. Sokrates war ein weiser und edler Mensch, niemand aber hat nach seinem Tod in ihm einen Freund und Genossen für alle Tage gefunden, um dessentwillen man ein Leben außergewöhnlicher Liebe und Hingabe zu führen bereit wäre. Heilige haben unter uns geweiht und uns ihr gesegnetes Andenken und ihre weiterdauernde Inspiration hinterlassen; doch als ihre Zeit kam, sind sie von uns gegangen. Auch große Künstler haben uns ihre Werke vermacht, doch sie desgleichen sind zur gegebenen Zeit entschlafen, um nicht wiederzukehren. Was an Jesus, nach dem Zeugnis und der Erfahrung unzähliger Menschen aller Gattungen und Stände, aller Rassen und Völker, von den einfachsten und primitivsten zu den klügsten und kultiviertesten, sich als so einzigartig erweist: er bleibt ein Lebender.

Die erste Kundgabe dieser Gegenwart Jesu in der Welt erfolgte unmittelbar nach seinem Tod. Dank einem seiner reichen geheimen Anhänger, Josef von Arimatäa, stand ein neues, in Fels gehauenes Grab für Jesus bereit, und die Erlaubnis war erteilt worden, den Leichnam dort zu bestatten. Mit Hilfe eines andern seiner wohlhabenden Gefolgsleute,

Nikodemus, wurde der Tote eilig einbalsamiert und mit Leinentüchern umwickelt. Ein großer Stein wurde herbeigewälzt, um den Grabeingang zu verschließen, und Wachen davor aufgestellt, um jedem Versuch zu wehren, den Leichnam zu entfernen, um dann zu behaupten, Jesus sei, wie er es geweissagt habe, von den Toten auferstanden. Nichtsdestoweniger fanden drei Frauen, als sie um Mitternacht des folgenden Tags zum Grabe kamen, den Stein hinweggerollt, und der Leichnam Jesu war weg. Daraufhin erschien Jesus bei zahlreichen Anlässen in leiblicher Gestalt und mit leiblichen Bedürfnissen.

Über die Auferstehung hat es eine Menge hitziger Kontroversen gegeben, Millionen von Worten. Etwa darüber, wie das angebrachte Siegel entfernt werden konnte und weshalb die Soldaten der Grabwache angeblich nichts davon bemerkten. Im Heiligen Land kam mir einmal der Gedanke, irgendein halbschlauer Leichenfledderer in Jerusalem habe von der bevorstehenden Hinrichtung des Königs der Juden erfahren. Er rennt also auf Golgotha, um sich nach etwaiger Beute umzusehen, wartet bis das Werk getan ist, macht ausfindig, wo der Tote hingelegt wurde, zerzt den Stein weg, um sich dann in einem unbewachten Augenblick mit dem Leichnam aus dem Staub zu machen. Was für eine Enttäuschung! Dieser König der Juden hat weder eine Krone noch Juwelen noch Reichsapfel, weder Zepter noch Ring. Da ist nur dieser wertlose, zerschlagene, nackte Leib, den der Mann mit Abscheu den Aasgeiern überläßt, die ihrerseits die Gebeine in der Wüstensonne liegen und bleichen lassen. Kostbares, kostbares Gebein!

Wenn wir an verstorbene Freunde denken, stellen wir sie uns vor, wie sie waren – als sterbliche Wesen, mit den Bedürfnissen und in der Kleidung Sterblicher –, selbst wenn wir uns bewußt sind, daß sie, sofern wir an ihre neue Existenzform glauben, eine völlige Verwandlung durchge-

macht haben. Gleichermassen kann Shakespeare Banquos Geist im Leib und Gewand des Mannes Banquo auftreten lassen, und das nicht, weil er meint, der Tod habe ihn nicht verwandelt, sondern weil das die einzige Art ist, die dem Publikum erlaubt, ihn wiederzuerkennen. So erblickten auch die Jünger, als sie sich nach der Kreuzigung der Gegenwart Jesu unter ihnen bewußt wurden, ihn so, wie sie ihn gekannt hatten, in einem Leib, bekleidet, redend und essend. Aber gleichzeitig war es seine Gegenwart unter ihnen, und nicht was sie zu sehen, zu hören und an ihm zu betasten meinten, was sie auf dem Empfang des Heiligen Geistes und die große Aufgabe vorbereitete, die christliche Religion zu begründen und weiterzutragen. In ihrem Gefolge waren sich auch die nachkommenden Geschlechter bis auf den heutigen Tag der Gegenwart Christi unter ihnen und der Umwandlung, die diese in ihrem Leben wirkte, bewußt: der Freude und Liebe und vertieften Einsicht, die sie ihnen in dieser Welt, wo Jesus lebte, lehrte und starb, verlieh, und des Ausblicks auf das Reich, das nicht von dieser Welt ist.

Ist Jesus in dem Sinn von den Toten erstanden, daß er sein sterbliches Dasein wieder aufnahm? War er nach der Auferstehung derselbe Mensch wie vor seiner Kreuzigung, außer daß nun an seinem Leib das Mal der Nägel zu sehen war, die man ihm durch Hände und Füße getrieben hatte, und die Öffnung an seiner Seite, wo das Schwert des römischen Soldaten ihn durchbohrt hatte, um sich zu vergewissern, daß er tatsächlich tot war? Diese Wundmale waren es, die der Apostel Thomas zu betasten verlangte, ehe er sich dazu bringen konnte, an die Tatsache der Auferstehung zu glauben – *wenn ich nicht an seinen Händen das Mal der Nägel sehe und meinen Finger in das Mal der Nägel lege und meine Hand in seine Seite lege, so werde ich nimmermehr glauben.*

Acht Tage später, als sich der auferstandene Jesus unter seinen Jüngern befand – er war plötzlich unter ihnen erschienen, obwohl die Türen des Raums, in dem sie sich aufhielten, verschlossen blieben –, sagt er zu Thomas: *Leg deinen Finger hierher, und sieh meine Hände, und leg deine Hand hierher in meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig.* Worauf Thomas, nachdem er der Weisung Jesu Folge geleistet, nur entgegnen kann: *Mein Herr und mein Gott!* Jesus unterscheidet daraufhin zwischen denen, die wie Thomas glauben, weil sie sehen und berühren, und jenen – die Seligeren –, die weder gesehen noch berührt haben und dennoch glauben.

Seit Thomas hat es zahllose Christen gegeben, die geglaubt haben, ohne zu sehen. Heute fällt sogar den Sehenden das Glauben schwer, und die vorherrschende Meinung ist, daß wenn die Auferstehung überhaupt stattgefunden hat, sie nichts anderes bedeuten kann als Jesu weiterdauernden Einfluß auf das Leben, Denken und Hoffen seiner Anhänger. Im besten Fall wird sie als der glückliche Ausgang einer traurigen Geschichte empfunden, deren Held, nachdem er in die Hände seiner Feinde gefallen und umgebracht worden ist, plötzlich heil und gesund wieder auftaucht, so wie Sherlock Holmes, nachdem ihn Conan Doyle in einer vorausgehenden Erzählung endgültig erledigt hatte.

Es darf wohl bezweifelt werden, daß eine solche Lösung genügt hätte, den Jubel auszulösen, der durch die Jahrhunderte bis zur Gegenwart am Ostersonntag erschallt. Tolstoj schildert, wie die russischen Bauern sich zur Osterzeit mit dem Freudenruf begrüßen: «Christ ist erstanden!», als ob das denkwürdige Ereignis eben erst stattgefunden hätte. Durch die ganze Christenheit hindurch war die Auferstehung ein Anlaß zur Freude und Dankbarkeit, wie sie in Psalm 95 so schön zum Ausdruck kommt: *Kommt, laßt uns*

froblocken Jahwe. Jauchzet ihm zu, dem Felsen unseres Heils. Gleichzeitig mit der Verheißung des Frühlings, dem jährlichen Neuwerden der Ernten und Blumen und dem Vogelgezwitscher kommt auch diese andere Auferstehung, die allen, die sie suchen, geistige Wiedergeburt verspricht. Der erstandene Christus ist das Ebenbild des gefallenen, nun aber erlösten Menschen, seiner endgültigen und allein dauerhaften Befreiung; der Freiheit, die er auf der politischen Bühne, auf Schlachtfeldern, in Streitgesprächen und Debatten, im geheimen Streben rebellischer Geister so inbrünstig, tapfer und vergeblich gesucht hat, hier aber endlich erreicht.

Wie wir sahen, mußte Jesus, zur Erfüllung des Ziels der Menschwerdung, beides sein: Gott und Mensch; nur so konnte sich Gott dem Menschen offenbaren und dieser sich wahrhaft mit Gott in Verbindung setzen. Am Kreuz starb Jesus als Mensch, doch nur um als Gott von den Toten zu erstehen. Das war die Auferstehung. Nochmals, es ist keine Frage des Entweder-Oder; nach der Kreuzigung war Jesus nicht entweder tot *oder* lebendig, er war vielmehr tot *und* lebendig. Die menschliche Tragödie seines Todes ging unter in der seligen Schau der Todlosigkeit, die mit der Auferstehung seinen Jüngern und nach ihnen allen, die ihn liebten und ihm folgten, gewährt wurde. Wäre er vom Kreuz herabgestiegen, wie seine Peiniger höhrend forderten, so hätte dies nur in seiner Menschheit geschehen können und ein weiterer Tod wäre ihm bevorgestanden, wie dem Lazarus, der von den Toten auferweckt wurde, um als Mensch weiterzuleben bis zum Zeitpunkt seines endgültigen Todes. Der gekreuzigte Jesus starb als Mensch unwiderruflich, um von den Toten auferstehend sein Erbe ewigen Lebens anzutreten. Es war eine Umkehrung der Inkarnation; der menschengewordene Gott war Jesus, und der auferstandene Jesus war Gott. *Ich bin die Auferstehung und das Leben*, hatte

Jesus Martha von Bethanien gesagt, als er im Begriff war, deren Bruder vom Tode zu erwecken. Da er sich den Jüngern zeigte, nachdem sein Leib einbalsamiert und sein Grab versiegelt worden war, hat sich die Wahrheit dieser Worte auf immer kundgetan.

Vor seinem Tod am Kreuz hängend und noch als Mensch redend, versprach Jesus einem der beiden Übeltäter, die neben ihm gekreuzigt waren, er werde noch am selben Abend bei ihm im Paradies speisen. Andererseits sagt er nach seinem Tod, als der auferstandene Christus redend, zu Maria Magdalena: *Halte mich nicht fest. Denn ich bin noch nicht zum Vater aufgestiegen.* Mit andern Worten: er hat aufgehört, Fleisch zu sein, ist aber noch nicht eins mit Gott. Dasselbe bringen auch die Engel im leeren Grab Jesu zum Ausdruck, von denen berichtet wird, sie hätten die Frauen, die gekommen waren, ihn einzubalsamieren, gefragt: *Was sucht ihr den Lebendigen unter den Toten?* Das Grab ist für die Toten, sagen sie, aber Jesus lebt und ist hier nicht zu finden. Die Engel erinnern die Frauen daran, daß Jesus in Galiläa ihnen gesagt hatte: *Der Menschensohn muß in die Hände der Sünder überliefert und gekreuzigt werden und am dritten Tag auferstehen.* Warum sollten sie also erstaunt sein?

Um dem Eindruck entgegenzuwirken, Jesus sei nur ein körperloser Geist, der noch für kurze Zeit sich auf Erden aufhält, um bald im Himmel zu verschwinden, verlegen sich die Evangelien später darauf, seine leiblichen Bedürfnisse zu betonen. So verlangt er das eine Mal von seinen Jüngern Speise: *Habt ihr etwas zu essen?*, und sie reichen ihm *ein Stück gebratenen Fisch und eine Honigwabe.* Und nochmals am See von Tiberias, als die Jünger eine ganze Nacht lang gefischt und nichts gefangen hatten, erblicken sie im Morgenrauen einen, der am Ufer steht und ihnen befiehlt: *Werft das Netz auf der rechten Seite des Bootes aus, dann werdet ihr etwas finden.* Das tun sie und sind vor der Menge

Fische nicht imstande, es wieder einzuziehen. Johannes erkennt den Fremden, der ihnen den phantastischen Fang verschafft hat: Jesus. *Es ist der Herr*, ruft er aus, und Petrus, impulsiv wie immer, springt ins Wasser, um zu ihm hin zu schwimmen. Da sie mit ihrer großen Beute an Land kommen, erblicken sie *ein Kohlenfeuer angelegt und Fisch darauf und Brot*, und Jesus verteilt diese Speise unter ihnen, wie er es für die Fünftausend getan hatte. Und abermals: um die Jünger mit dem Heiligen Geist auszurüsten, haucht er sie leibhaftig an. Während seiner Sendung auf Erden berührte er die Zungen der Stummen, damit sie reden, und die Augen der Blinden, um sie sehend zu machen, und nun verleiht sein Hauch den Jüngern die Kraft, den Mut und die Worte, das ungeheure Werk in Angriff zu nehmen, das er ihnen anvertraut hat – *in alle Welt hinauszugehen und allen Geschöpfen die Heilsbotschaft zu verkünden*.

Thomas hatte Glück; er durfte die Wundmale sehen und betasten, Jesus selber führte dabei seine Hand. Spätere Thomasse müssen sich mit bloßem Fragen beim Prüfen und Suchen begnügen. Wie konnte Jesus essen, nachdem alles Blut seines Leibes vergossen worden war? Welche Art von Verdauung hatte er? Was trug er für Kleider, und wer hatte sie ihm verschafft, da ihm die seinen von den römischen Soldaten genommen worden waren und sein Totenlinnen im leeren Grab gefunden wurde? Solche Fragen stellen heißt das Wesentliche verpassen, das Tolstojs Bauern mit ihrem Ruf «Christ ist erstanden!» sogleich erfaßten. Die Auferstehung ist nicht etwas, das sich einmal ereignete; sie ereignet sich immerfort, wie der Frühling immer neu kommt. Sie ist die unzerstörbare Hoffnung, die den Christen durch die ganze Harlekinade der Geschichte hindurchgeholfen hat. Wenn Jesus nicht von den Toten auferstanden ist, sagt Paulus den Christen von Korinth, und wir nur in dieser Welt auf Christus hoffen, *dann ist unsere Pre-*

dig nichtig und *wir sind die bedauernswertesten aller Menschen*. Ohne den Sieg über den Tod, den die Auferstehung darstellt, so sagt er, ist Jesu Reich ebenso illusorisch wie alle übrigen Reiche – wie das Cäsars, wie die nicht zu stürzende Diktatur des Proletariats, wie Hitlers Tausendjähriges Reich. Hat keine Auferstehung stattgefunden, dann war Jesus am Kreuz wahrlich verlassen und seine Sendung ein klägliches Scheitern. Mit dem letzten Hauch seines sterblichen Atems sprach er: *Es ist vollbracht*, und damit wäre die Geschichte zu Ende gewesen, hätte er nicht mit seinem unsterblichen Atem hinzugefügt: *Seht, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt*.

Nach irdischen Begriffen ist der Tod das einzig Gewisse. Alles, was mein sterblicher Geist sicher wissen kann, ist, daß diese Hand, die diese Worte schreibt, einmal stocken und leblos sein wird, und der Verstand, der sie wählt und ordnet, zu wirken aufhört. Leib und Geist sind gleichermaßen zum baldigen Verlöschen verurteilt nach einem so kurzen und flüchtigen Dasein – genauso wie eine Libelle, die mit ihren leuchtenden Flügeln und so ungemein genauen Bewegungen im Sonnenlicht dahinflitzt. Der Psalmist sagt: *Wie einen Seufzer verlebten wir unsere Jahre . . . rasch enteilen sie, im Fluge sind wir dahin*. Dieses seltsame und unentrinnbare Schicksal ist allen Geschöpfen gemeinsam – vom Basilisus bis zu Michelangelo; die Erzählung ändert sich, ihr Schluß aber ist immer derselbe. Ihm gegenübergestellt mögen wir toben, verzweifeln oder zu vergessen suchen, mit dem Wahn uns trösten, die Wissenschaft werde zu gegebener Zeit entdecken, weshalb und wozu wir überhaupt hier sind, und wie wir, als Einzelne oder als Kollektiv, unsere Existenz in irgendeine «Tapfere Neue Welt» hineinprojizieren können, die unter des Menschen unbeschränkter Herrschaft das All umspannt. Gottes Gegenvorschlag ist die Auferstehung – ein sterbender Mann, der von den To-

ten ersteht. Wie Pascal mit seiner berühmten Wette, gehe ich auf das Angebot ein und sage: «Abgemacht!», einstimmend in den jubelnden Ruf, der durch die Jahrhunderte hallt: «Christ ist erstanden!»

Daß die Auferstehung stattgefunden hat und als Folge davon die zerstreuten Jünger wieder zusammenfanden, entschlossen, das Werk ihres Meisters weiterzuführen, scheint mir unbezweifelbar wahr zu sein. So auch Jesu Wort, er sei das Licht der Welt, und die damit verbundene Verheißung, daß wir durch ihn zu neuen Menschen wiedergeboren werden können, befreit von der Sklaverei an das Ich und an unsere Begierden, in die herrliche Freiheit der Kinder Gottes. Verglichen mit diesen ungeheuren Gewißheiten erscheinen alle Ungewißheiten über die genauern Umstände von Jesu Geburt, Sendung und Tod am Kreuz, seiner bleibenden Gegenwart in der Welt nutzlos und unergiebig. Entweder hat es Jesus nie gegeben oder er lebt noch immer. Als ein typisches Produkt unserer verworrenen Zeiten, skeptischen Geistes und mit sinnlicher Veranlagung, schüchtern und unwürdig, aber mit der höchsten Gewißheit behaupte ich: Er lebt noch immer. Wäre die Geschichte Jesu auf Golgotha zu Ende gewesen, dann wäre es tatsächlich die Geschichte eines «Mannes der starb» (D. H. Lawrence) gewesen. Aber da zweitausend Jahre später seine Verheißung: *Wenn zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen*, offensichtlich noch immer gilt, ist es die Geschichte eines Mannes, der lebt.

In der Reihe "Christliche Meister" sind bisher erschienen:

- 1 Basil Kardinal Hume, Gott suchen
- 2 Johannes Tauler, Predigten (Band I)
- 3 Johannes Tauler, Predigten (Band II)
- 4 Richard von Sankt-Victor, Die Dreieinigkeit
- 5 Caterina von Siena, Meditative Gebete
- 6 Angelus Silesius, Cherubinischer Wandersmann
- 7 "Der Franckforter", Theologia Deutsch
- 8 Die Wolke des Nichtwissens
- 9 Charles Péguy, Das Tor zum Geheimnis der Hoffnung
- 10 Malcolm Muggeridge: Jesus, der Mann der lebt

Manchen wird es unangebracht scheinen, Muggeridges Meisterwerk (eines Mannes, der als Redaktor des "Punch", als Reporter, internationaler Journalist, Filmer usf. bekannt ist) unter die Perlen der geistlichen Literatur einzureihen. Aber gerade dieses Farbtons bedarf es in dem Gemälde, dieser Erhabenheit eines "blökenden Laien" (C.S. Lewis) über allem tiefsinnigen Unsinn der gelehrten Bibelwissenschaftler, auch dieses oft lachenden, oft grimmigen Humors, um die lebendige Gestalt Jesu neu erfahren zu lassen. "Der Mann, der lebt" formuliert Muggeridge (vor Schillebeeckx) gegenüber "Jesus, der Mann, der starb" von D.H. Lawrence. Und so quicklebendig der Glaube dieses wahren Bekenntners ist, so glaubhaft taucht hier die überlebensgroße Gestalt Jesu hinter all den Mystifikationen einer unabsehbaren papierenen Jesusliteratur auf. Solcher Augen, wie der dieses Laien, bedürfen wir dringend, um schlicht das wahrzunehmen, was die Evangelien uns zeigen wollen.

Der Verfasser, Malcolm Muggeridge, geboren 1903, studierte am Selwyn College in Cambridge. Nach einigen Jahren Lektorat an der ägyptischen Universität in Kairo wechselte er 1930 zum Journalismus über und war bis zu Beginn des Zweiten Weltkriegs Mitherausgeber und Auslandkorrespondent an großen englischen und indischen Blättern ("Manchester Guardian", "Evening Standard" usf.). Nach dem Krieg, den er als höherer Offizier im Fernen Osten, in Afrika und Europa miterlebt hat — er erhielt mehrere Auszeichnungen für seinen Einsatz —, wurde er maßgeblicher Mitarbeiter am "Daily Telegraph" in Washington und später Herausgeber des "Punch", dem er neuen Glanz verlieh. Er veröffentlichte nebenher mehr als ein Dutzend geschichtliche und religiöse Bücher. Im deutschen Sprachraum ist er vor allem durch sein Werk über "Mutter Teresa" von Kalkutta bekannt geworden.